This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

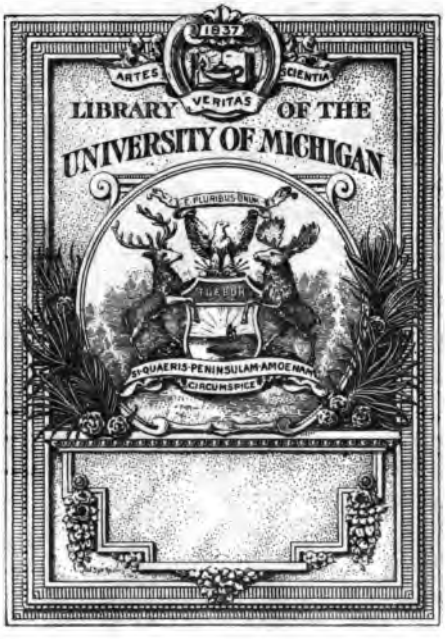
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 794,432



THE GIFT OF

Dr. H. E. Ewing.

830.6B58

Im Verlage der **Union Deutsche Verlagsgesellschaft** in **Stuttgart, Berlin** und **Leipzig** erscheinen gegenwärtig:

Ottilie Wildermuths
Gesammelte Werke.

Herausgegeben von ihrer Tochter

Adelheid Wildermuth.

Illustriert von **Fritz Bergen.**

Vollständig in 75 Lieferungen à 40 Pf., 10 Bänden broschiert à 3 Mark, elegant gebunden à 4 Mark.

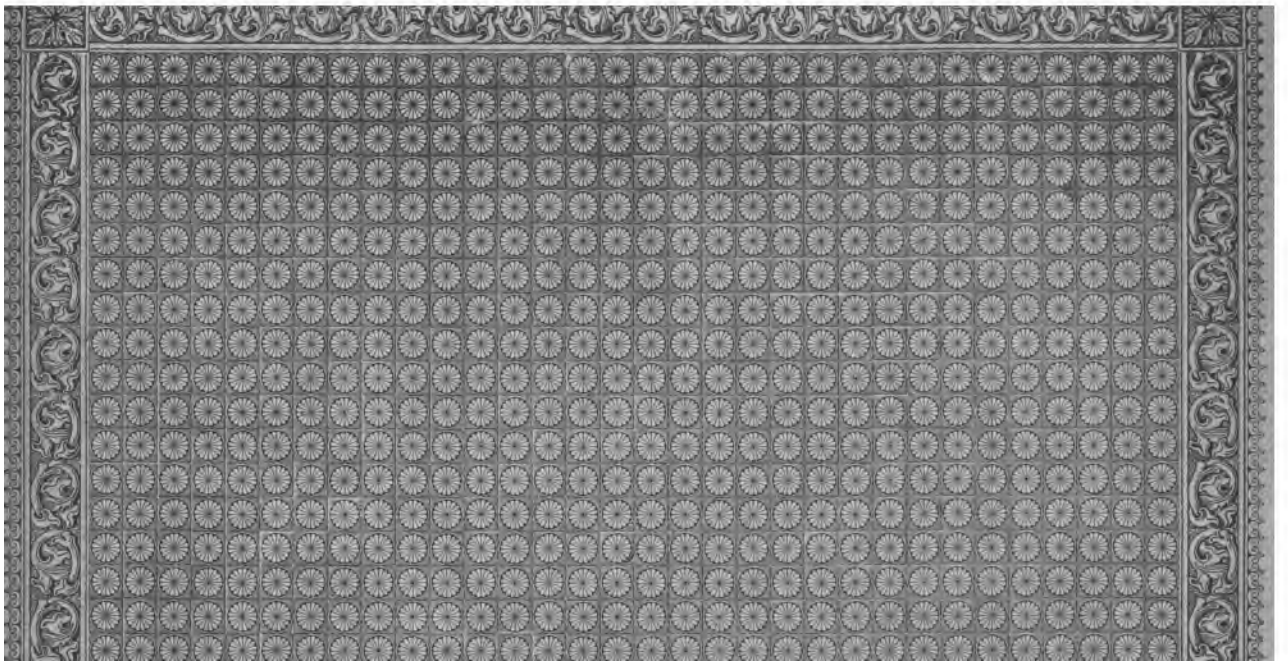
Die Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von ca. 14 Tagen.

Diese neue Ausgabe wird enthalten:

Bilder und Geschichten aus Schwaben. Erster u. zweiter Teil. — **Aus dem Frauenleben.** Erster u. zweiter Teil. — **Lebensrätsel.** — **Die Heimat der Frau.** — **Im Tageslicht.** — **Zur Dämmerstunde.** — **Auguste. Beim Lampenlicht.** — **Perlen aus dem Sande.**

Eine illustrierte Ausgabe von Ottilie Widermuths Gesammelten Werken bedarf zur Empfehlung keiner weiteren Worte. Die von einem Hauche poetischer lebenswarmer Empfindung durchwehten Erzählungen der gefeierten Frau erfahren durch den Stift eines unsrer bedeutendsten Künstler eine lebhafte Interpretation, und wir können somit in Ottilie Wildermuths Gesammelten Schriften ein Werk bieten, das auf die Sympathien der weitesten Kreise rechnen darf.

Subskriptionen auf das Werk nehmen die meisten Buchhandlungen entgegen.



Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1892.

Zwölfter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Verschmäht. Roman von L. Haidheim (Fortsetzung)	5
Am Hochzeitstage. Kriminalnovelle von M. Barack.	69
Die Gottesanbeterin. Erzählung von Theo Seelmann	125
Festtage im Lande der Pharaonen. Ethnographische Skizze. Von Hermann Gauß	146
Spiegelfechtereien. Aerztliche Erfahrungen beim Aushebungsgeschäft. Von Dr. Friedrich Parkner	157
Die Entwickelung des Versicherungswesens. Ein volkswirthschaftliches Kapitel. Von A. Oskar Klaußmann	170
Das Gesetz des Rückschlags in der Thier- und Pflanzenwelt. Naturwissenschaftliche Skizze von L. Haschert	183
Mannweiber. Eine Plauderei. Von Hugo Sternberg	192
Mannigfaltiges:	
Ein Gerichtstag in Maulmain	202
Hungerkünstler unter den Thieren	210
Allerlei merkwürdige Jubiläen	213
Das Gespenst im Kleiderschrank	216
Allerhand Eisenbahnen	219
Eine türkische Kriegserklärung	223
Billiger Bauplatz	224
Tanzordnungen und Damenspenden	225
Der Schellack	229
Die Franzosen und die Weißenfelser Saalbrücke	231
Gemüthlich	232
Die Erfindung des Gaslichtes	232
Warum Mohammed seinen Anhängern das Weintrinken verbot	236
Kriegsfalken und Kriegsschwalben	236
Das Blockhaus Lincoln's	239
Unverbesserlich	240
Auch ein Trost	240

Verschmäht.

Roman

von

L. Haidheim.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

6.

Die Polizei arbeitete entweder nicht mit dem nöthigen Eifer, oder sie wurde schlecht geleitet, denn ein Tag nach dem andern verging, ohne daß man den Verbrecher entdeckte.

Berthold athmete auf. Seine Ueberzeugung, daß Arwe und er verwechselt worden, daß der Schmiedjohann der Thäter sei, stand fest; aber er hütete sich gar wohl, auch nur mit einem Blick zu verrathen, was er dachte. Er hatte Angst genug, daß Lieschen nicht reinen Mund hielt. Dennoch war er froh, sie nirgends zu sehen. Auch der Schmied schien verschwunden zu sein.

Zu Herrn Großhaber getraute er sich nicht, um Lieschens willen, und doch mahnte ihn die Mutter jeden Tag an diesen Pflichtbesuch. Endlich konnte er es nicht mehr umgehen, ohne auffallend unartig zu sein.

Sein Herz schlug wie ein Hammer, als er sich Großhaber's Haus näherte. Nun zog er die Klingel. Ein leichter Schritt drinnen kam heran. Das war Lieschen!

Er zwang sich zu eisiger Kälte seiner Mienen, sie gleich abzuschrecken. Aber das war nicht nöthig gewesen;

eine fremde Dienerin öffnete ihm und führte ihn nach des Hausherrn Stube.

Dort saß der Alte auf seinem zerschlissenen Lehnstuhl, er lachte vergnügt auf, als er Berthold erkannte, und erhob sich schnell, um ihm entgegen zu gehen: „Nun, das freut mich! Ich dachte schon, Sie wollten mit mir nichts zu thun haben," empfing er den Eintretenden.

„Ich war täglich bei meinem kranken Freunde, dem Doktor Arwe!" entschuldigte sich Berthold.

Er hatte sich vorgenommen, kühn auf den Busch zu klopfen, um zu erfahren, ob der Alte Verdacht hätte. Das war aber offenbar nicht der Fall. Großhaber beklagte nur, daß er seinen Hausarzt entbehren müsse.

„Und nun soll er ja mit Fräulein v. Hohenkling verlobt sein," fuhr er fort. „Solcher Unsinn! Ich kann diese Menschen gar nicht begreifen. Er hat nichts, und ihr Vater hat nur Schulden — na, ich weiß nicht, wie er es macht, daß er sich noch auf den Füßen hält!"

„Aber Doktor Arwe war auf dem besten Wege, sich eine gute Praxis zu gründen," sagte Berthold.

„Ach was — Praxis gründen! Und wenn er sich dann nach drei oder vier Jahren bei irgend einer Seuche den Tod holt, dann sitzen Frau und Kinder am Bettelstab! Ein Mann soll, wenn er selbst nichts hat, auf Vermögen sehen, und wenn er selbst 'was hat, auf noch mehr! Sehen Sie, das ist aller Weisheit Anfang und Ende: Geld, Geld und nochmals Geld!"

Berthold zuckte die Achseln. Die Gesinnung des alten Mannes berührte ihn widerlich.

„Was macht denn meine Enkelin, Herr Lieutenant?" fing Herr Großhaber ein anderes Gespräch an.

„Sie gibt sich, wie es scheint, Mühe —"

„Freut mich, freut mich! Ist unerläßlich, so ein wenig Tünche und Manier. Die fehlen ihr. Geld kriegt sie ja

mehr, als Einer denkt, und hochgebildet sind ja doch die feinen Damen noch längst nicht Alle. Das ist auch oft genug nur Firniß. Was thu' ich überhaupt mit der hochfeinen Bildung? Für Geld kann man alle Abend in's Theater gehen und sich in einem Winter so viel Bildung holen, wie man braucht. Aber die äußere Form, der Schliff, das Vornehmthun — das will gelernt sein!"

Berthold's gereizte Antwort wurde abgeschnitten. Ein breitschulteriger, untersetzter Mann kam auf Großhaber's Haus zu.

„Sehen Sie, wenn man den Fuchs nennt, kommt er auch schon gerennt: da ist der Herr Kommandant schon!" flüsterte der alte Mann, und ein ganz besonders listiges Lachen flog über sein Gesicht. „Warte; eine Hand wäscht die andere, er soll mir die Milli in sein Haus einladen! Wissen Sie, Herr Lieutenant, ihr hülfe alle Bildung nicht, die Ihre Fräulein Schwester ihr überpinselt, sie muß eine Stellung haben! Und dazu soll der da helfen."

Unterdeß hatte es draußen geklingelt, und das Mädchen brachte eine Karte herein.

„Dummes Ding, Du konntest ja sagen — aber sehen Sie, Herr v. Markott, sie ist noch neu, die Philippine; ich hatte eine andere Magd für's Haus, ein hübsches, nettes Ding. Das will ja aber gleich heirathen, ist ja schon siebzehn Jahre alt und hat sich einen trunksüchtigen Schmiedegesellen ausgesucht, der sie zu seiner Mutter gebracht hat, wohin sie paßt, wie — ah, Herr Stadtkommandant, bestens willkommen!" unterbrach sich Großhaber und schüttelte dem Eintretenden die Hand.

„Ei sieh, Berthold! Du bedankst Dich wohl für das billige Lotterielos? Wenn Sie 'mal wieder ein Loos mit einem Haupttreffer haben, so schicken Sie es mir doch, Herr Großhaber!" scherzte der Offizier, ohne daß die

tiefen Schatten in seinem verlegen lächelnden Gesicht sich aufhellten.

„Werde mich hüten, werde mich hüten!" kicherte der Alte. „Zum zweiten Male macht man so 'was nicht."

Berthold empfahl sich. Er hätte auch ohne Großhaber's Indiskretion gewußt, daß Hohenkling Geld leihen wollte. Der Mann dauerte ihn, er sah so aufgeregt und verwirrt aus.

Als er am Hotel „Viktoria" vorüberschritt, dem ersten der Stadt, hörte er, wie Jemand seinen Namen rief.

Er blickte auf. Ein elegant in Civil gekleideter Herr mit hoch auf den Schädel gehender Stirn und mächtigem Schnurrbart stand da oben auf dem Balkon im ersten Stock und wiederholte den Ruf: „Markott — Berthold!"

„Ist es möglich, Linnich!" murmelte dieser.

„Natürlich! Sehe ich denn aus wie ein Gespenst?" lachte der Herr da oben.

Berthold flog die Treppen hinauf. Gleich darauf standen sie Hand in Hand. Fragen und Antworten überstürzten sich.

Baron Linnich war gekommen, zu untersuchen, ob im lange nicht bewohnten neuen Schlosse die kürzlich verwittwete Prinzessin den Winter über mit ihrer Tochter wohnen könne.

Es war freilich der zweite Winter nach ihres Gemahls Tode, sie konnte aber das Leben in der Residenz nicht ertragen, wie sie sagte.

„Um der Sache den rechten Namen zu geben, sie stört die Hofgesellschaft in ihrem Vergnügen! Es soll für die jüngeren Prinzessinnen mancherlei geschehen, und die ewige Rücksichtnahme auf sie und Prinzeß Isabella ist damit nicht zu vereinigen," erklärte der Baron Linnich.

„Du kannst mir doch Deinen Tag opfern! Bis sechs Uhr nur? Nun gut, das ist nicht lange, aber ich nehme vorlieb."

Baron Linnich befahl Wein und Frühstück. Berthold schrieb ein paar Zeilen an seine Mutter. Sie setzten sich dann in eine der Kojen der im Erdgeschoß befindlichen Restauration. Hier fanden sie ein behagliches Eckchen, Lauscher brauchte man um diese Zeit nicht zu fürchten.

Linnich war auf der Schule der Dritte im Bunde gewesen mit Arwe und Markott. Natürlich hatte er Arwe's Mißgeschick erfahren.

Die Beiden hatten sich viel zu erzählen. —

„Und es geht Arwe also besser? Er wird genesen?" sagte Linnich. „Wann etwa? Ich habe ihn der Prinzessin warm empfohlen. Dich auch! Sie braucht einen zweiten Kavalier! Würde Dir der Frauendienst passen? Mancher würde Dich d'rum beneiden. Sie ist sehr gut situirt, Du hast kein Vermögen."

Das Alles redete Baron Linnich in einem Athem auf Berthold ein. Höchst überrascht hörte er dann von dessen Glücksfall, und daß er Soldat bleiben, zur Kavallerie übertreten wolle, und sich zu diesem Zweck bei den Dragonern zur Dienstleistung gemeldet habe, nicht ohne gute Aussicht auf Erfolg.

„Aber wenn einmal ein Platz für Hilda bei der Prinzessin frei wäre," meinte Berthold.

Er deutete an, daß Hilda's Versorgung ihm um so mehr am Herzen läge, als sie leider ihr eigenes Glück, so nahe es sich ihr biete, nicht erkennen wolle. Wettbergen's Name wurde gleich darauf von Linnich genannt. Er kannte die ganze Gegend mit ihren Bewohnern. Offenbar war er genau orientirt. Seine Art war überaus gutherzig, ein wenig polternd, gerade aus und selbstlos. Nie war ein Mensch, was seine Eigenschaften betraf, weniger zum Hofmann geeignet, als er, nie Einer vom Gegentheil mehr überzeugt und durch seine glänzenden Vermögensverhältnisse besser in der Lage, an einem kost-

spieligen Hofhalt nach den höchsten Herrschaften die erste Rolle in Bezug auf Repräsentation zu spielen.

Berthold's eben gewonnenes Vermögen hätte er belächelt, wenn er es mit dem seinigen verglichen hätte; aber das lag ihm fern. Sein Reichthum gab ihm nie den Maßstab für den Anderer ab, denn den betrachtete er ganz harmlos selbst als das, was er war — ungewöhnlich.

Sie blieben den ganzen Tag zusammen, besichtigten das Schloß unter dem fachmännischen Beistand des Landbaurath's und verschiedener demselben unterstellten Handwerker.

Noch vor dem Abend wußte die ganze Stadt, daß das neue Schloß in höchster Eile für die Prinzessin in Stand gesetzt würde, daß Baron Linnich geschickt sei, Alles hier in Ordnung zu bringen, und daß des Königs Günstling den ganzen Tag mit dem Lieutenant v. Markott zusammen gewesen, wodurch Letzterer von Neuem an Interesse gewann.

Wer hätte früher von Lieutenant v. Markott besondere Notiz genommen, außer den Damen, die ihn als Walzertänzer und beeiferten Kavalier rühmten? Das war jetzt ganz anders geworden. Markott erfreute sich plötzlich einer allgemeinen Beachtung, und ohne sich den Grund dafür klar zu machen, nahm er die Thatsache wohlgefällig hin, die ihm Rita's schändliche Treulosigkeit einigermaßen versüßte.

Jetzt, wo die angekündigte Ankunft der Prinzessin die ganze Gesellschaft aufregte, wurde er einfach eine Person von Wichtigkeit, und wer etwas wissen wollte, wandte sich an ihn, der mit Baron Linnich in lebhafter Korrespondenz stand und demselben eine Menge Gefälligkeiten zu erweisen, Auskünfte zu geben Gelegenheit hatte.

— — — — — — — — — — — —

Ein paar Wochen gingen rasch hin, das Weihnachtsfest nahte. An einem kalten Dezembermittage, bei Schnee-

luft und eisigem Winde, sah Berthold Rita Ortler zum ersten Male wieder.

Es war bei dem Balle, den der Stadtkommandant alljährlich um diese Zeit gab und den er mit einer seiner Tochter ganz unbegreiflichen Hartnäckigkeit sich weigerte, hinauszuschieben.

Felicitas hatte der bitteren Stunden die Menge gehabt seit jenem Tage, da Doktor Arwe, wie es den Anschein hatte, sterbend in seine Wohnung gebracht worden war. Im ersten Schrecken ließ freilich der Oberstlieutenant v. Hohenkling die Thatsache, daß seine Tochter mit dem jungen Arzt sich verlobt hatte, einfach gelten, ohne ihr Vorwürfe zu machen. Dann aber, als Arwe's Genesung verhältnißmäßig günstig verlief, änderte sich seine Stimmung ganz erheblich, und eines Morgens — es war eine Woche etwa, nachdem er bei Herrn Großhaber gewesen — rief Hohenkling seine Tochter zu sich in sein Zimmer, um, wie er angab, mit ihr den ihr in dieser Stimmung so verhaßten Ball zu besprechen.

Für Felicitas blieb nicht einmal der Vorwand, daß man den Patienten im Erdgeschoß nicht beunruhigen dürfe. Diese Art Bälle wurden einfach im „Gesellschaftshause" gegeben, das war in der Stadt allgemein Brauch.

„Ich wünschte, Vater, Du könntest dies Jahr unseren Ball ausfallen lassen, es wird es uns Niemand übel nehmen, und Du hast Sorge genug," sagte sie unruhig.

Ihr kam bei seinem heute so finsteren Aussehen ein Bangen vor ernsteren Auseinandersetzungen. Sie hatte sich auch nicht getäuscht.

„Das lasse meine Sache sein, Felicitas," war des Oberstlieutenants Erwiederung. „Ich habe andere Dinge mit Dir zu besprechen, als den Ball, und ich wünsche keinerlei Widerspruch, denn sie sind wohl überlegt und eine Folge meiner unerfreulichen Finanzlage. Also höre:

Zunächst hat mir Herr Großhaber den Wunsch an's Herz gelegt, seine Enkelin, die einmal mehr als eine Million haben wird, in unsere Gesellschaftskreise eingeführt zu sehen."

„Vater! Kennst Du sie?" unterbrach Felicitas ihn erschreckt. „Sie hat die Manieren und das Aussehen eines Bauernmädchens."

„Das ist Nebensache; Frau v. Markott hat sich, natürlich auch gegen ein angemessenes Kostgeld, bereit erklärt, mit Hilda's Hilfe den noch rohen Diamanten zu schleifen; ich meinerseits habe versprochen — oder wenn Du willst, versprechen müssen, die junge Dame als Deine Freundin zu unserem Balle einzuladen."

„Aber, Vater! Du thust ihr selbst den größten Schaden damit."

„Das ist ihres Großvaters Sache! Uebrigens wirst Du mein Wort in seinem ganzen Umfange einlösen, Felicitas! Du weißt, warum!"

Ja, sie wußte es wohl und sagte empört: „Also für Geld soll die Person in unseren Kreis geschmuggelt werden?"

„Felicitas!" donnerte der Alte wüthend. Dann sagte er, sich besinnend: „Du würdest mehr Takt besitzen, wenn Du mit der Wahrheit zurückhieltest! Wir wissen Beide, daß die Misère Leute unseres Standes zu peinlichen Konzessionen zwingen kann, aber es ist nicht nöthig, alle Binden von solchen Wunden zu reißen! Meinst Du, es sei mir leicht? Du weißt aber, daß wir krumm liegen müssen, bis — nun, ich will Deiner Großmutter von Herzen ein langes Leben gönnen, und bei ihren sechsundsechzig Jahren kann sie mich lange überleben!"

Er schritt, wieder sehr verstimmt aussehend, auf und ab. Felicitas aber wußte seit Jahren, die Großmutter gab keinen Pfennig her, hatte vielleicht auch wirklich nur gerade genug zum Leben, sie behauptete es wenigstens.

Da lag also des Vaters Weg sehr klar vor ihr, und er mußte ihn gehen, von Sorgen unaufhörlich verfolgt und doch immer gleich verkehrt handelnd. Denn niemals wollte er sich nach der Decke strecken, sondern immer fragte er nur: „Woher bekomme ich das Geld für meine Bedürfnisse?"

Der Oberstlieutenant begann inzwischen seine Gedanken weiter auszusprechen. „Du wirst Fräulein Großhaber also einen Besuch machen —"

„Ja, Vater!"

„Du kannst Dich ihr, wenn Du die Sache vernünftig einleiten willst, gleich freundlich und liebenswürdig nähern; geh' auch einmal mit ihr spazieren, daß die Bekannten euch zusammen sehen; Hilda wird Dir sehr dankbar sein, und unsere Freunde erklären sich die Sache dahin, daß Du Hilda zu Liebe Dich des Mädchens annimmst!"

„Ja, Vater!"

„Ich möchte, Du spielteſt nicht die leidende Unschuld, mein Fräulein! Es ist nicht allein Dir, sondern auch mir mancherlei unangenehm, was ich dennoch auf mich nehmen muß."

„Das weiß ich, Vater, ich will mir auch Mühe geben, Dich zufrieden zu stellen."

„So ist's recht! Jetzt habe ich aber noch ein anderes, sehr ernstes Wort mit Dir zu reden. Du bist unkindlich und unvorsichtig genug gewesen, mit Doktor Arwe Dich sozusagen heimlich zu verloben. Als ich die Thatsache erfuhr, dachte ich, der Mann ist so gut wie todt und ließ Dich weinen, ohne Dir die verdienten Vorwürfe zu machen. Da Doktor Arwe indeß anscheinend genesen wird, so muß ich darauf bestehen, daß Du ihm sein Wort zurückgibst, und zwar so bald als möglich."

„Nie, Vater, nie! Wir haben uns sehr lieb."

„Rede keinen Unsinn, Felicitas!" rief Hohenkling streng.

„Aber es ist kein Unsinn! Wir durften es Dir nur

noch nicht sagen, weil Doktor Arwe noch kein ganz fest gesichertes Einkommen hatte."

„Na, da bist Du ja selbst auf dem Punkt, der hier entscheidet! Doktor Arwe ist ein recht netter junger Mann, aber nicht nur völlig mittellos, sondern er läßt, wie ich höre, sogar seinen Bruder noch von seiner Einnahme studiren. In Jahren kann er nicht daran denken, Dich zu heirathen."

„So warten wir, wir haben ja keine Eile."

„Ich aber, ich habe Eile! Ich werde Dir nicht sagen, welche gute Aussicht sich mir bietet, aber sie ist da, und zwar in zweifacher Hinsicht."

„Dir? Aussicht, Vater? Ja, willst Du Dich denn wieder verheirathen?" fragte Felicitas athemlos vor Schreck und Erstaunen.

„Das sind Deine Sachen nicht. Dich will ich jedenfalls verheirathen. Glaubst Du, bei meiner Lage hätte ich Lust, einen Ball zu geben, wenn ich denselben nicht als Mittel zum Zweck betrachtete? Und um Dir von vornherein jede romanhafte Grille zu ersparen, so verlasse Dich darauf, mein Kind: Doktor Arwe wird, wenn er genesen ist und seine Kundschaft in alle vier Winde zerstoben findet, froh sein, sich frei zu fühlen. Ein anständiger Mensch ist er, und als solcher wird er nicht ein Mädchen an sich fesseln wollen, von dem er weiß, daß er es einfach zu einem Leben voll Entbehrung verurtheilt."

„Vater! Er hat viel gelernt, er wird —"

„In seinen alten Tagen vielleicht wirklich einmal eine gute Praxis haben, einstweilen ist er schwer verwundet, und der Medicinalrath hat mir damals nach der Operation gesagt, daß die Genesung eine sehr langsame sein würde."

„Um so mehr muß ich ihm die Treue halten! O Vater, Du bist doch selbst ein Ehrenmann —"

„Als solchen wird meine Tochter mich immer erkennen,

auch wenn ich ihr bestimmt und deutlich sage: Hänge Dich nicht mit Deinem ganzen Leben und Lieben an einen jungen Mann, den Du damit einfach in den Abgrund ziehst! Hast Du das Herz auf dem rechten Fleck, so gib ihn frei, damit er, wenn er sich wieder gesund fühlt, sich emporringen kann, was ihm schwer genug werden wird."

Felicitas war sehr blaß geworden. „So meinst Du es, Vater?" fragte sie zitternd.

„Ja, so meine ich es! Worbis war stärker, als Dein Doktor Arwe. Die allgemeine Anerkennung der Kameraden folgt ihm, und Hilda wird eines Tages aufhören zu leiden, und die Sache vernünftig ansehen. In diesem Falle bist Du es, welche ihre Liebe durch Selbstverleugnung zu beweisen hat, und ich bitte Dich, überdenke Dir selbst die Sache und sage Dir, welchen Druck ein Verhältniß wie das eurige auf Doktor Arwe ausüben muß." —

Das war das Ende jener Unterredung gewesen, und in schlaflosen Nächten hatte Felicitas sich klar gemacht, daß ihr Herz in seinem egoistischen Verlangen keine Stimme in dieser Sache haben dürfe, sondern nur der ruhige Verstand.

Das war das Resultat des Nachdenkens und der Verstandesarbeit; aber die Erkenntniß wurde nicht nur mit vielem tiefen Weh gewonnen, sondern ihr Herz sträubte sich mit aller Macht gegen die Ausübung dieser Pflicht.

Seit man den Verwundeten damals in seine Wohnung getragen hatte, war dieselbe von Seiten der behandelnden Aerzte auf das Strengste abgesperrt worden. Man hatte Arwe in ein Zimmer gebracht, welches nach einem kleinen Garten hinaus ging; dort hörte er wenig vom Straßenverkehr. Und seitdem hatte Felicitas Arwe nicht wieder gesehen.

In der That lag der Kranke wochen- und monatelang ein einer Art Schlafsucht oder Betäubung, die einen das

„Du meinst Fräulein Großhaber? Ist sie nicht ein schönes Mädchen?“ erwiederte Felicitas erröthend.

„Ah, die Großhaber? Glücklicher Berthy! Ihre Zukünftige, wie Fama sagt! Der alte Hamster, ihr Großpapa, und unsere liebe Majorin sollen aus dem etwas in's Grobe gerathenen Wesen eine Dame bilden. Aber Berthy! So thun Sie doch nicht, als ob Sie eine rohe Zwiebel zwischen den Zähnen hätten! Sie spielten also den Spröden gegen meine und Tucker's schönen Pläne, weil Sie ein guter Junge sein und Mama Freude machen wollen? Haben Sie denn schon einen Tanz von ihr? Nein? Ich werde mich Ihrer annehmen, Markott. Eine vernünftigere Idee wurde noch nie von zwei alten Herrschaften ausgeheckt. Und sie muß doch sehr nett sein, die junge Ländlichkeit, daß Felicitas sich für sie begeistert.“

„Das ist sie auch. Vor Allem ist sie aber meines Vaters Gast und die Schutzbefohlene von Markott's Mutter,“ gab Felicitas mit Würde auf diese Bosheiten zurück.

„Deines Vaters Gast! Hast Recht! Also offenbar ist er auch mit im Komplott. Seit wann haben wir unseren Kreis denn für Bierbrauerstöchter —“

„Sei still, Rita!“ sagte Felicitas fest und legte mit hastiger Bewegung die Hand auf ihren Arm, denn eben trat Hilda mit Milli zu der Gruppe.

Ein einziger Blick sagte Berthold, Hilda litt unter der aufgezwungenen Pflicht, Hilda hoffte von ihm, daß er mit dem Schützling seiner Mutter tanzen würde. Und Rita lachte ihn auffordernd an, in ihren Mienen tausend spottende Teufelchen.

Daß die arme Hilda nur mit blutendem Herzen in den Ballsaal gekommen war, fiel Berthold nicht ein. Er sah nur Rita und, ihren Augen folgend, in die Milli's, die ihn mit unverhohlener Hoffnung naiv anlächelten.

Gnädige, mir diese Balsamtropfen spenden zu wollen; ich bitte aber — ich mache keinen Anspruch darauf von der Braut eines Anderen — eines Kameraden."

„Wie der arme Mensch sich die Flügel verbrannt hat!" sagte sie, ohne sich im Mindesten durch seinen Versuch, sich durch Schroffheit zu retten, verletzt zu fühlen. „Lieber Markott, es that mir ja so furchtbar leid! Und Sie fehlen mir so in meinem Leben!"

„Als Lückenbüßer, nicht wahr?" knirschte er.

„Ach was, das wissen Sie besser! Seien Sie doch vernünftig, Markott! Sie waren mein Freund, Sie können es heute noch sein. Ottfried ist ganz meiner Ansicht, daß Sie uns fehlen."

„Graf Tucker ist von erstaunlicher Güte!"

„Ja, Berthy, denn er weiß, daß Sie mich lieben. Aber er kennt mich auch. Und wie schön wäre es, wenn Sie unser Freund sein könnten! Wissen Sie, wir haben uns ausgedacht, daß wir Sie verheirathen wollen, dann sind Sie entschädigt und weniger gefährlich."

Und wie all' dieser Unsinn von ihren Lippen klang! Wie sie zu ihm aufsah! Sie wußte es, daß sie ihn von Neuem ganz kopflos machte, sie wußte es und hatte ihren Spaß daran, und er erkannte dies ganz deutlich und hatte nicht die Kraft, sich zu wehren; es war ihm, als übe sie einen lähmenden Zauber aus, unter dem sein Wille erlag.

Wie eine Erlösung klang Felicitas' Stimme dazwischen. Ahnte sie seinen Zustand? Er hatte die Empfindung, daß sie es thue, als sie jetzt Rita in ein Gespräch verflocht. Diese aber merkte die Absicht auch und wurde sofort verstimmt.

„Woher stammt denn diese allerdings recht hübsch angezogene, bäuerisch aussehende junge Dame, mit der Du so freundschaftlich thust?" fragte sie spöttisch.

Hilda stellte Milli vor, Rita verneigte sich ausgesucht höflich.

„Sie sind zum ersten Male in diesem Kreise, Fräulein Großhaber, da gab es wohl ein wenig Herzklopfen?“ fragte sie mit liebenswürdigster Stimme.

Berthold bebte förmlich vor der Antwort.

„Ja, gnädiges Fräulein! Aber die Damen und Herren sind Alle so freundlich, ich hatte es mir schlimmer vorgestellt,“ lautete die bescheidene Antwort. Ganz korrekt — nur der Dialekt noch mit einem Anklang an Milli's frühere Lebenssphäre.

Er war ganz erstaunt über Hilda's schnellen Erfolg.

„Wo wohnten Sie denn früher, Fräulein Großhaber?“ fragte Rita weiter.

Sie erhielt abermals eine Antwort in derselben geschulten Weise.

„Ihre Eltern sind todt, hörte ich,“ fuhr Rita fort, „gewiß war Ihr Herr Vater auch Bierbrauer, wie der Großpapa?“

„Nein,“ wurde jetzt aber Milli zutraulicher; „Vater hatte einen Manufakturwaarenladen und da — da mußte er liquidiren und ging nach Amerika, und weil Mutter nachher den Klempner Borge heirathete, als Vater todt war, wurde Großvater ihr böse; und jetzt ist Mutter auch todt.“

Wie Rita theilnahmsvoll lächelte und zuhörte, und wie Berthold sich wie mit glühendem Wasser übergossen fühlte.

„Aber jetzt ist Großpapa Ihnen wieder gut, nicht wahr?“ fragte Rita.

„Ja!“ lachte die arme Milli, „ja, jetzt kann ich haben, was ich will. Er hat es ja!“

„Sie glückliches Kind! Nun, wir sehen uns nachher

noch, kommen Sie, Berthold, Sie bringen mir hoffentlich kein zu großes Opfer!"

Rita nahm seinen Arm und ging, mit holdem Kopfneigen sich verabschiedend, davon. Hilda und Felicitas sahen sich stumm und unbeschreiblich verletzt und empört an.

Milli aber rief entzückt: „Welcher Engel von einer Dame! Und die soll einen Grafen heirathen? Und keine Spur von Stolz!"

Daß Berthold von ihr mit keinem Wort Notiz genommen, sie gar nicht aufgefordert hatte, fiel ihr erst später ein, als sie immer wieder vergeblich einen Tänzer erwartete.

Die arme Milli! Sie mußte es büßen, daß der Oberstlieutenant versäumt hatte, dem Oberst der Dragoner und den anderen älteren Offizieren den Fall zur Begutachtung vorzulegen.

Die Art, wie er ihnen, denen sonst eine Millionenerbin nicht gerade unwillkommen war, dieses Mädchen aufzwang, hatte die Offiziere verletzt. Demzufolge forderte Niemand die junge Dame auf, und Tanz um Tanz saß sie als Wandzierrath in ihrer schönen Toilette da, von Allen beobachtet, von Vielen bemitleidet und von Keinem aus ihrer martervollen Lage befreit.

Und der, welcher dazu die Pflicht gehabt hätte, tanzte und plauderte, so lange Rita da war, fast nur mit ihr. Als dann Graf Tucker erschien, ertrug er es sogar, in die zweite Linie gedrängt zu werden; und plötzlich war er gegangen, ohne nur Hilda einen Wink zu geben.

Sie fühlte sich unbeschreiblich beleidigt durch ihn, verletzt in jeder zarten Empfindung. Viel zu vornehm und zu edel, um an die unzähligen Opfer und Entbehrungen zu denken, die Berthold sie und die Mutter gekostet, empfand sie sein heutiges Verhalten doch wie eine gegen sie per-

sönlich gerichtete Herzlosigkeit; noch viel mehr aber kränkte er sie in dem bedauernswerthen Mädchen, das der Wille des Großvaters in unanständiger Eile in seine Lebenssphäre drängte.

Wenn Milli Großhaber sich dasselbe auch nicht so klar sagte, so fühlte sie doch bitter die Härte, die man gegen sie ausübte, davon zeugte der traurige Blick ihrer sonst so lachenden Augen.

Auch Felicitas war entrüstet: auch ihr gegenüber hatte Berthold jede Rücksicht außer Augen gesetzt.

Am wenigsten war der Oberstlieutenant selbst von dem Mißerfolg seines Schützlings berührt, er hatte sich, wie das ganz natürlich erschien, ausschließlich den nicht tanzenden Damen gewidmet, wobei es einigen darunter auffiel, daß er besonders lange und oft neben Elisabeth v. Werben saß. Fräulein v. Werben war jahrelang als Gouvernante von einem vornehmen Hause in das andere gegangen; kürzlich aber hatte sie von ihrer verheiratheten, kinderlosen Schwester geerbt, man erfuhr nicht wie viel, und die Veränderung in der Lebensweise des alten Fräuleins war keine auffällige. —

Endlich waren die letzten Gäste fort, und Vater und Tochter kehrten in ihre stille, von all' dem Geräusch unberührte Häuslichkeit zurück. Ihre Stimmung war so verschieden, wie es im Grunde ihre Naturen waren.

„Welches Haus wollte ich machen, wenn ich die Mittel dazu hätte," sagte Hohenkling angeregt. Er wiederholte damit nur einen schon oft geäußerten sehnsüchtigen Gedanken.

„Und wie verabscheue ich diese Feste, die man nicht im eigenen Hause geben kann," erwiederte Felicitas. Ihr war der Abend eine stundenlange Folter gewesen mit dem Gedanken an den kranken Geliebten, für den sie ihre Theilnahme nicht einmal verrathen durfte.

Die hochbefriedigte Stimmung des Vaters wollte sie nicht trüben, so mochte sie ihm nicht erzählen, wie übel die arme Milli behandelt worden war. Und er dachte mit keinem noch so flüchtigen Gedanken an dieselbe. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß er ein Versäumniß begangen habe, welches sein Gast büßen mußte.

Es war Gewohnheit bei ihnen, daß sie nach derartigen Gesellschaften traulich am Theetisch noch ein Stündchen verplauderten. Während er, strahlend und jugendlicher als gewöhnlich aussehend, seiner Tochter allerlei von den Gästen Gehörtes erzählte und mehrfach den Namen des Fräulein v. Werben erwähnte, that Felicitas das Herz weh um Doktor Arwe und um die sich ihr plötzlich aufdrängende Gewißheit, daß ihr Vater die Werben heirathen wolle.

O — nun begriff sie auch, warum sie Arwe aufgeben und eine „Parthie" machen sollte. Natürlich! Wie lästig würde eine neunzehnjährige Tochter in der jungen Ehe sein!

Und dabei hatte sie den Vater doch so lieb! Heute mehr als je, wo ihr vorkam, als solle sie ihn an eine Andere verlieren.

7.

Der alte Großhaber saß, mächtige Dampfwolken aus seiner Pfeife ziehend, mit grimmigem Gesicht in seinem Lehnstuhl; ihm gegenüber am Fenster Milli, das Antlitz von Thränen überströmt, die Augenlider verschwollen von Weinen.

„Die ganze Nacht hab' ich nicht geschlafen vor der Schande," schluchzte sie. „Mein Kleid war von ganz anderem Atlaß, als diese wie Papier knisternden, fadenscheinigen Röcke der meisten jungen Damen. Aber die waren vornehm, und ich nicht, und wenn Du mich mit

Dukatengold überziehst, vornehm kannst Du mich damit doch nicht machen!"

„Du bist gar nicht so dumm, Kleine," sagte der Großvater kopfnickend und zustimmend.

„Aber unfein bin ich, unfein! Das höre ich ja jeden Tag nur zu oft. Nicht, daß Fräulein Hilda es mir sagte, dazu ist sie nun wieder viel zu fein! Aber Du lieber Gott, wie haben sie mich schon abgehobelt, und doch bin ich noch nicht fein genug!"

„Sieh, nun bist Du doch dumm," sagte der Alte.

„Wie so, dumm? Das hätte nichts auf sich! Sie sagen öfter, daß Eine von ihrer Gesellschaft dumm sei, aber die wird wohl gleich fein geboren sein, und das bin ich nun 'mal nicht."

„Sei jetzt still mit dem Geschwätz! Höre mir zu, ich will Dich jetzt etwas fragen." Der Großvater rückte sich zurecht und sah sie scharf an. „Hast Du über Deine Damen zu klagen?"

„Nein, sie sind gut. Fräulein Hilda hat auf der Mutter Bett gesessen, wohl eine Stunde, und sich beklagt über den Lieutenant und geweint, und dann hat sie gesagt, Berthold wäre ein grausamer Egoist."

„Und was antwortete die Mutter darauf?"

„Die? Na, sie seufzte und sprach zum Guten, er wäre noch so jung."

„Eine vernünftige Frau. Aber an die Leine muß er, wenn was Ordentliches daraus werden soll."

„Ich will ihn nicht," rief die Enkelin, von Neuem weinend.

„Du dankst Gott auf den Knieen, wenn er Dich nimmt; Dein Aerger verwandelt sich heute oder morgen in Herzeleid — ich kenne die Weiber."

„Ja, was Du Dir einbildest!" trotzte Milli.

„Nun, ich kann nicht zaubern, aber ich habe gelernt, meine Zeit abzuwarten. Du bleibst, wo Du bist."

„O Großvater, ich wollte lieber in's Wasser springen, als gebildet werden. Sie sehen mich ja doch nicht für voll an!"

„Es wird die Zeit kommen, da küssen Dir alle diese Leute die Hand und neigen sich vor Dir," sagte er so bestimmt, daß ihre Thränen plötzlich versiegten.

„Ha, wenn das wäre!" rief sie.

„Es wird kommen; aber Du selbst mußt wollen. Ich habe große Gedanken für Dich, Mädchen. Mein Geld soll nicht zum Verstreuen gesammelt sein. Von Kind zu Kind soll es vererben in fester Summe, und Keiner soll daran rühren dürfen. Nur die Zinsen sollen sie haben. Und mein Name soll neben dem besten adeligen Namen stehen. Ich habe mir das Alles schon lange ausgedacht, aber jetzt weiß ich, wie es anzufangen ist; und was ich gewollt habe, das ist noch immer geschehen. — Nun höre zu; Du mußt mir helfen. Auf einen Schlag geht es nicht, aber mit Geduld richten wir es aus, wenn Du willst."

„Was soll ich denn wollen, Großvater?" fragte Milli, und ein eigenartig klarer, verständiger Ausdruck trat in ihr Gesicht.

„Was Du sollst? Eine vornehme Dame werden, Diamanten im Haar und am Halse tragen, seidene und sammtene Schleppen. In einem Schlosse sollst Du wohnen, und Deine Kinder sollen Hofmeister und Gouvernanten haben, daß sie fein gebildet werden. Willst Du das?"

Wieder sah sie ihn klug an. Ihre Augen begannen zu funkeln.

„Ja, Großvater, ich will, und kostete es auch noch so viel Noth und Mühe! Ich habe mir wehrlos gefallen lassen müssen, was sie mir anthaten. Meine Zeit kommt aber wohl auch noch," rief das junge Ding.

Milli stand vor dem alten Manne mit glühenden

Blicken, und durch des Mädchens ganzes Wesen ging, ihrem Großvater deutlich sichtbar, der Wille. Er sah sie wohlgefällig und überrascht an.

„So bist Du, wie ich Dich leiden mag. Gib mir die Hand darauf, daß Du eines Sinnes mit mir bist!"

„Ich bin es und bleibe es!"

„Gut. So bedenke, was Du gelobt hast!" —

Als Milli Großhaber von ihrem Gange heimkehrte, wunderten sich die Majorin und Hilda über des vorhin so tief gedemüthigten Mädchens eigenthümliche Ruhe, in der sie einen heimlichen Trotz fürchteten, ohne denselben indeß im Lauf der Tage hervorbrechen zu sehen. Sie hatten gedacht, der Großvater werde sie in sein Haus zurücknehmen. Statt dessen schrieb er ihnen, er wünsche, daß für seiner Großtochter Erziehung nichts gespart werde. Wenn es dem gnädigen Fräulein allein zu viel sein sollte mit den Lehrstunden, möge man andere Kräfte engagiren. Nur bitte er dringend, daß die Damen seiner Enkelin ihren Schutz nicht versagten.

Von diesem Tage an schien ein anderer Geist über Milli Großhaber gekommen zu sein.

— — — — — — — — — — — —

Unterdeß bezog die Prinzessin mit ihrer Tochter Isabella und dem kleinen, aber auserlesenen Hofhalt das neue Schloß. Die fürstlichen Damen waren reich, es lag nur in der Eigenart der Mutter, daß sie keinen Genuß hatte von dem Glanze, den sie, so lange ihr Gemahl lebte, mit Unbehagen ertrug, nun aber freudig abstreifte, um in Stille und Behagen den eigenen Neigungen zu leben.

Ja, die eigenen Neigungen! Man flüsterte darüber allerlei, aber man flüsterte es so leise, daß selbst die Lüfte es kaum hörten.

Die hohe Frau, welche die großen Feste verabscheute, empfing die Offiziere der Garnison mit ihren Damen, die

Beamten der Regierung und Justiz und was sonst in diesem Kreise Berechtigung hatte, mit der ganzen Liebenswürdigkeit, die man ihr nachrühmte, und begann durch tägliche Einladungen ihrem Stillleben im Verkehr mit Einzelnen die Eintönigkeit zu nehmen. In kürzester Zeit bildete das Schloß und der Hofhalt Ihrer Hoheit das Ziel aller Blicke und aller geselligen Interessen dieser Kreise.

Die schöne junge Hofdame der sechzehnjährigen Prinzeß, Gräfin Amadora v. Görtz, hatte die Herzen der jüngeren Offiziere im Sturm erobert, doch flüsterte man, sie liebe den Grafen Riedhelm, was Andere mit dunklen Worten und bedeutsamen Mienen bestritten.

Es lag etwas Geheimnißvolles um diesen Kavalier. Er war seiner Zeit einer der schönsten Männer im Heere gewesen, jetzt lag seine Jugend ja längst hinter ihm, aber wenn er lächelte, dann hatte er noch immer einen „gefährlichen" Blick und dabei allezeit eine Liebenswürdigkeit und wohlthuende Wärme des Gemüths, die Männer und Frauen unter seinen Einfluß bannte, trotz seiner großen Fehler.

Denn Graf Riedhelm war der Leidenschaft des Spiels verfallen! Man fragte sich oft und mit vielsagenden Blicken: „Wer ist es, der seine Schulden bezahlt? Wer hält ihn immer noch über Wasser?"

Im Kreise der Prinzessin spielte man niemals um mehr als den üblichen Einsatz. Graf Riedhelm versicherte aber offen, er könne nicht einschlafen, ehe er nicht sein Spielchen gemacht habe. —

Es war einer der kleinen Theeabende gewesen, die bei der Prinzeß jetzt regelmäßig stattfanden, und die Eingeladenen hatten sich entfernt. Im „Weißen Roß" sollte noch das „Spielchen" gemacht werden.

Berthold v. Markott, der seit zwei Wochen die ersehnte Dragoneruniform trug, schritt, in seinen Mantel gehüllt,

neben dem Oberstlieutenant v. Hohenkling dahin, der eifrig mit dem Regierungspräsidenten Kurl über die so merkwürdig erhöhte Freude Aller an der Geselligkeit sprach.

„Ich mag mir die Stadt ohne den kleinen Hof schon nicht mehr denken," sagte dieser, „kann mir nicht vorstellen, wie wir es ausgehalten haben in dem Einerlei unserer Kasino- und sonstigen Gesellschaften."

„Und man fühlt auch in anderer Richtung, wie viel wir entbehrten, ohne es zu ahnen," antwortete Hohenkling. „Der eigenartige Reiz höchster Verfeinerung war es. Man muß freilich reich sein, um sich demselben hinzugeben, aber am Ende ist diese Art zu leben doch erst Lebensgenuß."

Markott hörte nur das letzte Wort. „Ja," dachte er, „wenn man erst einmal weiß, was leben heißt, dann packt's Einen mit glühendem Verlangen darnach, aber so ein armer Lieutenant — —!" Da hatte er sich vor sechs Monaten gefreut wie unsinnig über den ihm zufallenden großen Gewinn. Wie reich träumte er sich damals, welche tolle Phantasien kamen ihm, welch' extravagante Wünsche! Und nun mußte er sich mit Unbehagen gestehen, daß er nach seinem neuen Lebenszuschnitt an den Zinsen nur so mit knapper Noth genug haben würde. Er sah mit Staunen und Schrecken, wie viele der neuen Kameraden weit mehr hatten als er, wie er auch jetzt wieder der Arme war.

Und nicht nur das war's, was ihn die Stirn runzeln machte. Sein Rechtsanwalt und ebenso der Bankdirektor hatten ihm gerathen, sein Kapital in sicheren zinstragenden Papieren anzulegen.

Aber welch' geringen Zins gaben Staatspapiere, wie viel höhere Einnahmen konnte er erzielen, wenn er das ganze Geld in gut fundirten Industrieanlagen „arbeiten" ließ. Der Eine hatte ihm dies, der Andere das gerathen,

darüber gewann er einmal beim Umsetzen der Papiere ein nicht unerhebliches Stück Geld, dann verkaufte er abermals und „arbeitete" so in einer etwas aufregenden Weise, aber nicht ohne Glück. Leider war das Geld rund! Wie dieser alte Herr, der Herr Großhaber, Recht gehabt hatte!

Die Thatsache, daß er trotz seiner eifrigen Spekulationen schon Kapital verbraucht hatte, war so unangenehm, daß Berthold es sich gerne verschwieg; aber sie trat ihm doch ärgerlicher Weise eben so oft vor die Seele, wie die Erinnerung an das unangenehme Lächeln des alten Großhaber, den er neulich bei seiner Mutter getroffen hatte.

Diese Großhabers waren ihm ein Dorn, seit er auf Hohenkling's Ball so unartig gegen Milli gewesen war. Das arme Ding hatte doch mehr Gefühl dafür gehabt, wie er gedacht. Seit jener Zeit ging sie ihm stets aus dem Wege, oder wenn sie etwa nicht sofort das Zimmer seiner Mutter verlassen konnte, so saß sie stumm und bedrückt da.

Einmal hatte er sich herabgelassen, sie anzureden in der Absicht, seine Unart ein wenig wieder gut zu machen. Denn wo es ihn keinerlei Mühe oder Opfer kostete, war er ein gutmüthiger Mensch; aber Milli hatte ihm auf zwei Fragen ein einfaches „Nein!" geantwortet, und weiter kam er nicht.

Es schien ja, Hilda gewöhnte sich an das Mädchen, und jedenfalls war das sehr hohe Kostgeld eine angenehme Zubuße für sie und die Mutter, doppelt erwünscht, da er jetzt genug mit sich selbst zu thun hatte, was die Mutter glücklicherweise einsah, denn sie vermied ängstlich, ihm irgendwelche Ausgaben zu machen.

Wenn er heute nur 'mal einen ordentlichen Spielgewinn heimbrächte! wünschte er heimlich.

Die Herren trennten sich jetzt von dem Präsidenten und schritten dann zusammen weiter.

„Sie sind auffällig einsilbig, Berthy," begann Hohenkling.

„Ich, Herr Oberstlieutenant? Ich glaube nicht."

„Na, hören Sie, machen Sie mir keine Flausen vor, mein Junge, ich bin auch 'mal jung gewesen. Aber Eines rathe ich Ihnen als väterlicher Freund: vermeiden Sie es, mit dieser Erzkokette, der Rita Ortler, zusammen zu treffen. Das Mädchen hat heute wieder nach Ihnen hinübergeängelt, daß Einem die Haare zu Berge stehen über diesen indolenten Tucker. Er ist offenbar der Liebe Rita's sehr sicher, aber um seiner eignen Würde willen sollte er sich ihr Spiel mit den Augen anderer Männer verbitten. Und Sie fliegen wie der Falter um's Licht und verbrennen sich nächstens ganz gehörig. Ich warne Sie!"

„Ich danke Ihnen, Herr Oberstlieutenant," war Alles, was Berthold antworten konnte vor Erregung.

Ja — es war so! Er und Rita liebten sich, sie hatten es sich nicht gerade in aller Form gesagt, aber es war so, und sie wußten es Beide. Und dann — o, wie das Blut in Berthold's Ohren brauste! — er hatte einen einzigen unbewachten Augenblick mit ihr gehabt, und da flüsterte sie ihm zu: „Ich gehe morgen um ein Uhr am Mühlenwehr spazieren."

„Seien Sie vernünftig, Berthy," fuhr Hohenkling fort, „machen Sie, daß Sie eine Frau bekommen! Teufel, man macht es Ihnen so leicht! Ich glaube, Ihre Mutter und der alte Großhaber —"

„Herr Oberstlieutenant, dieses Mädchen —"

„Weiß schon, was Sie sagen wollen. Aber sehen Sie sich das Mädchen erst 'mal ordentlich an! Ich war starr vor Staunen, als ich sie gestern bei Ihrer Mutter beobachtete. Hilda ist eine große Erziehungskünstlerin, und in dem Mädchen muß ein glühender Bildungstrieb stecken. Sie hat sich erstaunlich entwickelt."

„Ich sah Fräulein Großhaber lange nicht, sie und ihre Million kommen für mich nicht in Frage."

„Sie sind ein Thor, Berthold! Nun, wie Sie wollen. Ich bin hier vor meinem Hause. Haben Sie Arwe kürzlich gesehen?"

„Ich besuche ihn alle zwei Tage, Herr Oberstlieutenant," erwiederte Berthold, und das klang plötzlich sehr gedrückt.

„Sagen Sie 'mal, Markott, was meinen denn die Aerzte zu diesem sonderbaren Zustande? Es sind nun sechs Monate her, seit er —"

„Furchtbar traurig, Herr Oberstlieutenant, es ist oft nicht zum Aushalten! Man möchte weinen, wenn man nicht ein Mann wäre. Ganz apathisch, gedankenleer sitzt er da, zuweilen will er etwas sagen, man sieht dann, seine stumpfen Blicke beleben sich, er will sich erinnern — aber dann ist schon wieder Alles vorbei, und er schläft, eh' man es sich versieht."

„Der arme Kerl! Wenn man den Schuft wenigstens hätte, der ihm das anthat!"

Berthold sah sehr bleich aus; das Licht der Straßenlaterne fiel eben auf sein Gesicht.

„Sie sind ein braver Junge, Berthy! Meine Felicitas verehrt Sie förmlich; das Mädchen müßte aber doch einsehen, daß dies thörichte Festhalten an Arwe ein Unsinn ist."

„Es ist wahr, Herr Oberstlieutenant. Sie haben Recht. Und als sie mit Ihnen neulich da war, schien er so gar geängstigt und unruhig."

„Das ist jedesmal der Erfolg ihrer Besuche. Das Herz thut Einem weh, wenn man sieht, wie er offenbar leidet unter ihren Blicken. Und ihre Thränenströme dann nachher!"

Berthold seufzte schwer. Und wieder sah Hohenkling,

daß ihm das Unglück seines Freundes schmerzlich zu Herzen ging.

Dann trennten sie sich. Berthold ging nach dem „Weißen Roß". Der Weg dahin wurde ihm durch die peinlichsten Gedanken in unliebsamer Weise verkürzt.

Ein Wort von ihm, so wurde der Schmied abgefaßt, der heimtückische Mordbube! Daß er der Thäter war, wußte Berthold längst mit Bestimmtheit.

Es war jetzt einige Wochen her, da begegnete ihm eines Tages der Schmied. Er hatte ihn noch nie bei Tage gesehen, erkannte ihn aber sofort und sah auch, der Schmied wußte, wer er war. Sie gingen aneinander vorüber und wechselten nur einen einzigen Blick. Der Berthold's sagte: „Du warst's, ich weiß es." In den Augen des Schmieds aber lag ein so tödtlicher Haß, daß es Berthold doch ganz eigen zu Muthe wurde.

Was hatte denn der Kerl noch immer? Wollte er gar drohen! Schweigen fordern, indem er drohte?

Von diesen Erinnerungen sprangen indeß jetzt die Gedanken Berthold's auf Rita über. Beim Mühlenwehr! Sollte er hingehen? Eine geheime Zusammenkunft mit der Braut eines Kameraden? Nein! Solch' ein Schurke wollte er nicht sein. Wenn Rita ihren Tucker nicht liebte, so mußte sie sich frei machen, er — Berthold — durfte ihr dazu nicht die Hand bieten. Warum verlobte sie sich denn mit Tucker? Und war es ihr auch Ernst mit dem Sehnen und der Liebe, die sie ihn errathen ließ, ihn, den sie nun seit Monaten um alle seine Ruhe gebracht? — Doch ja, er konnte nicht zweifeln!

Da war das „Weiße Roß". Zwei Minuten später trat Berthold v. Markott in ein Hinterstübchen. Man begrüßte ihn und schalt ihn einen Säumigen.

Die Herren — da waren die Kameraden Tucker, Genfel, Mausberg, ein Regierungsrath und ein Assessor —

saßen, und plauderten; man erwartete offenbar noch Jemand.

Unmittelbar nach Markott kam er — Graf Riedhelm.

„Verzeihung, meine Herren, Verzeihung! Ich wurde noch einige Minuten aufgehalten. Und nun zur Sache! Wir wollen keine Minute verlieren!" rief er eifrig.

Der rasche Gang hatte ihn frisch aussehend gemacht. Welch' schöner Mensch war er noch jetzt. Aber in jedem Zuge lag die Eile, das Fieber, die Spielleidenschaft. —

Als der Morgen graute, kam Berthold todmüde, mit fahler Bläße auf den Wangen, in seinem Zimmer an. Eine rasende Reue wühlte in seinem Herzen. Er hatte Tausende verloren.

„Sie regen sich noch auf, Markott!" hatte Riedhelm ihm gesagt. „Ich versichere Sie, man lernt erst spielen, wenn man sich gewöhnt hat, Verluste eben so gleichgiltig hinzunehmen, wie den Gewinn. Alles in Allem gleichen sich Verlust und Gewinn auch im Lauf der Zeit aus."

Sicher, der Graf hatte Recht. Berthold schämte sich seines Gemüthszustandes ordentlich und in der Befangenheit entschuldigte er sich, er sei nicht gewohnt, zu spielen.

Graf Riedhelm lachte in seiner gutmüthig liebenswürdigen Weise: „Sie thäten besser, Markott, sich keine schlechte Gewohnheiten zuzulegen!"

Mit dem Gedanken warf Berthold sich auf sein Bett. Glücklicherweise war Sonntag, nun konnte er wenigstens ausschlafen. —

Am andern Mittag ging Fräulein Rita Ortler allein am Mühlenwehr spazieren. Aber das grämte sie nicht. Tucker war vorhin bei ihr gewesen und hatte ihr gesagt: „Wir haben noch ein kleines Spielchen gemacht, mein Herzchen, und ich hatte Glück, als Ersatz für Deine Grausamkeit gestern Abend. Deine Gunst hat Markott in

Verlust gebracht, wenn Du so dabei bleibst, so ruinirst Du ihn."

Sie lachten dabei und küßten sich, und dann mußte der Graf fort, Dienstbesuche zu machen.

8.

Was war aus der blühend schönen Felicitas v. Hohenkling in diesen sechs Monaten geworden! Wohin kam der strahlende Glanz ihrer Augen, diese lebensvolle Frische?

Ein mageres, verhärmtes Mädchen mit tiefen Schatten unter den so jungen und doch so ernst blickenden Augen. Der Oberstlieutenant hatte wohl Recht, wenn er sich ärgerte.

Die arme Felicitas stieg einmal wieder die Treppen hinunter, um Doktor Arwe zu sehen. Man hatte es ihr erlaubt, seit keine Gefahr mehr für ihn dabei war.

Armes Kind! Täglich wurde ihr Gang zu ihm mehr eine Qual für sie, denn in ganz eigenartig peinlicher Weise hatte sich das Verhältniß, in welchem sie zu Arwe gestanden, verschoben.

Er schien sich an seine Liebe für sie nicht mehr zu erinnern, noch weniger daran, daß er sie je gefragt, ob sie sein bescheidenes Loos theilen wolle. Wenn sie kam, erkannte er sie, wie jeden seiner Freunde und Bekannten, doch er sah sie halb verlegen, halb stumpfsinnig an und suchte offenbar in seinem Hirn nach Klarheit. Aber das dauerte kaum eine Minute, dann brütete er wieder vor sich hin, theilnahmslos und gedankenlos. Einmal, als Felicitas ihm mit zuckendem Herzweh die feine abgemagerte Hand küßte, kam es in seine Augen wie ein Strahl von Verständniß. In unbeschreiblicher Spannung sah sie ihn an, ihre ganze Seele lag in ihren Augen! Und dann flossen aus den seinigen plötzlich zwei Thränen.

Sie sah, er begriff, er litt — dann fuhr er mit der Hand nach dem Kopfe, stöhnte und wurde sehr aufgeregt; aber die Klarheit, nach der er rang, kam ihm nicht; es war nur ein flüchtiger Strahl gewesen.

Sie war nicht seine öffentlich anerkannte Braut; die Pfleger erfuhren natürlich die Sachlage, aber Arwe's theilnahmlose Gleichgiltigkeit wurde dadurch nur um so peinlicher.

So kam sie auch heute mit schwerem Herzen zu ihm. Er saß am Fenster, im mit Kissen belegten Lehnstuhl und starrte in das Gärtchen, in welchem der Frühling sich mit allerlei Blüthen eingestellt hatte.

„Es ist schrecklich, daß es gar nicht anders wird," sagte die ältliche Pflegerin. „Er soll an die See, sobald es nur warm genug ist, meint der Herr Medicinalrath."

„Guten Morgen, Robert," sagte Felicitas, zu ihm tretend.

„Guten Morgen!" war die mechanische Antwort, nicht einmal seinen Blick wandte er ihr zu.

Sie fühlte sich heute weniger widerstandskräftiger als sonst. Sie weinte, aber auch das bemerkte er nicht.

„Er kann so stundenlang dasitzen; die Herren Doktoren sagen ja, sie glauben an Genesung, aber daß sie ihrer Sache nicht gewiß sind, merkt man wohl," sagte die Krankenwärterin.

Noch betrübter, als sie gekommen, stieg Felicitas die Treppe wieder hinauf.

Daheim wartete ihrer eine große Ueberraschung. Ihr Vater kam ihr strahlend vor Freude und innerster Befriedigung entgegen und schloß sie in die Arme: „Wünsche mir Glück! Ich habe das Jawort von Elisabeth v. Werben!"

Da war das Ereigniß, das seinen Schatten so lange vor sich her geworfen.

Der Vater sah so jung und frisch aus in seiner großen Freude, daß Felicitas sich über Fräulein v. Werben's Geschmack nicht wunderte. Er trug seine Galauniform und war eben im Begriff, sich nun, nach Empfang des schriftlichen, auch das mündliche Jawort seiner Braut zu holen.

„Du wirst heute allein sein!" sagte er freundlich bedauernd.

„Denke nicht an mich, Vater, freue Dich Deines Glückes und grüße Fräulein v. Werben von mir."

„Ach, Mädchen," begann er noch einmal, sich nach ihr zurückwendend, „wenn Du Vernunft annehmen wolltest! Ich habe es Dir vor Monaten schon so dringend an's Herz gelegt. Du könntest auch eine glückliche Frau sein, und Alles wäre damit auf's Beste geordnet."

Damit ging er. Sie sah ihm in trostloser Stimmung nach. Daß er sich um das Fräulein eifrig bemüht, wußte sie, ebenso aber auch, daß er dies nie gethan haben würde, wäre sie nicht sehr reich gewesen, reich und, wie man flüsterte, äußerst sparsam. Nun war er dennoch so glücklich, daß es den Anschein gewann, er liebte Elisabeth v. Werben wirklich um ihrer selbst willen.

„Und natürlich möchte er die erwachsene Tochter gern los sein," sagte sich Felicitas.

Aber Arwe! Sie hatte ihm ihre Liebe geschenkt, ihm die Treue versprochen, als Beide wußten, daß sie vielleicht noch Jahre würden warten müssen, bis Arwe sie heimführen konnte. Da kam das Unglück! Und jetzt sollte sie ihn aufgeben? Liebte sie ihn denn noch?

Sie saß und grübelte, bis sie Kopfweh bekam. Ja, sie liebte ihn mit trauernder, mitleidsvoller Liebe; aber bräutliche Liebe, jene freudenvolle, selige Empfindung der wenigen glücklichen Tage vor dem Unglück, war dies Gefühl nicht mehr, sondern eine tief betrübte Zuneigung;

der elektrische Funke von Herzen zu Herzen, das magnetische Fluidum fehlte. Ihre Liebe war wie ein elend zertrümmertes schönes Bild, und Arwe vermißte sie nicht einmal in seinem Leben.

Aber wenn er genas? Auch dann mußte er seinen ganzen Weg von Neuem beginnen! Und wenn er dies je wieder könnte, würde nicht die Braut eine sein Wiederaufstreben nur hemmende Last sein? —

In diesen Gedanken fand Hilda sie. Die beiden Freundinnen hatten sich in den letzten Monaten inniger als je aneinander angeschlossen. Ihr vertraute heute Felicitas alle ihre Zweifel und Sorgen.

„Ich werde Dir niemals rathen, ihm die Treue zu brechen. Aber lasse ihn frei; komme es dann, wie es wolle, Du hast in Selbstverleugnung Deine Pflicht gethan," sagte Hilda.

„Ja, das ist für Dich so recht. Ich aber bin meinem Vater und seiner jungen Frau, wenn nicht eine Last, so doch eine Störerin!" sagte Felicitas bitter.

* * *

Unterdeß machte Berthold verschiedene Besuche. Als er damit fertig war, fand er, daß er noch Zeit habe, über die Mühle zu gehen. Der Weg dahin bildete einen der reizvollsten Spaziergänge in der Stadt.

Von Rita hatte er sich mehr und mehr zurückgezogen. Sie grollte ihm. Ihre Hochzeit sollte auch in der allernächsten Zeit stattfinden, und seine Ehre hatte er doch immer fest vor Augen. Das hinderte ihn aber nicht, gegen Tucker eine an Haß grenzende immer wachsende Eifersucht zu fühlen.

Aus einer der Tannenalleen auf die Chaussee biegend, kam ihm ein Trupp Landleute von der Stadt her entgegen. Die rauchenden und plaudernden Männer voran, die Frauen, noch lebhafter redend, folgten. Sie hatten

Alle Einkäufe gemacht, die Frauen wie die Männer, man sah es an den Körben und Packeten, die sie trugen.

Er hatte wenig Acht auf die Leute. Aber als er an den Frauen vorbei ging, ließ die eine ihren Korb ihm dicht vor die Füße fallen; es polterte allerlei heraus, hölzerne Kochlöffel, Cichorienpackete, Wollgarn.

Unwillkürlich hob er den Korb auf. Da trafen ihn die Augen der die Sachen eilig aufraffenden Frau.

Er fuhr empor: Lieschen! Sie war es! Bleich bis auf die Lippen, dann — er sah es noch, indem er sich schnell abwandte — urplötzlich glühend erröthend. Und welch' einen Blick hatte sie auf ihn gerichtet!

Sie hatten keine Silbe zusammen gesprochen, wie gejagt eilte er davon, nur den Schrecken fühlend über ihren Blick. In der unangenehmsten Weise fühlte er sich zurückgerissen zu der Erinnerung an das, was er Tag und Nacht ohnehin nicht vergessen konnte und was ihm, seit Arwe's Zustand sich als ein sehr bedenklicher erwiesen hatte, wie eine schwere Last auf der Seele lag.

Das war Lieschen! Um der albernen Liebelei willen, die er mit ihr angeknüpft und dann wieder hatte fallen lassen, büßte Arwe, der Unglückliche, seine Gesundheit, sein Lebensglück, vielleicht für immer den Verstand ein!

Und das ließ er geschehen, ohne den Schmied zur Rechenschaft zu ziehen, indem er ihn dem Gerichte überlieferte! Er ließ es geschehen aus elender Selbstsucht!

Was Berthold bis jetzt mit dem ganzen Leichtsinn seines Naturells sich auf alle Weise durch Zerstreuung und Sophisterei fern gehalten, so gut es eben ging — die bittersten Selbstvorwürfe und eine wüthende Scham über die Feigheit, die ihm den Mund schloß — das trug er heim von dieser Begegnung mit Lieschen, an die er kaum je gedacht, so oft er sich auch im Geiste mit ihrem Manne, dem Schmied, beschäftigt hatte.

Ein guter Gedanke kam Berthold. Er wurde, als er demselben nachhing, aufgeregt vor Freude über sich selbst, denn es beruhigte sein Gewissen unendlich, daß er jetzt eine gute That für Arwe thun konnte.

Stehenden Fußes ging er zu dem Justizrath. Als er denselben verließ, sah ihm der kluge Mann mit einem gar sonderbaren Blicke nach. Aber Berthold gewahrte nichts davon, sondern fühlte nur seine eigene Befriedigung. Er hatte für seinen Freund Arwe bei dem Justizrath eine größere Summe hinterlegt, falls Arwe's Mittel nicht weiter reichten, was zweifellos bald genug der Fall sein würde.

Den ganzen Nachmittag brachte Berthold bei Arwe zu. Die behandelnden Aerzte des Unglücklichen trugen ihm eine sich täglich erhöhende Achtung entgegen für diese Beweise treuer, aufopfernder Freundschaft.

Sie erklärten Berthold, daß ihre Hoffnung dahin ginge, daß der Druck, den entweder ein Bluterguß oder eine Verletzung, die man nicht festzustellen vermöge, verursache, mit der Zeit verschwinden werde. Sie machten ihm das Alles sehr deutlich, und dabei sagte er sich unaufhörlich: „Er leidet an meiner Stelle!"

Das war zum Verrücktwerden. Selbst das für Arwe deponirte Geld beruhigte sein Gewissen nicht auf die Dauer.

„Wenn man den Schuft nur hätte, der dies gethan hat. Eine Schande für unsere Polizei, daß man solche Verbrecher frei herumlaufen läßt, weil man nicht so viel Verstand hat, sie aufzufinden," sagten die Aerzte, und er mußte einstimmen. —

Eine wohlthätige Ablenkung bildete das im Hause mit Bestimmtheit von Mund zu Mund gehende Ereigniß der Verlobung des Oberstlieutenants mit Elisabeth v. Werben.

„Ein Glück für Hohenkling!" sagten Alle in Bezug auf seine bekannte Finanzlage.

„Die arme Felicitas! Das arme Mädchen!“ sagte Jeder, der die Verhältnisse kannte.

„Und ich bin es, der ihr Unglück verschuldet hat,“ rief Berthold sich zu.

Wie elend, daß er nicht seine Pflicht that und den Schmied anzeigte. Aber auf welche Gründe hin denn? Hatte er Beweise? War der vielsagende Blick des Menschen, dieser Wuth- und Drohblick, in dem doch die Furcht vor Berthold's Wissen und möglichem Vorgehen gelegen hatte, ein Beweis? Sicher nicht!

Aber Lieschen! Sie würde vielleicht gestehen! Sie war überhaupt diejenige, von der allein man über den Schmied das Richtige erfahren konnte. Der Mensch hatte sie freilich schlauer Weise sofort geheirathet. Sie brauchte nicht gegen ihn auszusagen, und sie that es freiwillig sicherlich nicht.

„Und was bessere ich, indem ich mich selbst bloßstelle? Nichts!“ Damit wies Berthold die Gedanken von sich. —

Er hatte für den Abend eine Einladung, doch fehlte ihm die Stimmung für Geselligkeit. Mißgelaunt schritt er in seiner Stube auf und ab, schon völlig angezogen für die Abendgesellschaft. Es lag auf ihm wie eine schwere, athemraubende Bürde.

Hatte es an seine Thür geklopft? Es war auch, als drücke man die Thürklinke leise nieder.

Er stand still und horchte.

Richtig. Das leise Klopfen wiederholte sich, und ebenso der Versuch zu öffnen.

Er trat mit zwei raschen Schritten hinzu und schob den Riegel zurück.

Seit einigen Tagen quälte er sich mit einem neuen Burschen; der Mensch war ein Muster von Ungeschicklichkeit.

„Warum störst Du mich, wenn ich allein sein will?“ wollte er ihn eben anfahren; aber ein plötzliches Herz-

klopfen überfiel ihn, ein toller Gedanke blitzte ihm durch das Hirn. Wenn Rita — —

Richtig! Mit Mühe unterdrückte er einen Freudenschrei. Er zog mit einem raschen Griff das Wesen, das da draußen im Schatten zaghaft an der Wand lehnte, in das Zimmer und schloß hastig die Thür.

Dann erst sah er sie an.

Eine grenzenlose Enttäuschung malte sich auf seinem Gesicht. Es war Lieschen!

Da stand sie — zitternd und bebend — sehr blaß — ein Wolltuch über den Kopf geschlagen.

Um Berthold's Fassung war es völlig geschehen, denn in dem Blute des bleichen, verhärmten jungen Weibes lag eine ganze Welt von Empfindungen, die ihm höchst unbequem waren, mehr noch, die er von sich weisen wollte, mußte. Was fiel der Thörin ein, ihn in solcher Weise zu verfolgen?

Die junge Frau hatte sicher in seinen Mienen gelesen. Auch ihre Züge verwandelten sich zu völligster Verzagtheit, und ihre Zähne schlugen aufeinander.

Er nahm sich zusammen. „Was soll das heißen, Lieschen? Du weißt wohl nicht mehr, was Du thust?" sagte er dennoch strenger, als er eigentlich wollte. Im Sprechen kam ihm aber wieder zum Bewußtsein, wie toll er eben das Undenkbare gehofft.

„Beinahe nicht, Herr Lieutenant! Beinahe weiß ich's nicht mehr! Aber ich dachte, ich müßte Sie doch warnen! Er lauert Ihnen auf, Herr Lieutenant; er meint, wir hätten es noch miteinander, und alles Schwören hilft mir nichts. Nun haben ihm seine Kameraden erzählt, ein Lieutenant hätte mir den Korb aufgehoben, wie einer Dame. Da hätten Sie ihn sehen sollen! Er oder Sie müßten von der Welt, schrie er, und er macht sich nichts daraus, Sie todtzuschlagen."

„Wie er Arwe niedergeschlagen hat, nicht wahr?“ knirschte Berthold.

„Ach Gott!“ schrie sie auf, „Herr Lieutenant, er meinte, Sie wären es.“

„Der Schuft! Der meuchlerische Schurke!“

Lieschen weinte; es waren Thränen tiefster Seelennoth; was wußte aber Berthold v. Markott von solchen Thränen?

„Weißt Du, daß ich ihn morgen durch die Gendarmen abholen lassen werde? Daß er seine Niedertracht büßen soll mit jahrelangem Zuchthaus?“

„Allmächtiger Gott, Herr Lieutenant, das werden Sie doch nicht thun?“ schluchzte sie und stürzte sich ihm fast zu Füßen.

„Weib! Mache mir keine Scene! Willst Du mich denn mit Gewalt —“ er sprang zum Fenster und ließ die Vorhänge herab. Von der Straße oder den Häusern gegenüber hätte man ja Alles sehen können.

„Steh auf!“ herrschte er die Fassungslose an.

Sie gehorchte. Aber ein Bild völliger Gebrochenheit stand sie dann, die Hände gefaltet vor sich niederhängend, da.

„Herr Lieutenant! Ach, wenn Sie wüßten —! Ich that es ja nur aus Angst um Sie!“

„Um mich mache Dir keine Sorgen!“ erwiederte er, aber er dämpfte die Stimme und hätte am liebsten die Thür geschlossen, damit nur kein Mensch herein kommen könnte. Doch nein! Das wäre noch schlimmer gewesen.

Trotz Allem jammerte sie ihn, interessirte ihn sogar. Sie glich kaum noch dem leichtfertigen jungen Dinge, das ihm auf Schritt und Tritt begegnet war und mit dem er thöricht genug gewesen war, anzubändeln. Sie war nicht so frisch und blühend mehr wie damals; aber anziehender war sie, edler und feiner ihre Züge, und die Augen hatten einen schönen, großen Blick voll Zärtlichkeit und Verzweiflung.

„Und doch fühle ich nichts für Dich, mein Kind!“ dachte er dann.

Das Alles dauerte nur Sekunden.

Sie bat ihn unterdeß, ihren Mann doch nicht anzuzeigen, denn dann käme er in's Gefängniß, und sie Alle kämen in's Gerede, der Herr Lieutenant ja auch. Das wisse Johann recht wohl, und darum —

„Und den Kerl hast Du heirathen können!“ sagte er voll Verachtung, denn der Grimm übermannte ihn.

„O, Herr Lieutenant, er hätte mich ja umgebracht, wenn ich mich geweigert hätte, und Sie — Sie wollten —“

„Ich wollte Dich nicht auf dem Gewissen haben, Lieschen,“ sagte er, stolz auf sich selber. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen gegen Dich.“

Da traf ihn aber ein Blick so voller Qual und Vorwurf, daß er die Augen abwenden mußte.

„So sage mir, was willst Du?“ stieß er hervor. „Mich warnen? Das ist überflüssig! Ich fürchte Deinen Mann nicht. Er soll es erfahren, falls er es wagt, sich mir in den Weg zu stellen.“

„Aber anzeigen — anzeigen werden Sie ihn doch nicht!“

Im selben Augenblick hörte man von der Straße her einen seltsamen Ton; nicht grade Schreien, es war auch kein Ruf, es klang wie das kurze Aufheulen eines Thieres Offenbar ein Betrunkener in Wuth!

„Das ist er,“ keuchte die junge Frau, todtenbleich werdend. Die Augen drangen ihr fast aus den Höhlen vor angstvollem Suchen nach einem Schlupfwinkel.

In demselben Moment schon wurde die Hausthür mit wildem Fluch aufgerissen. Berthold schob schnell den Riegel seiner Thür vor, zog die ganz erstarrte junge Frau in seine Kammer und zeigte ihr, daß sie mit Leichtigkeit aus dem Fenster in den Hof springen könne.

Sie begriff sofort, und während draußen die tobende

heisere Stimme des Betrunkenen nach dem Lieutenant fragte, und Jemand gegen seine Thür zu fallen schien, schloß er das Fenster, ließ das Rouleaux herab und trat dann aus der Kammer wieder in die Stube zurück.

Unterdeß war draußen der Hauswirth erschienen.

Der Schmied schrie, er wolle den Lieutenant, der hier wohne, sprechen; der Hauswirth versuchte den Mann erst mit Güte, dann mit Drohungen los zu werden, und plötzlich erschien, von dem Lärm angelockt, ein Schutzmann; da der Schmied aber nicht nachgab, so brauchte der Beamte Gewalt, ein zweiter Schutzmann erschien, und dann wurde der Betrunkene einfach auf die Polizeiwache befördert.

Sobald man ihn fortgebracht hatte, zeigte sich Berthold. Aber statt jetzt hervorzutreten mit dem, was er wußte, statt den Verbrecher gegen Arwe's Leben der Gerechtigkeit zu übergeben, schwieg er wiederum, that, als belache er die Geschichte, legte dabei seinen Mantel an und verließ das Haus, um, wie er gesprächsweise hinwarf, die Gesellschaft zu besuchen, zu der er eingeladen worden sei.

„Ich darf es dem unglücklichen Weibe nicht zu Leide thun, den Mann anzuzeigen!" sagte er sich unterwegs als Entschuldigung. „Es sähe auch aus wie Feigheit, wenn ich ihn jetzt, wo er mich bedroht, dem Zuchthause überlieferte." Auf diese Weise beschönigte er das Zurückbeben vor dem einzig richtigen Schritte.

Dann ärgerte er sich über Lieschen.

Es war ihm ja gelungen, sie fortzuschaffen, ehe ein Mensch ihre Anwesenheit ahnte; aber doch nur, weil er zufällig so günstig wohnte, und der Hof seines Hauswirthes, eines Holzhändlers, einen offenen Ausgang nach der Straße hatte, der bis zum Schluß der Geschäftsstunden unverschlossen blieb.

Welche Unannehmlichkeiten und Aergernisse konnte die

kleine Thörin, die ihn offenbar noch liebte, über ihn bringen, wenn sie derartige Ueberraschungen zu wiederholen dachte!

Während er dies Alles überlegte, lag in seiner Seele immer die Erinnerung an die tolle Hoffnung, die ihn so rasch zur Thür hatte springen lassen, und seine klägliche Enttäuschung.

„Rita könnte auch dergleichen thun! Aber sie wird nie ihre glänzenden Aussichten auf's Spiel setzen," sagte er sich bitter.

Er liebte Rita trotz Allem noch! Ihre Fehler sah er, ihren grenzenlosen Leichtsinn, ihre Falschheit; er war nach keiner Richtung hin blind; sie betrog ihn, wie sie ihren Verlobten betrog, und doch hing sein ganzes Herz an dem frischen, reizenden Geschöpf, dessen Gluthaugen ihn immer von Neuem bestrickten.

Jetzt trat er in den Saal. Die Gesellschaft war längst versammelt. Sobald er den Herrn und die Herrin des Hauses begrüßt hatte, sah er sich um nach ihr. Da war sie! Schneeweiß gekleidet, weiße köstliche Rosen — die größte Seltenheit in dieser Jahreszeit — vor der Brust und im Haar.

Und welchen Blick hatte sie für ihn! Den ersten seit langen Wochen, die ihm plötzlich wie eine schreckliche dunkle Nacht vorkamen.

„Sie Treuloser! Wie unedel von Ihnen, sich so unschön zu rächen!"

Dabei gab sie ihm mit bezauberndem Lächeln die Hand. Er verstand, was sie meinte.

„Ich fühlte mich so überflüssig, Rita. Und gestehen Sie nur, ich war es, das ist ja auch selbstverständlich."

„Natürlich, mon cher, der Bräutigam geht vor! Aber heute bin ich eine Strohbraut. Ottfried ist nach Hause gefahren, es fehlte da irgend ein Papier für die Trauung,

und natürlich waren sie Alle zu dumm, ihm das richtige zu besorgen. ‚Fahre selbst', rieth ich ihm, und so ist er denn nicht da, und Sie dürfen heute mein Kavalier sein."

Das Alles klang so harmlos! Von den Blicken, die sie Beide aber wechselten, hätte auch der Unbefangenste nicht dasselbe sagen können.

Nach einer Weile, während welcher sie am Fenster stehend von allen Anderen abgesondert plauderten, fühlte Berthold den eigenthümlichen Zwang, den fremde feste Blicke unter Umständen ausüben können. Er wußte instinktiv, man beobachtete ihn. Seine Augen wendeten sich sofort nach der richtigen Stelle.

Zwischen den Vorhängen stand wie eine Bildsäule, mit offenbarer völliger Ueberraschung auf ihn und Rita blickend, eine schlanke, elegante Gestalt, ganz in Weiß. Es war Milli — überraschend schön und stolz aussehend.

Als Berthold auf sie die Augen richtete, verschwand sie.

„Wer war das?" fragte Rita. „Die Großhaber, Ihre Zukünftige, Berthold?"

„Zukünftige! Unsinn! Aber das ist ja geradezu verblüffend!" rief er höchst erstaunt.

„Nicht wahr? Das bäuerische Ding hat sich in einer Weise entpuppt, die zum Staunen ist. Nun, wenn Sie nicht eilen, sie sich zu sichern — unsere anderen Herren werden sich kein Gewissen daraus machen, Ihnen zuvor zu kommen."

„Rita, lassen Sie doch diesen Unsinn. Was geht sie uns an, diese Milli!"

„Nichts! Aber ich rathe Ihnen, sorgen Sie, sich das Mädchen zu sichern. Man weiß, daß Sie Geld brauchen können. Sie spielen, Berthy!"

„Daran sind Sie allein Schuld. Wo soll ich vergessen, wenn nicht da?"

„Die hübsche Wendung haben Sie wohl vom Grafen Riedhelm gelernt. Er hat auch vergessen wollen, und darum gespielt; er muß wohl noch immer vergessen, deshalb spielt er lustig weiter."

„Sie haben kein Herz, Rita, an seiner Stelle sitzt ein Kieselstein," flammte Berthold tief erregt auf, denn ihm war wieder einmal unter ihren Gluthblicken und ihrem Spottlächeln schlecht zu Muthe.

„Alte Geschichte!" höhnte sie übermüthig.

In solchen Momenten sah er deutlich, wie sie nur mit ihm tändelte, und daß sie nichts fühlte, während sie ihn Folterqualen leiden ließ. —

Unterdeß war das Ereigniß des Tages, die bevorstehende Hochzeit des Grafen Tucker genügend besprochen, in Ermangelung eines anderen Thema's sah man sich um und fand, daß Rita und Berthold übermäßig vertraut thäten.

Sofort gesellte sich Major Wehrland zu den Beiden. Er hieß im Regiment bei den jüngeren Offizieren die „Gouvernante", oder auch der „Tugenddrache"; die Aelteren nannten ihn den „getreuen Eckart". Wo es galt, die Ordnung zu wahren, war er immer am Platze. Und niemals ermüdete er darin. Sein Grundsatz: „Meidet auch den bösen Schein," wurde zwar gewohnheitsgemäß belacht, diente aber unfraglich dazu, wie schließlich auch Alle anerkannten, dem Regiment seinen trefflichen Ruf zu bewahren.

Von nun an waren Rita und Berthold nicht eine Minute mehr allein, ja, als Berthold sie später heimgeleitete, hängte sich Wehrland an die Beiden und ließ sich auf keine Weise abschütteln.

Ganz außer sich vor Wuth sagte Berthold, als sich die Thür hinter Rita und ihrem Diener geschlossen hatte: „Ich glaube, Herr Major, der Mohr hat nun seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen."

„Ja, lieber Markott, gehen Sie getrost, aber nicht in's ‚Weiße Roß', wenn ich mir einen Rath erlauben darf. — Und nun gute Nacht!"

Sie trennten sich. Hätte Wehrland nur seinen guten Rath für sich behalten! „Jetzt gerade!" dachte Berthold in seiner nun schon den ganzen Abend sich steigernden Erregung. „Jetzt gerade!"

Im „Weißen Roß" empfing man den späten Gast mit lautem Hurrah. Riedhelm umarmte ihn.

An diesem Abend gewann Berthold v. Markott, was er am vorigen verloren. Graf Riedhelm hatte Recht. Nur kaltes Blut!

9.

Rita Ortler wurde an einem sonnigen Morgen mit dem Grafen Tucker getraut.

Eine glänzende Hochzeitsgesellschaft umstand den Altar, nur Einer fehlte — Berthold v. Markott. Und während die Glocken festlich läuteten, die Orgeltöne feierliche Weihe hervorriefen, der Geistliche von der Liebe sprach, was darüber die biblischen und weltlichen Dichter Schönes gesagt, wünschte Berthold sich den Tod.

Sie nahm ihn! Sie that, was er für undenkbar gehalten hatte, nach Allem, was sie noch vor wenigen Tagen gesprochen. Narr! Alberner, elender Narr, der er gewesen war, ihr zu glauben, ihren halben Worten und viel mehr sagenden Blicken einen Sinn unterzulegen, der mit dem glühenden Verlangen seines Herzens übereinstimmte, und die doch nichts bedeuteten, als ihr kokettes Spiel mit ihm.

Stundenlang war er umhergeritten in einer wahren Verzweiflung, bis er merkte, daß seines Pferdes Hufeisen sich gelöst. Im nächsten Dorfe machte er vor der Schmiede Halt.

Eine Frau stürzte aus der Thür, strahlend, roth wie eine Rose vor Glück. Es war Lieschen.

Er unterdrückte mit Mühe einen Fluch und grüßte nicht einmal, sondern ritt im nämlichen Augenblicke schon weiter; er hätte sich selbst ohrfeigen mögen, aber wer denkt an alle Möglichkeiten?

Ein Aufschrei hallte hinter ihm her und wüthendes Toben. Er sah sich nicht um, gab dem Pferde die Sporen und schalt sich einen Feigling, daß er nicht umkehrte, das unglückliche Weib aus den Fäusten des Schmieds zu reißen, der es offenbar mißhandelte um seinetwillen.

Seine Stimmung war die denkbar schlechteste, als er endlich gegen Abend in der Stadt wieder anlangte.

Sein Hauswirth erzählte ihm, auf dem Schlosse sei eine Trauernachricht angekommen. Der einzige Bruder Ihrer Hoheit sei plötzlich gestorben. Die Prinzessinnen reisten schon in der Nacht ab. Graf Riedhelm begleite sie.

Kaum hörte man auf, über diese Neuigkeit zu sprechen — Berthold dankte im Stillen seinem guten Stern, daß man eben Stoff genug für anregende Unterhaltungen hatte, um ihn Seitens der Kameraden ungeschoren zu lassen — so lief eine andere Nachricht durch die Stadt, die ihn wieder auf das Tiefste erregte.

Arwe's Aerzte hatten einen zufällig in der Stadt anwesenden berühmten Kollegen für den seltsamen Fall zu interessiren gewußt. Der alte Herr mit den großen, hellen Augen, die bis auf den Grund der Dinge zu blicken schienen, hatte beschlossen, die Behandlung des Patienten zu übernehmen und mit unendlicher Vorsicht seine Ueberführung in die Heilanstalt, der er vorstand, angeordnet.

Felicitas, die schon längst nicht mehr den Muth hatte, mit ihrem Anspruch und ihrer Liebe vorzutreten, lag weinend auf den Knieen und barg ihr thränenüberströmtes Gesicht in dem Schoß der Majorin v. Markott.

„Ich weiß nicht, warum ich eigentlich weine! Gönnen Sie mir die Thränen! Sie wissen nicht, wie sie ungeweint in meinem Herzen brannten!“ bat das arme Kind, als Berthold's Mutter sie beruhigen wollte.

Ihr Vater empfand des unglücklichen Arwe's Abreise wie eine unendliche Erleichterung, freilich mehr aus egoistischen Gründen.

Ein bekümmertes Lächeln, halb Verlegenheit, halb dem peinlichen Gefühl ihrer Ueberflüssigkeit entspringend, flog zuweilen über das Gesicht der armen Felicitas, wenn die Leute von den Vorbereitungen für den Empfang der Stiefmutter sprachen.

Daß Hohenkling wieder Kredit hatte, merkte man aus dem Eifer, mit welchem er diese luxuriösen Vorbereitungen in's Werk richtete. Er sah um viele Jahre verjüngt aus und sehr glücklich. Dasselbe sagte man von seiner Braut, und in dem vertrauten Kreise lächelte man über ihre Zärtlichkeit für den Verlobten.

Als wenn das Herz eines älteren Mädchens, statt zu verarmen an Liebe, nicht einen um so reicheren Schatz davon in sich aufspeicherte, je weniger es davon verausgaben konnte!

Selbst Felicitas, die in ihrer peinlichen Lage doppelt reizbar für jedes Zeichen ihrer Ueberflüssigkeit war, schätzte und liebte des Vaters Braut mehr und mehr, so eifersüchtig dieselbe auch jetzt schon das Vorrecht, für ihn zu sorgen, in Anspruch nahm. Die Arme war glücklich, daß Elisabeth dem sorglosen und unpraktischen Manne eine verständige, liebevolle Gefährtin sein wollte. Bei alledem wurde sie aber, je näher die Hochzeit heranrückte, um so verzagter, keinen Wirkungskreis für sich selbst zu finden. —

Und wie das so oft geschieht, jetzt, wo man nicht Mangel litt an Unterhaltungsstoff, kam immer Neues dazu.

An dem Tage, an dem die Prinzessinnen, ganz in schwarzen Krepp gehüllt, von den Bestattungsfeierlichkeiten zurückkehrten, und die Stadt erfuhr, Graf Riedhelm werde erst in den nächsten Tagen, dann aber mit dem elfjährigen Prinzen Astolf anlangen, für den er einen Gouverneur zu engagiren und womöglich gleich mitzubringen habe, lief eine andere, die Leute interessirende Nachricht von Mund zu Mund. Der alte Herr Großhaber war todt, ein Schlagfluß hatte ihn ganz unerwartet getroffen.

Am Abend brachte das Stadtblatt die Todesanzeige mit breitem schwarzen Rand und einen Nachruf ehrenvollster Art.

In der That waren sehr viele erstaunt über die Reihe der Tugenden des alten Mannes, von dessen Gelde man allerdings oft gesprochen, während von ihm selber sehr wenig die Rede gewesen war.

Mit einem Schlage richteten sich mehr als je die Augen auf die einzige Erbin des Millionärs, die den Verlust ihres Großvaters nach dem ersten Schrecken sehr gefaßt ertrug.

Hilda war bei ihr; Milli hatte sich immer wärmer zu Mutter und Tochter hingezogen gefühlt und ihnen eine aufrichtige, verehrungsvolle Liebe entgegengetragen.

„Wenn Du gestorben wärst oder Deine Mutter, Hilda, das könnte ich nicht ertragen! Von euch ist alles Gute gekommen, was ich habe. Großvater gab nur das Geld dazu her, allein nie — nie hat er ein zärtliches Wort mit mir gesprochen. Er hat mich niemals geküßt! Daß er es gut mit mir meinte, glaube ich wohl, ich danke ihm aus warmem Herzen, daß er mich zu euch brachte. Aber er that es nicht um meinetwillen, sondern weil ich vornehm werden sollte."

Längst hatte Milli in ihrer rückhaltlosen Offenheit der Majorin und Hilda erzählt, daß Großvater sein Geld festlegen wolle, damit seine Nachkommen immer vornehm

blieben und reich! Reich und vornehm — dem Alten waren die Begriffe gleichbedeutend. Erst nach und nach lernte Milli den Unterschied verstehen und würdigen. —

Für Berthold brachte das Ereigniß die Nothwendigkeit, dem Schützling seiner Mutter einen Kondolenzbesuch zu machen. Er hatte bis dahin so wenig Rücksichten für Milli gehabt, daß er sich beinahe schämte, höflich sein zu müssen. Jetzt aber wurde sie für die Leute mehr noch als zuvor eine wichtige Persönlichkeit, und er wünschte, daß er sich gegen sie besser benommen hätte.

Nicht, daß er im Entferntesten daran gedacht hätte, an sie mit Heirathsabsichten heranzutreten. O, keineswegs! Sein Hochmuth war, seitdem er bei den Dragonern stand, ganz erheblich gewachsen und: „Nie könnte ich vergessen, welche Dienstmädchenfigur sie machte, als sie zur Mama kam," sagte er sich.

Dennoch wünschte er, als er in seiner Galauniform kam, ihr seinen Besuch zu machen, er wäre früher artiger gewesen. Er begriff nicht, warum er es wünschte. Damals war sie die muthmaßliche Erbin, jetzt die wirkliche; das änderte wenig, war ihm persönlich jedenfalls sehr gleichgiltig. So glaubte er wenigstens.

„Nun, natürlich, Mama's wegen und wegen Hilda," sagte er sich endlich als Erklärung.

Als er sich dann bei ihr melden ließ, wurde er nicht angenommen. Er wurde roth vor Aerger. Seine Mutter und Hilda sahen es und warfen sich einen Blick zu.

„Sie weiß, daß sie im Anfang viel Verstöße machte und fürchtet sich vor Deiner Kritik sehr. Du mußt sie entschuldigen," bat Hilda.

„Sehr gern," lachte er gezwungen und dann setzte er mit affektirter Gemüthlichkeit hinzu: „Wie macht sie sich denn jetzt?"

„Es thut mir leid, daß Du das nicht selbst sahest,

Du hättest sie um der Mutter willen, die viel an ihr thut, beobachten sollen," erwiederte Hilda ernst.

Bei seiner Stimmung reizte ihn der gerechte Vorwurf sehr.

„Der Mangel an guter häuslicher Erziehung in den Kinderjahren macht sich das ganze Leben lang fühlbar," versetzte er schroff. „Da ist alle Mühe vergeblich."

„Aber der Mensch ist doch nicht lediglich nach den gerade üblichen feinen Formen zu schätzen, Berthold. Es kommt wahrlich auf den Kern an. Und ich wundere mich zuweilen, wie viel Tüchtiges in Milli steckt. Mutter und ich haben sie sehr gern."

„Wie man eben einen Zögling lieben lernt, der viel Mühe macht."

„Jedenfalls ist sie eine dankbare Seele. Sie ist sehr demüthig, sie würde nie mit einem Manne kokettiren, wie wir es Damen von feinster Erziehung thun sehen."

Der letzte Ausfall, veranlaßt durch Berthold's aufreizendes Lächeln, traf bei ihm die Wunde, deren er sich, so sehr sie schmerzte, doch aufrichtig schämte.

„Sprecht dem Fräulein meine Theilnahme aus!" sagte er aufstehend, mit der Miene großartigster Gleichgiltigkeit.

„Berthy, warum bist Du so unliebenswürdig gegen sie gestimmt? Sie will bei uns bleiben; für Hilda und mich heißt das Befreiung von Sorge; vertreibe sie nicht durch Deine Schroffheit," bat die Mutter, und er sah, ihre Augen wurden feucht.

„Mutter, liebe Mutter! Alles in der Welt für euch! Aber begreife doch, der Alte bot sie mir beinahe an, dergleichen vergißt man nicht."

„Aber sie selbst ist doch unschuldig daran, Berthy!"

Er zuckte die Achseln und ging, nachdem er die Mutter geküßt, pfeifend von dannen. Plötzlich fiel ihm etwas ein.

Er kehrte noch einmal um, ganz verändert im Aussehen, freudestrahlend.

„Wißt ihr die Geschichte mit Arwe?"

„Daß er fort ist, ja!"

„Ach, bewahre! Denkt euch, bei der Untersuchung soll sich herausgestellt haben, daß es einer Operation bedarf, und gelingt sie, so ist die völlige Genesung so gut wie sicher!"

— — — — — — — — — — — —

Eine Woche später kam Felicitas zu ihrer Freundin. Hilda sah sie schon vom Fenster aus; sie flog förmlich, und wie froh sah sie aus!

„Gute Nachrichten?" rief Hilda, das Fenster öffnend, ihr entgegen.

„Ja! ja!"

„Ueber Arwe?"

„Ach nein! Aber ich soll zur Prinzeß Isabella als Vorleserin und Gesellschafterin, ich bin ganz außer mir vor Freude!

Die Majorin kam dazu.

„Welcher Glücksfall!" sagte auch sie.

„Eine Woche habe ich, um meine Vorbereitungen zu treffen," erzählte Felicitas eifrig. „Im Schlosse treten allerlei Veränderungen ein; die Prinzessin hat Papa erzählt, der Sohn ihres Bruders sei sehr kränklich, dabei durch zu strenge Erziehung verschüchtert und förmlich menschenscheu. Der bisherige Gouverneur ist entlassen! Riedhelm sucht einen passenden. Der Prinz und der neue Gouverneur sollen in der nächsten Nähe der Prinzeß wohnen."

„O weh," machte Hilda. „Da wird er eine schwere Stellung haben!"

„Das sagt mein Vater auch. Aber am Ende — es ist gewiß eine gut besoldete Stelle!"

„Und Du, was planst Du denn? Lauter neue Toi-

letten, natürlich," suchte Hilda zu scherzen. Ihre Gedanken waren von Felicitas unwillkürlich zu dem noch immer von ihr selbst geliebten Manne gewandert. Das wäre eine Aufgabe für ihn! Den Seufzer zu unterdrücken, gelang ihr nicht völlig.

Felicitas wußte eine ganze Menge anderer Neuigkeiten. Mit des alten Großhaber's übermenschlichem Reichthum sollte es ja gar nicht so weit her sein. Die Million war nun schon gar eine Fabel.

„Na," lachte Hilda, „laß uns nicht so geringschätzig thun! Der zehnte Theil von Milli's Gelde würde uns reich machen."

„So? So viel ist es doch? Merkwürdig, wenn man sich 'mal gewöhnt hat, von Millionen zu sprechen, so dünkt es Einen Bagatelle, wenn's nur Achthunderttausend sind!"

Alle lachten. Gleich darauf trat auch Milli ein. Sie trug ein schlichtes Trauerkleid, es stand ihr nicht besonders gut.

„Ich hörte Sie so heiter sprechen! Sie glauben nicht, wie schön das klang," sagte Milli.

Ihre Figur war schlanker geworden, ihr stattlicher Wuchs, die kräftigen Schultern machten einen überraschend imponirenden Eindruck.

Felicitas erzählte von der glücklichen Wendung ihres Schicksals.

„Wie man's in Märchen liest," sagte Milli.

„Nur mit dem Unterschied, daß ich keine Prinzessin werde, sondern die Dienerin einer Prinzeß!" versetzte Felicitas.

„Ich glaube, Damen wie Sie können gar nicht Dienerin sein," bemerkte Milli.

„In dem Sinne, wie Sie es meinen, haben Sie Recht, liebes Kind," sagte die Majorin und zog ihren Schützling neben sich.

Sie sprachen von Milli's veränderter Lage.

„Die Herren vom Gericht sagen immer, ich hätte nichts zu bestimmen, das sei Sache der Vormünder, dabei fragen sie aber allemal, was ich will, und so geschieht es dann. Das ist recht angenehm!" plauderte Milli. Es lag nichts von thränenvoller Trauer in ihrem Wesen, aber doch ein Ernst, den man früher nicht bemerkt hatte, gewissermaßen ein Bewußtsein von plötzlicher Wichtigkeit, einer Wichtigkeit, die ihr, wie es schien, innere Beunruhigung brachte.

„Und was für Pläne haben Sie?" fragte Felicitas neugierig.

„Gar keine. Ich will am liebsten hier bleiben," lautete die Antwort, und das reiche Mädchen wurde dabei roth und sah die Majorin unsicher an.

„Das haben wir ja schon festgestellt, liebes Kind," beruhigte diese.

„Aber natürlich hast Du jetzt andere Ansprüche zu machen, wenn Du willst," setzte Hilda hinzu.

„Ach nein!" sagte Milli, den Kopf schüttelnd.

„Nun, hören Sie, Fräulein Großhaber, recht elegant und schön wohnen würde ich jetzt doch an Ihrer Stelle; hübsche Möbel und Vorhänge kaufen, eine harmonische Einrichtung —"

„Ja, das ist wahr! Da haben Sie Recht!" leuchtete das junge Mädchen auf. „Das möchte ich auch! Und Teppiche, wie es bei Ortlers war!" Ihre Augen glänzten.

„Sie können es noch viel schöner haben," lachte Felicitas amüsirt. „Ich kaufte mir ein Haus —"

„Ach nein, dann müßte ich ja fort von hier." Es lag in dem Ton und in ihren Mienen eine wahrhaft rührende Abhängigkeit von ihren Beschützerinnen.

Hilda gab ihr die Hand und sagte herzlich: „Wir bleiben zusammen, Milli. Du kannst Dir ja aber Deine

Zimmer recht hübsch einrichten. Felicitas hat Recht — eine harmonische Einrichtung kommt Dir jetzt zu."

Milli sah sehr verlegen aus. „Wie ist das? Eine harmonische Einrichtung?"

„Eine solche, in der ein Stück zum anderen, eine Farbe zur anderen paßt und nicht etwa, wie hier, die Götter aus einem prachtvollen Deckengemälde auf wackelige Schränke und verblichene Polsterstühle sehen."

„Ja, das wäre schön! Aber weißt Du, Hilda, hier ist mir nie aufgefallen, daß das Eine nicht zum Andern paßt. Jetzt sehe ich es erst! Ich glaube, das kommt davon, daß man gar nicht auf die Möbel achtet, weil ihr so vornehme Manieren habt."

Felicitas nickte. „Milli, Sie sind eine gute Beobachterin! Haben Sie darüber schon öfters nachgedacht?"

„O ja. Wenn ich allein bin, denke ich immer an allerlei, und am meisten habe ich darüber denken müssen, wie es wohl kommt, daß die Frau Majorin und Hilda so feine Damen sind und — und —" Sie schwieg, verwirrt, faßte sich aber und sagte dann mit der ihr eigenen Gradheit: „Hilda sagt ja selbst immer, sie hätten wenig Geld. Ich glaube aber, wenn sie auch gar nichts hätten und die schlechtesten Kleider, so wüßte doch Jeder, daß sie vornehm wären!"

„Nun, nun, Milli — Kleider machen Leute; das Wort ist zwar nicht völlig wahr, aber es liegt viel Wahres darin," erwiederte Hilda freundlich.

Als Felicitas gleich darauf gegangen war, flüsterte Milli ihrer Freundin Hilda zu: „Gebildet können sie Einen doch nicht machen!"

Einen Moment wußte diese nicht, was sie meinte, dann fiel es ihr ein.

„Getrost, Milli, Herzensbildung ist die Hauptsache!"

Aber darüber mußte Milli nun wiederum nachdenken!

Ach, wie klug alle diese Menschen sprachen, und Hilda gar, die doch nur ein Jahr älter war, als sie. Wenn man nur gleich verstehen könnte, wie sie es meinten! Wer sich doch eine Bildung fix und fertig kaufen könnte und sie anziehen wie ein Kleid! Aber da drüben beim Gericht lag nun all' das Geld, und was half ihr die glühende Sehnsucht, den Menschen zu gleichen, in deren Kreise sie nach Großvaters Gebot leben sollte, auch leben wollte! Sie hatte die rechte Bildung doch nicht.

Vor Milli's Seele stand fest und unverrückt das, was ihr Großvater ihr damals nach dem Balle gesagt! Aehnlich hatte er es auch in seinem letzten Willen niedergeschrieben. Aber was daneben in ihrem Herzen förmlich brannte, das war eine Thorheit, ein ganz unmöglicher thörichter Wunsch, ein glühendes Sehnen.

So recht klar machte sie es sich nie, weil sie verständig genug war, sich ihrer Thorheit zu schämen; aber schließlich wußte sie doch, daß dieses glühende Verlangen auf die Anerkennung eines Einzigen hinaus lief, eines Mannes, den sie selbst sich nicht einmal nennen mochte. Er sollte dereinst nicht mehr mit Verachtung an ihr vorüber sehen, wenn sie erst gebildet und eine Dame war!

An einem der nächsten Abende um die Dämmerzeit ging Hilda allein in dem kleinen Garten voll alter schöner Bäume auf und ab, der, ein Rest des einstigen Parks, mit dem Pavillon ihr und der Mutter vermiethet war.

Die Majorin und Milli machten einen Spaziergang. Hilda war von Seiten der Ersteren gern dispensirt worden, da die Mutter den Wunsch der Tochter nach Einsamkeit vollkommen begriff. War doch heute ein ganz absonderliches Gerücht zu ihnen gedrungen. Der neue Gouverneur des kleinen Prinzen Astolf heiße Worbis.

„Mutter, Mutter, wenn das möglich wäre!" schrie

Hilda, der Majorin zu Füßen fallend, sobald der Klubdiener, der die Neuigkeit beim Umtauschen der Bücher erzählte, gegangen war. Und was das muthige Herz bis dahin fest in sich verschlossen, das strömte jetzt in heißen, tieferregten Worten und Thränengüssen hervor.

Mit tiefen Schrecken überzeugte sich die Majorin erst jetzt, wie viel mehr Hilda schweigend gelitten, als selbst sie geahnt.

Nun war Hilda allein mit sich und ihrer Aufregung. Welche Wohlthat! Aber vielleicht hatte man Worbis berufen, und er lehnte um ihretwillen ab! Sie waren ja Beide seitdem nicht reicher geworden! Oder, wenn er gegen seine Liebe gekämpft und dieselbe überwunden hätte, erfolgreicher als sie? Das Alles und so viel Anderes hatte sie schon den ganzen Tag angstvoll im Herzen getragen.

In ihrem unruhigen Hin- und Hergehen stand sie still und blickte nach dem Eingang. Da kam Jemand.

Ihre Augen wurden ganz starr, sie fuhr mit der Hand über dieselben: Worbis!

„Hilda, meine Hilda," rief plötzlich eine sonore, liebe, ach so lang entbehrte Stimme sie an.

Nein, das war keine Einbildung! Seine Arme streckte er ihr entgegen, sein immer etwas ernstes Gesicht — ihr das schönste der Welt — war ihr zugewandt, und in jedem Zuge das Hoffen, das Lieben, die unaussprechlichste Freude.

Wie sie an sein Herz gekommen, wußte sie nachher nicht, sie lag da, und ihr war, als hätte der Himmel sich ihr geöffnet.

Er küßte sie zärtlich viele Male. Es schien fast, als hätten sie einander nichts weiter zu sagen. Dann aber störte sie der Schritt des von einem Ausgange heimkehrenden Mädchens. Worbis zog die Geliebte in den entferntesten

Versteck, auf die Bank an der Mauer unter der blühenden Akazie. Und nun sagte er ihr, wie sehr er gelitten und wie hoffnungslos; und wie dann Graf Riedhelm persönlich ihn aufgesucht habe, um ihm die Stelle als Erzieher des Prinzen anzutragen.

„Weißt Du, es war ein Zug schöner Treue, daß er gleich an mich, den Jugendfreund, dachte. Es gibt der tüchtigen, zu solcher Stellung befähigten Offiziere so viele."

„O, wie ich ihm dankbar bin! Ich weiß nicht, was ich thun könnte, ihm diese Wahl zu vergelten!"

„Das überlaß mir, mein Liebling! Du sollst Dich nun nur mit mir beschäftigen! Keinen Athemzug will ich einem Andern gönnen, selbst Riedhelm nicht," scherzte Worbis.

„Ich werde mein süßes Lieb nicht gleich heimführen können," erklärte er dann, „aber ich werde Dir nahe sein, und wir haben die Gewißheit, daß der Tag kommen wird, in nicht zu ferner Zeit kommen wird, wo mein Erzieheramt aufhört, und man mir die mir zugesicherte Stellung im Privatdienst des Prinzen Astolf oder der Herzogin gibt. Dann können wir unser Nest bauen und bescheiden, aber ohne Sorge leben. Und was wollen wir mehr!"

„Nichts, nichts, das Ziel ist wie goldene Sonne, aber das Jetzt ist so grenzenlos schön, daß ich nur den Augenblick fühlen kann."

Endlos war auch, was sie sich zwischen ihren Zärtlichkeiten zu sagen hatten.

Daß Felicitas zur Herzogin kam, wußte Worbis schon, aber Alles, was Hilda ihm von Milli und ihrem Erziehungswerk bei derselben erzählte, war ihm neu. Ueber Berthold hatte er ebenfalls wenig gehört. Arwe's Schicksal und die Hoffnungen, die man neuerdings für ihn hatte; die Heirath Hohenkling's; Rita Ortler's Koketterie mit Berthold und dessen seit Kurzem so sehr gedrückter Ge-

müthszustand — Alles, Alles wurde flüchtig berührt im Gespräch der Liebenden.

Ein glücklicherer Abend war noch nie für die Bewohnerinnen des Pavillons gekommen. — Man schickte, als die Majorin heimgekehrt war, und die Ueberraschung und Freude anderen Erwägungen Platz ließen, sofort nach Berthold, der mit aufrichtiger Herzlichkeit dem Brautpaar versicherte, daß er sehr froh sei, jetzt mit gutem Gewissen seine Zustimmung zu dieser Verlobung geben zu können, und dann, Hilda bei Seite ziehend, lachend, aber mit wirklich brüderlichem Tone sagte: „Deine Ausstattung ist meine Sorge, Hilda, um die laß Dir also keine grauen Haare wachsen!"

„Berthold, lieber Berthold!" rief sie entzückt und küßte ihn zärtlich.

Er kannte seine bescheidene Schwester gut genug, um genau zu wissen, sie legte den Werth nicht auf sein Versprechen, sondern auf die Liebe, die sich darin kundgab. Er hatte überhaupt seinen glänzenden Abend. Man konnte sich keinen gemüthlicheren, einfacheren Menschen vorstellen.

Die Majorin saß ihrem lieben Jungen in mütterlichem Glück über seine gute Laune gegenüber, das ihr Jeder hätte von dem guten, feinen Gesicht ablesen können. Seine ruhige, gehaltene und ermuthigende Freundlichkeit gegen Milli, seine offenbar heute aus einer freien Seele kommende Heiterkeit, die sich nach und nach zu einem wahrhaft erfrischenden Witz steigerte, das Alles machte das Herz der Mutter lachen, in Wohlgefallen und Bewunderung für ihren Berthy.

Und spät, als die beiden Männer gegangen waren, saßen die drei Frauen noch lange in großer Aufregung beisammen und sprachen über das Erlebte. Milli wollte sich zwar bescheiden zurückziehen, aber Mutter und Tochter

litten es nicht, und wie gern gab sie sich der Empfindung der Zugehörigkeit hin!

Die Majorin kam immer wieder auf Berthold zurück. Ach, sie hatten heute erst so recht einmal wieder gesehen, welch' lieber Mensch er war! Hilda stimmte aus vollem Herzen ein. Beide, die Mutter und sie, baten es ihm im Geheimen ab, daß sie ihn für einen Egoisten gehalten hatten.

O, wenn es noth that, dann war ihr Berthold sicher zur Hand! Man wollte gewußt haben, daß er viel verspielt hätte; sicherlich log man, übertrieb wenigstens. Ach, man kannte ja den Klatsch!

Als Milli sich in später Nachtstunde zu Bett legte, dachte sie: „Ja, er ist wohl sehr stolz, aber gut!"

Berthold selbst trug das Bewußtsein, sich heute sehr angenehm gemacht zu haben, in sich fort. Es gab ihm eine Gehobenheit, die er seit langer Zeit nicht mehr gekannt, weil die Reue ihn drückte, theils wegen seiner Thorheit mit Rita, theils wegen seiner Spielverluste.

Glücklicherweise hatte er in letzter Zeit mehrfach gewonnen. Freilich schwebte ihm so eine gewisse dunkle Furcht vor, daß er doch noch längst nicht zurückgewonnen, was er verloren; aber wozu denn die unangenehme Geschichte weiter verfolgen! Das Rechnen brachte die Verluste doch nicht wieder ein. Es würde sich mit der Zeit schon machen. Ein ordentlicher Coup, und Alles war in Ordnung!

Im Ganzen freute er sich auch zu sehr des Glücks der Schwester, um sich mit anderen, weniger erquicklichen Gedanken zu plagen. In diesem Sinne sprach er auch den ganzen Weg mit Worbis, der seinerseits eine erhöhte gute Meinung von ihm faßte.

Nahe bei Berthold's Wohnung lag ein Arbeitervereinslokal. Sie mußten daran vorüber, als gerade eine Versammlung darin zu Ende zu sein schien. Schaaren von

Arbeitern kamen aus der hell erleuchteten Vorhalle auf die Straße. Zwei Polizisten standen ruhig beobachtend davor, die Leute gingen vollkommen friedlich auseinander, angeregt sprechend und über einen Vortrag, den sie gehört, Meinungen austauschend.

Beide Offiziere trugen ihre Uniform. Die Leute machten ihnen willig Platz, sie ihrerseits thaten dasselbe. Da, mitten in dem Gedränge, pflanzte sich plötzlich die herkulische Gestalt des Schmiedes vor Berthold auf.

„Ja, sie reden uns da schön was vor, aber unseren Schweiß nehmen sie uns und unsere Weiber auch!" schrie er herausfordernd.

„Was fällt Dir ein?" — „Er hat wieder seinen Rappel!" — „So schäme Dich doch!" — „Komm' doch mit und mach' keinen Radau!" schalten um ihn herum die Nächsten.

Die Polizisten waren sofort neben ihm. Dadurch fanden Berthold und Worbis Gelegenheit, ruhig ihres Weges weiter zu gehen.

„Komm' mir nur unter die Fäuste, Du!" hörte Berthold den Schmied noch.

Das galt ihm. Aber er zuckte nicht mit der Wimper.

Nun waren sie schon eine Strecke weiter zwischen den ruhig ihres Weges Gehenden, gleich darauf an Berthold's Hause. Sie sagten sich flüchtig gute Nacht. Beide hielten es für das Beste, dem etwa nachfolgenden Händelsucher nicht noch einmal zu begegnen.

10.

Ein wundervoller September entschädigte für einen regnerischen August. Im Park des neuen Schlosses wandelten heute zahlreiche Gruppen festlich gekleideter Herren und Damen, die Letzteren meist in weißen Toiletten, oder,

falls sie auf den Reiz der Jugendlichkeit verzichteten, in schweren grauen oder lila Seidengewändern.

Die Prinzessin gab seit dem Tode ihres Bruders die erste größere Mittagsgesellschaft, welche man, eben des Genusses des schönen Tages wegen, ungewöhnlich zeitig angesetzt hatte, so daß die sich von der Tafel erhebende Gesellschaft noch des sich heute in wahrer Pracht entfaltenden Sonnenunterganges theilhaftig wurde.

Die hohe Frau in ihrer schwarzen Krepprobe, den lang herabwallenden Kreppschleier an einem antiken Diadem befestigt, weilte in dem breit vorspringenden Peristyl, dessen Dach der Balkon des ersten Stockes bildete.

Ihre Hofdame, Gräfin Kreuth, und einige Damen der Stadt umgaben sie; Graf Riedhelm, der heute „zufällig" mit einem Auftrag des Fürsten aus der Residenz gekommen war, Baron Linnich und der General hatten sich den Damen zugesellt; die Diener boten Kaffee an, sogar eine Cigarre wurde den Herren erlaubt, da die Prinzessin sich selbst nach der Tafel niemals ihre Cigarette entgehen ließ, die sie mit ihren weißen zarten Händen sich eben aus feinstem, goldig schimmerndem Tabak drehte.

„Was sagen Sie zu dem Aussehen des Prinzen, Baron?" fragte sie Linnich, da dieser gespannt in den Park und besonders den Mittelweg hinabsah, wo Prinz Astolf zwischen seinem Gouverneur und Hilda v. Markott ging und offenbar sehr heiter und unbefangen mit dem liebenswürdigen Mädchen lachte, während Worbis Beiden mit zufriedenen Mienen zusah. Ganz im Hintergrunde tauchte Felicitas mit Berthold auf.

„Der Prinz?" fragte der Baron, ein wenig verwirrt, zurück.

„Ah, ihre Blicke galten also nicht meinem Neffen, sie gingen weiter? Nun, schöner ist das Ziel freilich," lachte die Prinzessin.

„Man muß wenigstens zugestehen, Hoheit, daß es ein sehr schönes ist!“ faßte Linnich sich und richtete sich straff auf.

„Fata Morgana, Baron!“ neckte die hohe Dame. „Nehmen Sie Ihr bisher so wohlverwahrtes Herz in Acht!“

„Was sicherlich das Beste wäre, denn die junge Dame ist bereits verlobt,“ meinte die Präsidentin.

So sehr sich Baron Linnich auch durch langjähriges Hofleben in der Gewalt hatte, diesmal fuhr er doch mit dem Ausdruck der Betroffenheit nach der eben sprechenden Dame herum.

„Verlobt? Meine kleine Felicitas?“ rief die Prinzessin. „Ah, Sie meinen die Geschichte, liebe Frau v. Kurl? Aber die ist ja endgiltig vorbei!“

„Welche Geschichte, wenn man fragen darf. Sie begreifen mein athemloses Interesse,“ suchte Linnich jetzt auch zu scherzen.

„Fräulein v. Hohenkling war mit einem jungen Mediciner, Doktor Arwe, verlobt,“ erklärte die Präsidentin. „Schließlich wurde er meuchlerisch angefallen, kam zwar mit dem Leben davon, soll aber —“

„O nein! Man hat die besten Nachrichten. Er ist im Seebade,“ bemerkte die Prinzessin.“

„Aber Hoheit sagten soeben, die Sache sei aus.“

„Das ist sie auch; Felicitas hat mir selbst gesagt, sie sei unsicher geworden, ob nicht ihre Liebe dem Genesenden eine Erschwerung seiner Lage sein werde. Sie hat sich innerlich von ihm losgemacht; das ist mir ganz klar. Wie wäre sie sonst so heiter?“

Baron Linnich sah nachdenklich aus. Seine Augen richteten sich wieder auf Felicitas v. Hohenkling, die jetzt eben im Geplauder mit Berthold näher kam. Sie fühlte sich in dem Dienste der Prinzessin sehr wohl, das sagte Jedem der erste Blick. Sie war sicherer geworden, hatte

mehr Haltung gewonnen, ihre Schönheit trat in diesem Rahmen glänzend hervor. —

Baron Linnich stieg in den Garten hinab und gesellte sich zu ihr und Markott. Berthold hatte Feinheit genug, sich bei der nächsten Biegung des Weges unsichtbar zu machen; das Alles und viel Anderes noch lag vor den Blicken der kleinen Gruppe um die Prinzessin, wie auf einer Bühne.

„Er geht sehr entschieden vor," sagte die hohe Dame und wandte sich an Graf Riedhelm, der stets die Rolle des Bevorzugten hatte.

„Das habe ich nicht anders von ihm erwartet. Er ist sich seines Werthes und seiner Stellung vollkommen bewußt und zu stolz, um nicht mit fliegenden Fahnen zur Attacke zu gehen." —

Unterdeß hatten sich die noch sehr kindliche Prinzessin Isabella und die Tochter eines in der Nähe reich begüterten Edelmannes mit Berthold v. Markott zusammengefunden und eine große Heiterkeit entfaltet.

„Fräulein v. Graumann wäre eine gute Parthie für Markott," sagte die Präsidentin und setzte dann anzüglich hinzu: „er soll so ziemlich Alles verspielt haben, was er hatte; nach dem Sprichwort: Wie gewonnen, so zerronnen!"

Ueber das Gesicht der Prinzessin flog ein Schatten, und über das aller Anderen ein sichtbarer Schrecken. Graf Riedhelm allein behielt seine volle Ruhe.

„Derartige Gerüchte beruhen meist auf Uebertreibung, meine Gnädigste; übrigens ist Fräulein v. Graumann — schade für Ihre wohlwollende Idee — bereits mit ihrem Vetter verlobt."

Nicht die Spur von Schärfe lag in seinem Ton, aber seine Augen funkelten wie blauer Stahl, und die gute Präsidentin, die eben einfach zu harmlos und kleinstädtisch für diesen Kreis war, saß, ihre Ungeschicklichkeit mit

unverkennbarem Schrecken fühlend und tief bereuend, ganz verwirrt da.

„Uebrigens ist ja auch immer das Fräulein Großhaber für ihn da," stotterte sie, die Sache so weit verschlimmernd, daß es die Prinzessin belustigte.

Das Lachen Ihrer Hoheit befreite die ganze kleine Gesellschaft von peinlichster Verlegenheit.

„Es ist doch unerhört," rief sie, „wie man in so einem kleinstädtischen Treiben selbst kleinstädtisch wird! Da redet unsere liebe Präsidentin von Markott's Heirathsaussichten, und wir Anderen haben nichts Besseres in Bezug auf Linnich und Fräulein v. Hohenkling gethan! Wir büßen jedes Recht ein, uns für besser zu halten, wie Andere." —

Hilda und Worbis waren glücklich. Ihre Verlobung hatte er zu allererst der Prinzessin mitgetheilt, welche darin, bei der ihr von Riedhelm verbürgten Pflichttreue des neuen Gouverneurs, nichts Bedenkliches für Prinz Astolf sah. In der Einförmigkeit ihres jetzigen Lebens interessirte sie die feine, anmuthige Hilda, welche ihr dann von dem Verlobten vorgestellt wurde; der Bericht von dem Verzicht und der Trennung der Liebenden und der glücklichen Wendung der Herzensangelegenheit verkürzte ihr einen ganzen Nachmittag und flößte ihr lebhaftes Interesse auch für Hilda's andere Lebensverhältnisse ein. Das kluge Mädchen hatte so anmuthig davon erzählt, auch von der „armen, reichen" Milli, die ihrer Ausbildung wegen ihr und der Mutter anvertraut worden war und nun nicht wieder fort wollte, weil sie ein so großes Sehnen nach Zugehörigkeit hatte.

Hilda wurde seitdem wöchentlich einmal zu Ihrer Hoheit zum Thee eingeladen und an anderen Abenden, wenn Prinz Astolf schlief, fand Worbis oft Zeit, die Geliebte zu besuchen. —

Inzwischen war auch im Pavillon allerlei verändert,

und es würde noch viel mehr darin geschehen sein, wenn die Majorin nicht klug und taktvoll abgewehrt hätte, denn seit Milli der Begriff der Harmonie in Bezug auf die äußeren Dinge klar geworden, lebte und webte diese in der Ausgestaltung dessen, was sie umgab.

Mit klarer Einsicht lenkte die Majorin Milli's Verständniß nun auch auf die von derselben wohl dunkel empfundene und instinktiv ersehnte innere Harmonie. Wie viele abendliche Dämmerstunden saß Milli neben der mütterlichen Freundin, mit welcher sie jetzt öfter allein war, und lauschte — ein gläubiges Kind — mit warmem, nach dem Guten und Besseren verlangenden Herzen auf die schlichten Lehren der alten Dame.

Es war Alles so einfach, was dieselbe sagte, so leicht begreiflich; und der tägliche Verkehr mit den guten, fein gebildeten Menschen lieferte dazu die Anschauung — das gute Beispiel.

„Mir ist zuweilen, als hätte ich in mir plötzlich viele Augen, die Alles sehen, was ich verkehrt mache und was um mich herum gut oder schön ist, oder häßlich," erklärte der Schützling.

„Du bist sehend geworden, mein Kind, das ist das Beste, was wir zu erreichen strebten, und es ist schnell gelungen."

„Ach, würde ich doch so gut und so wahrhaft vornehm, wie Sie," sagte Milli dann mit heißem Seufzer, denn zwischen ihre besten Bemühungen hinein ragte doch noch oft des Großvaters Einfluß auf ihren Geist und der Mangel ihrer Kindheit.

Längst erkannte Frau v. Markott alle diese Einflüsse und die Haupttriebfeder von Milli's Bildungseifer. Sie empfand heimlich Freude daran und zog das einsame junge Herz darum vielleicht noch näher zu sich und zu allem Hohen hinauf. Andererseits gab Berthold's Benehmen

sehr wenig Hoffnung auf eine Erfüllung dieser nie mit einem Wort berührten Wünsche Beider, und Jede für sich sagte sich dann, daß man das Gute um des Guten willen thun solle! Dies geheime Band festigte sich im Lauf der Zeit nach der einen Seite um so mehr, als Berthold sich nach jenem Verlobungsabend Hilda's wieder ebenso theilnahmlos und den Seinigen entfremdet zeigte, wie vor demselben.

Er lebte nur für seine Interessen, Pferde, Sport, Jagd, Wein und Spiel — das war's, was ihn beschäftigte, und seit er sich wie „ein echter Dummkopf" von Rita hatte an der Nase herumführen lassen, seitdem schwor er auf die frivolen Ansichten seiner Kameraden mit voller Ueberzeugung.

Mutter und Schwester hörten wohl allerlei von dem lustigen Leben, das er führte, aber da er sehr selten kam und sofort mißlaunisch wurde, wenn die Erstere den Versuch machte, ihn zu ermahnen, so ließ sie den lieben Jungen „austoben" und tröstetete sich, er werde mit den Jahren schon zur Vernunft kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Am Hochzeitstage.

Kriminalnovelle

von

M. Barack.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die dem 12. August 1870 vorhergehende Nacht war eine entsetzliche für die Bewohner der süddeutschen Stadt S. gewesen. Ein Gewitter war über sie hinweggegangen, verbunden mit einem heftigen Orkan. Dächer wurden abgedeckt, das Sparrwerk hinweggerissen, Kamine und Mauern eingestürzt, Fensterläden und Blumentöpfe wie Flaumfedern durch die Lüfte getragen und auf die Straßen geschleudert, Gartenbäume entwurzelt oder wie Strohhalme abgeknickt. Dazu brauste eine Fluth von nußgroßen Hagelkörnern hernieder, welche mit furchtbarer Gewalt Alles zertrümmerte, was der Sturm noch verschont hatte.

Am ärgsten hatten die freistehenden Häuser der Stadt gelitten und unter ihnen ganz besonders die prächtige, in der neuangelegten Bahnhofstraße gelegene Villa des Bankiers Kürnberger. Die furchtbare Gewalt des Orkans hatte das schwere Zinkdach eines der Seitenflügel emporgehoben und hinabgeschleudert auf die Glaswände des angebauten Gewächshauses. Zerschmettert und zerdrückt durch die gewaltige Last des herabgestürzten Daches lagen die eisernen Säulen, welche dem gewölbten, ebenfalls eisernen Gerippe des Glasdaches als Stütze gedient hatten, zersplittert dieses selbst

sammt den herrlichen Palmen und anderen exotischen Gewächsen, welche darunter geborgen waren.

Gaffend umstand eine große Anzahl von Menschen am frühen Morgen schon diese Stätte der ärgsten Zerstörung und machte mit mehr oder weniger Zurückhaltung ihre Bemerkungen, die zum größten Theil in lauten Aeußerungen der Schadenfreude bestanden. Man gönnte ziemlich allgemein „dem wucherischen Blutsauger" — „dem Brauträuber" das Unglück, welches ihn betroffen hatte. „Wie gewonnen, so zerronnen," rief lachend der Eine; „Glück und Glas, wie schnell bricht das," ein Anderer; „Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er," spottete ein Dritter, und ein Vierter meinte: „Ein schlimmes Omen für den Hochzeitstag des Hausherrn; wenn nur sein Eheglück besser zusammenhält, als sein Haus!"

Diese rohen Späße der Einzelnen wurden von allen Uebrigen mit beifälligem, schallendem Gelächter aufgenommen, denn Kürnberger war eine der verhaßtesten Persönlichkeiten in S. und nicht ganz mit Unrecht. Sein Vater war als Händler mit alten Kleidern von Haus zu Haus gegangen und hatte in den ärmlichsten Verhältnissen gelebt. Immerhin hatte er sich ein kleines Vermögen erworben, das, auf den Sohn vererbt, sich bald ansehnlich vergrößerte, aber durch nichts weniger als redliche Arbeit. Der junge Kürnberger machte, kaum im Besitze des väterlichen Vermögens, unsaubere Geschäfte, lieh im Geheimen kleinere Beträge gegen unglaubliche Zinsen, hauptsächlich an leichtfertige Söhne vermöglicher Eltern, vermittelte unter dem Siegel der Verschwiegenheit Käufe und Verkäufe gegen kolossale Provisionen, machte sich auch kein Gewissen daraus, die Nothlage Einzelner zu benützen, um sie, die Mißwachs oder anderer Unglücksfälle wegen kleine Kapitalien bei ihm entliehen hatten, durch Prolongationen und damit verbundene neue Provi-

sionen nach und nach um ihre gesammte Habe zu bringen — kurz, er war ein „Halsabschneider" der schlimmsten Sorte. Durch diese unsauberen Manipulationen wuchs das ursprünglich kleine Vermögen Kürnberger's in Zeit von wenigen Jahren so bedeutend, daß er sich jetzt auch an Börsenspekulationen wagen konnte. Noch mehr jedoch schwoll es an, als ihm während des Krieges im Jahre 1866 die großen Lieferungen für das Heer übertragen wurden. Er zählte nach dem Friedensschlusse unbestritten schon zu den Großkapitalisten seiner Vaterstadt, betheiligte sich — bei seiner Vorsicht stets mit Glück — an den verschiedensten Spekulationen und industriellen Unternehmungen und strich fabelhafte Gewinne ein, so daß er im Beginn des Jahres 1870 als mehrfacher Millionär dastand.

Niemand gönnte ihm sein Glück, und als er, der ebenso wenig durch ansprechendes Aeußere als durch Geist und Bildung hervorragende Mann, nunmehr gar auch nach Liebesglück trachtete und sich um die Hand des anerkannt schönsten Mädchens der ganzen Stadt bewarb, da freute man sich allgemein, als die vielbewunderte, hochgebildete Laura, die einzige Tochter des verwittweten General-Staatskassirers Schmitt, diese Verbindung ausschlug und sich mit einem zwar vermögenslosen, aber sehr tüchtigen jungen Arzte, Doktor Robert Hoffmann, verlobte. Dies war im Mai des Jahres 1870 geschehen und schon war der Hochzeitstag bestimmt, als plötzlich — unmittelbar nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges — Fräulein Schmitt ihre Beziehungen zu Doktor Hoffmann abbrach, um sich mit Herrn Kürnberger zu verloben. Die allgemeine Theilnahme hatte sich damals dem verlassenen, um sein Glück betrogenen jungen Manne zugewendet und die heftigste Erbitterung richtete sich gegen den neuen Bräutigam, welchen das junge Mädchen sicherlich nur des Mammons wegen — wie man es selbstverständlich annahm — dem

armen Arzte vorgezogen hatte. Darum nannte man Kürnberger einen Brauträuber und schalt auf das charakterlose Mädchen, das um den Preis der Millionen des verhaßten Wucherers sich diesem zu eigen geben wollte.

Niemand kannte eben die Beweggründe Laura's für ihr Thun, Niemand — außer ihr und ihrem Vater. —

Die vor dem Hause Kürnberger's Stehenden sprachen gerade, und zwar ziemlich rücksichtslos hierüber, als sie plötzlich verstummten, denn zu Aller Erstaunen kam aus dem Hause des Bankiers der, von welchem soeben noch die Rede war und den man am wenigsten in demselben vermuthet hatte — Doktor Hoffmann. Im Nu wurde er von einigen Bekannten umringt und über den Grund dieses Allen seltsam erscheinenden Vorkommnisses befragt.

Doktor Hoffmann schien unangenehm berührt von der wenig taktvollen Weise, in welcher diese Frage gestellt wurde. Etwas unwirsch gab er die gewünschte Auskunft, daß er als Arzt hier thätig gewesen sei bei dem Gärtner Kürnberger's, dem alten Hampacher. Wie durch ein Wunder — so erklärte er — sei der Mann mit Frau und Tochter dem Tode entronnen, denn das niederstürzende Dach habe, wie das Gewächshaus, so auch das angebaute Wohnhaus des Gärtners zerschmettert und die Bewohner desselben unter seinen Trümmern begraben. Während nun die beiden Frauen hierbei fast gänzlich unverletzt verblieben, habe der alte Hampacher eine stark blutende Verwundung am Kopfe erhalten. Darum habe die Tochter ihn, als den nächstwohnenden Arzt, herbeigeholt, und von diesem Patienten, der vorläufig in einer Stube des angrenzenden, wiewohl sehr beschädigten Seitenflügels der Villa untergebracht sei, komme er jetzt. Das Befinden des Verletzten sei übrigens jetzt so zufriedenstellend, daß er selbst voraussichtlich kaum mehr nöthig haben werde, dieses ihm verhaßte Haus nochmals zu betreten.

Hoffmann sprach die letzten Worte mit gepreßter, von einem grimmigen Blicke begleiteter Stimme, und lief dann, ohne sich zu verabschieden, hinweg.

Mitleidig sahen ihm die Leute nach.

„Soviel weiß ich," sagte Einer, „wenn der den Wucherer 'mal erwischt —"

„Nun, was meinst Du, daß er thun wird, wenn er ihn erwischt?" fragte ein Anderer.

„Dann gibt's ein Unglück — natürlich! Der Doktor ist ein Hitzkopf."

„Nun, unseren Segen hat er!"

Lachend gingen die jungen Leute hinweg, um Anderen Platz zu machen, die gleich ihnen die Stätte der Zerstörung sehen und sich über den Schaden, den der allgemein Verhaßte erlitten hatte, freuen wollten. —

Einige Stunden später fand die Trauung des Bankiers Moritz Kürnberger mit Fräulein Laura Schmitt mit all' dem Pomp statt, den reiche Leute bei derartigen Veranlassungen zu entfalten pflegen. Die Braut sah todtenbleich, aber wunderschön aus, und der Kontrast ihrer herrlichen, majestätischen Gestalt mit der des kleinen, häßlichen Bräutigams erschien darum nur um so auffallender. Alle Welt hatte Mitleid mit ihr. Niemand konnte sich dem Gefühle verschließen, daß sie in Wahrheit ein Opfer brachte, und zwar das größte, dessen der Mensch überhaupt fähig ist: das des eigenen Herzens.

Die Braut hielt sich übrigens standhaft. Keine Schwäche überkam sie, keine um ihr verlorenes Glück geweinte Thräne trübte ihren Blick. Kalt und stolz waren ihre Gesichtszüge — auch während der ganzen Dauers des Hochzeitsmahles.

Dasselbe fand statt in dem reichgeschmückten großen Saale des bei dem nächtlichen Sturme völlig unbeschädigt verbliebenen Hauptbaues der Villa, denn der Bräutigam

hatte gewünscht, daß auch hierbei so viel wie nur möglich Glanz und Luxus entfaltet würde. Das „Menü" enthielt die auserlesensten Speisen, und die besten und theuersten Weine, wie Kürnberger mit widerlichem Protzenthum nicht versäumte, bekannt zu geben, flossen dabei in Strömen. Toaste in großer Zahl wurden ausgebracht, und der Segen des Himmels herabgewünscht auf das nun vereinigte Paar und seinen „in Liebe geschlossenen Bund". Die meisten Redner betrachteten und betonten hierbei als sicherste Garantie für die Erfüllung dieser Wünsche den großen, dem Paare zur Verfügung stehenden Reichthum, der ihm gestatte, nichts sich zu versagen, was das Herz sich wünsche. Es war eben das gewöhnliche, bei solchen Hochzeiten übliche phrasenhafte Wortgeklingel, mit welchem die herzlosen Zahlen- und Geldmenschen, die nichts Höheres und Edleres kennen als ihren Mammon, um sich zu werfen pflegen.

Die an Geist und Herz besonders reiche junge Neuvermählte empfand dies auch schwer, und der Mangel alles dessen, was ihr als Ideal im seitherigen Leben vorgeschwebt hatte, ließ ihr den Abgrund, in welchen sie sich mit sehenden Augen hatte stürzen müssen, nur um so tiefer und gräßlicher erscheinen. Aber mit keiner Miene verrieth sie die Gefühle, die sie bewegten: das Opfer war gebracht, sie wollte auch dessen Folgen auf sich nehmen und den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren.

Endlich war die Zeit gekommen, zu welcher die Neuvermählten sich aus dem Saale entfernen durften, um sich für den Antritt der Hochzeitsreise umzukleiden. Laura war fast froh, als Kürnberger sie hierzu aufforderte. Sie erhob sich und ließ sich von ihm nach dem Zimmer führen, in welches ihre Reisekleidung verbracht worden war. Es lag in dem Flügel, welcher ihr später ausschließlich als Wohnung dienen sollte, zufällig in unmittelbarer Nähe der Stube, in welcher der verwundete Gärtner unter-

gebracht worden war. Dieser Seitenflügel der Villa hatte durch den nächtlichen Sturm ebenfalls gelitten. Neben der Beschädigung der Bedachung waren fast überall die der Wetterseite zugekehrten Fenster zertrümmert und die Glasscheiben in's Innere der Räume geschleudert worden. Kürnberger war hiervon nicht unterrichtet worden und zeigte sich deshalb beim Betreten der Stube höchst ungehalten, daß die Dienerschaft nicht für nöthig befunden hatte, ihm von dem Zustand des Gemaches, in welchem seine Gattin die Toilette wechseln sollte, Mittheilung zu machen. Er tadelte mit harten Worten seine seitherige Wirthschafterin, Fräulein Rosa, jene Tochter des Gärtners, welche am frühen Morgen den Doktor Hoffmann zu ihrem Vater gerufen hatte, weil sie, die aushilfsweise bis zum Eintreffen eines neu engagirten Stubenmädchens dessen Dienst übernommen hatte, seine Befehle nicht eingeholt hatte, und hieß sie sofort die Toilettengegenstände seiner Gemahlin hinüberzuschaffen nach dem anderen Flügel, in das für ihn bestimmt gewesene Toilettenzimmer.

„Ich will nicht, Laura," sagte er galant, „daß Du Deine Toilette in einem Gemach mit zerbrochenen Fenstern machst, als wäre ich ein Bettler und nicht der Kürnberger."

Die junge Frau begnügte sich, ein Zeichen der Zustimmung zu machen. Rosa aber, ein hübsches, wenn auch nicht mehr ganz junges Mädchen, schien unangenehm berührt von der Anordnung ihres Herrn. „Aber wo denken Sie hin," sagte sie in etwas gereiztem Tone, „es ist doch jetzt Alles schon hier gerichtet —"

Kürnberger warf ihr einen zornigen Blick zu. „Schweigen Sie!" rief er heftig. „Widersprechen Sie mir nicht, wenn ich etwas befohlen habe, oder Sie sind augenblicklich entlassen! Verstehen Sie mich, Fräulein Rosa? Gleich nehmen Sie die Sachen der gnädigen Frau und seien Sie ihr

drüben beim Anziehen behilflich. Mein Kammerdiener soll mir dafür meine Kleider herüberbringen!"

Das Mädchen biß sich erbleichend auf die Lippen und packte etwas zögernd, doch ohne eine fernere Einrede zu wagen, die schon zum Anziehen bereitgelegten Kleidungsstücke in einen Wäschekorb zusammen. „Bitte, folgen Sie mir, gnädige Frau," sprach sie sodann zu dieser gewendet, „ich werde Sie führen!"

Laura nickte wortlos ihrem Gatten einen Abschiedsgruß zu und schickte sich an, dem vorausgehenden Mädchen nachzufolgen — da hielt sie Kürnberger zurück. „Einen Kuß," bat er, „Laura, einen einzigen Kuß!"

Schweigend bot ihm die junge Frau die fest aufeinandergepreßten Lippen — schweigend nahm sie seine Liebkosung hin.

„Auf Wiedersehen, mein Engel!" flüsterte er, „mein schöner, mein süßer Engel!"

Es waren seine letzten Worte. Als wenige Minuten später der Kammerdiener das Gemach betrat, um seinem Herrn die verlangten Kleidungsstücke zu bringen, fand er diesen zu seinem Entsetzen regungslos — todt am Boden liegend.

Auf sein Geschrei stürzten die erschreckten Gäste herbei. Unter ihnen befand sich der Freund und Hausarzt Kürnberger's, Doktor Röhrig. Sein Besteck hervorholend, schickte er sich an, dem vermeintlich vom Schlage Getroffenen zur Ader zu lassen, als er plötzlich erschreckt inne hielt. Hastig beugte er sich nieder über das Antlitz des mit weit aufgerissenen Augen vor ihm Liegenden und näherte seine Nase dem halbgeöffneten Munde desselben. Seine Mienen wurden ernster. Er erhob sich.

„Ich bitte einen der anwesenden Herren, sofort Polizei herbeizuholen," sagte er dann. „Ein Verbrechen wurde begangen — Herr Kürnberger ist vergiftet worden!"

2.

Wie ein Lauffeuer hatte sich durch die Stadt die Kunde des an Kürnberger verübten Giftmordes verbreitet, und alsbald begannen in allen Kreisen und Schichten der Bevölkerung Vermuthungen über den oder die Thäter laut zu werden. Anfangs schüchtern und leise, dann immer offener und lauter sprach man aus, was als das Wahrscheinlichste angesehen wurde: daß die eigene Gattin des Getödteten, entweder für sich allein oder in Verbindung mit ihrem früheren Verlobten, das Verbrechen begangen habe.

Diese Ansicht stand fest und wurde eine so allgemeine, daß die Behörden nicht umhin konnten, dieser Stimme der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen und noch am gleichen Tage zur Verhaftung der jungen, in's Haus ihres Vaters zurückgekehrten Frau und des Doktors Hoffmann zu schreiten.

Und thatsächlich schien dies Verfahren der Behörden ein wohlberechtigtes zu sein. Die schleunigst am Orte des Verbrechens vorgenommenen Erhebungen hatten einige merkwürdige, die Verdachtsgründe gegen die beiden von der öffentlichen Meinung Beschuldigten außerordentlich steigernde Thatsachen zu Tage gefördert. Es wurde festgestellt, daß Kürnberger an Blausäure gestorben war. Es ging dies deutlich aus dem eigenthümlichen, dem Munde der Leiche entströmenden Bittermandelgeruch hervor. Ferner ergab sich, daß die Blausäure dem Bankier in einem Glase Wasser beigebracht worden war, denn in einem, noch einen kleinen Rest enthaltenden, auf dem Tische neben einer halbgefüllten Wasserflasche stehenden Trinkglase von dunkelblauer Farbe fand sich dies Gift vor. Letzteres war aller Wahrscheinlichkeit nach einem Fläschchen entnommen worden, welches unter dem Fenster des Thatortes im Gebüsch des Gartens aufgefunden wurde. Es war völlig leer, mit

einem Glasstöpsel verschlossen und trug eine mit der gewöhnlichen Giftsignatur — einem Totenschädel — bezeichnete Etikette mit der Aufschrift: „Acidum hydrocyanatum.“

Diese Aufschrift aber rührte, nach Aussage des Apothekers Wagner, von der Hand des Doktors Hoffmann her, und das Fläschchen gehörte — Hoffmann's eigener, bei der Voruntersuchung abgegebenen Erklärung nach — zu seiner in einem verschlossenen Kasten aufbewahrten und gewöhnlich in seinem Wohn- und Wartezimmer stehenden Hausapothete, obgleich er nicht zu wissen behauptete, wie es daraus entfernt worden war.

Dies waren die Erhebungen, welcher der mit der Voruntersuchung betraute Beamte, Amtsrichter Baumgärtner, unmittelbar nach begangener That gemacht hatte, und auf Grund derselben verfügte er die Verhaftung der Ehegattin des Verstorbenen und des Doktors Hoffmann.

Beiden wurden die Verdachtsgründe, wegen deren ihre Inhaftnahme nothwendig erschien, mitgetheilt und hierauf ihre Verbringung in's Stadtgefängniß angeordnet, wo sie in gesonderten Räumen in der Abtheilung für Untersuchungsgefangene untergebracht wurden.

Andern Tages wurde die gerichtliche Obduktion der Leiche des Getödteten durch den Gerichtsarzt im Beisein des Doktor Röhrig vorgenommen. Sie ergab zweifellos die Vergiftung durch Blausäure als Todesursache, und nunmehr schritt der Amtsrichter Baumgärtner zu nochmaliger Vernehmung der der That Verdächtigen. Das Gesetz schrieb vor, in solchem Falle die Inhaftirten vorführen, nämlich aus dem Gefängnisse unter Begleitung von Polizeimannschaft in sein im Amtsgebäude befindliches Zimmer verbringen zu lassen. Von dieser Vorschrift beschloß der Beamte jedoch für diesmal abzuweichen in entschuldbarer Rücksichtnahme für die beiden bisher allge-

mein geachteten Beschuldigten, mit welchen er persönlich bekannt und sogar befreundet war. Er wollte ihnen darum die peinliche Situation eines Transportes über die Straße durch die gaffende Menge ersparen. Aus diesem Grunde verfügte er sich mit seinem Schreiber in's Stadtgefängniß und zwar zunächst in die Zelle der Wittwe des Getödteten, Laura Kürnberger, geborenen Schmitt.

Er fand die junge Frau ruhig und gefaßt, würdevoll ergeben in ihr Schicksal und bereit, jede in Bezug auf das begangene Verbrechen an sie gerichtete Frage zu beantworten.

„Ich werde es thun," sagte sie, „soweit es mir möglich ist, denn ich wiederhole, was ich schon gestern bei meiner Verhaftung erklärte: ich bin unschuldig an dem mir zur Last gelegten Verbrechen und" — fügte sie etwas bitter bei — „ich bedaure, daß Sie, Herr Amtsrichter, den ich bisher als meinen Freund ansah, mich eines solchen überhaupt für fähig halten konnten!"

Der Amtsrichter runzelte kaum merklich die Stirne. Dieser Appell an seine persönlichen Gefühle, so natürlich er unter den gegebenen Verhältnissen auch erschien, war ihm unangenehm. Etwas schroff erwiederte er deshalb: „Ich muß Sie bitten, meine Persönlichkeit vollständig von meinem Amte zu trennen. Vermöge des letzteren sind mir Pflichten auferlegt, welchen ich unter allen Umständen genügen muß, selbst wenn mir dies persönlich bedauerlich sein sollte!"

Die also Zurechtgewiesene biß sich auf die Lippen und nahm, der Einladung des Untersuchungsführenden schweigend folgend, gegenüber dem Tische, an welchem derselbe mit seinem Protokollführer sich niedergelassen hatte, auf einem für sie bereitgestellten Stuhle Platz.

Nach Feststellung der Personalien und Beantwortung der gesetzlich vorgeschriebenen Vorfragen ging der Amts-

richter zur Untersuchungssache selbst über mit der Frage: „Sie sind die Wittwe des gestern so plötzlich aus dem Leben geschiedenen Herrn Moritz Kürnberger?"

„Ja!"

„Sie wurden diesem erst im Laufe des gestrigen Vormittags angetraut?"

„Ja!"

„Seit wann kannten Sie Ihren verstorbenen Gatten?"

„Seit beiläufig einem halben Jahre!"

„Wo lernten Sie ihn kennen?"

„Auf einem Balle der Museumsgesellschaft, wo er sich mir vorstellen ließ."

„Herr Kürnberger zeichnete Sie seit jenem Tage in hervorragender Weise vor anderen Damen aus und soll bald nachher sich um Ihre Hand beworben haben — ist dem so?"

„Ja!"

„Sie wiesen ihn damals ab. Weshalb thaten Sie das?"

„Weil ich —" sie stockte einen Augenblick, dann aber fuhr sie, dem Amtsrichter frei in's Antlitz blickend, mit entschlossenem Tone fort: „Weil ich durchaus keine Liebe für ihn empfand."

„Sie verlobten sich, statt mit ihm, nur wenige Tage später mit dem praktischen Arzte Doktor Robert Hoffmann?"

„Ja!"

„Seit wann kannten Sie diesen?"

„Seit den Tagen meiner Kindheit. Wir waren Nachbarskinder und Spielgefährten."

„Ihn haben Sie also wohl auch geliebt?"

Wieder sah die Dame dem Fragenden frei in's Antlitz. „Mit der ganzen Kraft meines Herzens!" erwiederte sie offen.

„Und er brachte Ihnen die gleiche Neigung entgegen?"

Sie seufzte tief auf. „Ja, auch er liebte mich — innig und treu," sprach sie leise.

„Und dennoch haben Sie dieses Band der Liebe gelöst, um die Verbindung mit Kürnberger eingehen zu können?"

„Ja!"

„Sie haben also nachträglich bereut, ihn abgewiesen zu haben?"

Sie zögerte einen Augenblick mit der Antwort. „Ja!" sprach sie sodann leise, nach kurzem Bedenken.

„Sie haben also die Entdeckung gemacht, daß Sie Herrn Kürnberger dennoch Liebe entgegenzubringen vermöchten?"

Eine Wolke flog über die Stirne der schönen Frau. „Nein!" erwiederte sie fest.

„Sie haben ihn auch damals, als Sie sich mit ihm verlobten, nicht geliebt?"

„Nein!"

„Also waren es wohl Rücksichten materieller Art, die Sie veranlaßten, seine Bewerbung um Ihre Hand anzunehmen?"

Es zuckte schmerzlich über ihr Antlitz, als koste es sie Mühe, hierauf zu antworten. „Ja!" sprach sie dann laut.

Der Amtsrichter blickte sie fast erstaunt an. Er hatte erwartet, daß sie eine Antwort auf die letztgestellte Frage verweigern oder sie ausweichend beantworten würde. Keinenfalls war er auf dies „Ja" gefaßt, aus welchem für die Untersuchung höchst bedeutsame Folgerungen gezogen werden mußten. Er säumte darum auch nicht, ihr dies vorzuhalten.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," sagte er ernst, „daß Sie soeben eine schwerwiegende Aussage gemacht haben. Sie erhöht die schon vorhandenen Verdachtsgründe bezüglich Ihrer Schuldfrage wesentlich, denn bei dem Mangel jeglicher Neigung zu dem reichen Manne,

welchem Sie sich verbanden, läßt sich der Wunsch bei Ihnen voraussetzen, in den Besitz dieses Geldes zu gelangen — durch den Tod Ihres Gatten!"

Die unglückliche junge Frau faltete die Hände und sprach: „Gleichwohl kann und darf ich keine andere Aussage machen; folgern Sie daraus, was Sie können und wollen. Ich kann's nicht ändern!"

Der Jurist stutzte. Als erfahrenem Inquirenten und tüchtigem Psychologen fielen ihm in dieser Antwort besonders die Worte „ich darf keine andere Aussage machen" auf. Ihnen lag offenbar mehr zu Grunde, als die Absicht, alle ferneren Fragen über diesen Punkt abzuschneiden. Er erkannte aus ihnen, und besonders aus dem Tone, in welchem sie gesprochen waren, das Vorhandensein eines Geheimnisses, das mit zwingender Gewalt der jungen Frau die Trennung ihres Liebesbundes und das Eingehen des Ehebündnisses mit dem ungeliebten, reichen Manne vorschrieb. Dieses Geheimniß enthielt vermuthlich den Schlüssel für so Manches, was jetzt räthselhaft erschien, wahrscheinlich auch für das begangene Verbrechen, wenn — wie der Amtsrichter jetzt fast geneigt war, anzunehmen — die junge Frau wirklich die Thäterin war. Dieses Geheimniß zu erforschen, mußte also vor allem Anderen seine Aufgabe sein.

Nach kurzer Pause, während welcher der Untersuchungsführende obige Reflexionen machte, fuhr er deshalb zu fragen fort: „Sie sagten: ‚ich darf keine andere Aussage machen' — wer oder was nöthigt Sie hierzu?"

Die junge Frau senkte unwillkürlich den Blick zur Erde. Fast unmittelbar nachher erhob sie ihn aber wieder und erwiederte fast trotzig: „Meine Pflicht, hierüber zu schweigen!"

Der Amtsrichter nickte unwillkürlich mit dem Kopfe; er hatte diese oder eine ähnlich lautende Antwort erwartet. Gleichwohl war er vorerst von derselben befriedigt, denn was er bisher nur vermuthen konnte, ward ihm jetzt zur

fast unumstößlichen Gewißheit: hinter dieser „Pflicht zu schweigen" verbarg die junge Frau offenbar ein für den vorliegenden Fall schwerwiegendes Geheimniß, das er ergründen mußte, wenn auch nicht direkt durch ihren eigenen Mund, so doch durch den von Zeugen. Es galt nur, solche aufzufinden.

Für jetzt beschloß er in dieser Hinsicht keine weiteren Fragen zu stellen, sondern nur noch einiges Andere festzustellen, was ihm in Bezug auf den verübten Giftmord selbst von Belang schien. Deshalb fragte er nunmehr:

„Wann haben Sie Ihre Verlobung mit Doktor Hoffmann aufgehoben?"

„Am 20. Juli."

„Und wann verlobten Sie sich mit Herrn Kürnberger?"

„Am gleichen Tage."

Der Amtsrichter notirte sich das Datum. „Theilten Sie Herrn Doktor Hoffmann Ihren Entschluß, mit ihm zu brechen, persönlich mit?" fragte er hierauf.

„Ja!"

„Mündlich oder brieflich?"

„Brieflich."

Auch dies notirte sich der pünktliche Jurist. Der Brief, der sich ohne Zweifel unter den beschlagnahmten Papieren des Doktors befand, enthielt vielleicht die Angabe der Gründe des plötzlichen Bruches.

„Gab er Ihnen Antwort auf diesen Brief?" forschte er weiter.

„Ja — um mir für immer Lebewohl zu sagen."

„Besitzen Sie dieses Schreiben noch?"

„Ja!" gab sie etwas zögernd zur Antwort.

„Und nach diesem Briefe unterhielten Sie keinerlei Verkehr mehr mit Ihrem früheren Verlobten?"

„Nein — keinen mehr!"

„Er schrieb Ihnen auch nicht mehr?"

„Niemals mehr!"

„Doktor Hoffmann machte Ihnen also auch nicht den Vorschlag, Ihren ungeliebten Verlobten und nachherigen Gatten — mittelst des Inhalts dieses Fläschchens zu beseitigen?"

Mit diesen Worten hielt der Amtsrichter ihr plötzlich das unter dem Fenster des Thatortes aufgefundene Giftfläschchen vor, hoffend, daß er sie hierdurch verblüffen und vielleicht zu einem Geständnisse bringen werde. Aber in ihrem schönen Antlitz gab sich nur Erstaunen und Entrüstung kund.

„Mein Herr," rief sie erregt, „wenn Sie gegen mich den unwürdigen Verdacht, den Tod Kürnberger's veranlaßt zu haben, hegen, so muß ich dies — weil der Schein gegen mich ist — hinnehmen und tragen. Doch mit welchem Rechte und aus welchen Gründen halten Sie ihn, den edlen, eines so schmählichen Verbrechens durchaus unfähigen Mann, für den Theilnehmer an der That?"

Die Erregung der jungen Frau war zu natürlich, ihr Erstaunen über die ihr bisher unbekannt gebliebene Mitbeschuldigung Robert's viel zu ungekünstelt, als daß es nicht Eindruck auf den Untersuchungsführenden hätte hervorbringen müssen. Zum ersten Male kam diesem der Gedanke an die Möglichkeit der Nichtschuld der jungen Frau. Aber mit Möglichkeiten darf ein Untersuchungsführender nicht rechnen; für ihn gibt es bezüglich der Schuld oder Nichtschuld eines Verdächtigen nur Beweise.

Mit eisiger Kälte erwiederte er deshalb: „Die Gründe, weshalb ich den Doktor Hoffmann der Mitschuld an der That für verdächtig halte, will ich Ihnen nicht vorenthalten. Es sind folgende: dies Fläschchen, welches unter dem Fenster des Thatortes im Gebüsch aufgefunden wurde, enthielt zweifellos das Gift, welches den Tod Ihres Gatten verursachte, und eben dies Fläschchen war erwiesenermaßen

bis zum gestrigen Tage Eigenthum des Doktors Hoffmann!"

Todtenbleich, mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen vernahm die unglückliche Frau diese ihren früheren Verlobten so schwer belastende Mittheilung. „Nein, nein," schrie sie auf, „das ist nicht möglich — nein, Robert ist kein Mörder!"

Wie zur Abwehr erhob sie bei diesen Worten die Hände und sank ohnmächtig vom Stuhle.

Der Amtsrichter zog die Glocke. Er sah sich genöthigt, das Verhör zu unterbrechen und die Bewußtlose der zu ihrem Beistand herbeieilenden Aufseherin zu überlassen. Er selbst schritt inzwischen mit seinem Schreiber, den Fall bedenkend, den Korridor entlang. Das Entsetzen der jungen Frau über den plötzlich in ihr erweckten Verdacht, daß Robert das Verbrechen begangen habe, und ihre durch die Gemüthsbewegung verursachte Ohnmacht waren ohne Zweifel echt und sprachen — der persönlichen, menschlichen Anschauung des gewiegten Juristen nach — sehr für ihre eigene Nichtschuld. Aber als Beweise für diese konnten und durften sie dem Richter unter keinen Umständen gelten. Darum begab er sich auf die bald erfolgende Meldung von der Wiedervernehmungsfähigkeit Laura's wieder in deren Zelle, um seines Amtes weiter zu walten.

Nachdem er der schönen Frau sein Bedauern über den erlittenen Unfall ausgesprochen und ihrerseits die Versicherung erhalten hatte, daß sie sich wieder vollkommen wohl und kräftig fühle, bat er sie, ihm nur noch auf einige wenige Fragen Auskunft ertheilen zu wollen. Sie nickte bejahend, worauf der Amtsrichter das Verhör wieder begann mit der Frage: „Herr Kürnberger wurde vom Tode ereilt in dem Augenblicke, als er behufs Antritts der projektirten Hochzeitsreise die Kleider wechseln wollte, und zwar in einem Zimmer, das nicht zu den von ihm

gewöhnlich bewohnten Räumen seines Hauses gehörte: wie kam dies?"

„Das Zimmer," antwortete Laura, „zählte zu den Räumen, die ich später bewohnen sollte, und war am Hochzeitstage ursprünglich für mich zum Toilettenwechsel bestimmt. Aber der Sturm der vorhergegangenen Nacht hatte gerade hier eine große Zerstörung, insbesondere der Fensterscheiben verursacht, so daß Kürnberger, der mich persönlich in das nothdürftig wieder hergerichtete Gemach geleitet hatte, sich höchst unwillig darüber aussprach, daß ihm kein Bericht über den Zustand der Stube erstattet worden war. Er befahl hierauf, sofort meine Kleider in das für ihn bestimmt gewesene Ankleidezimmer zu verbringen, und ordnete ferner an, daß sein Kammerdiener seine eigenen Toilettengegenstände herüber in das Gemach befördere, in welchem er nachher als Leiche gefunden wurde."

„Geleitete Herr Kürnberger Sie auch nach diesem zweiten Zimmer?"

„Nein, die Wirthschafterin, Fräulein Rosa, führte mich dahin."

„Und Kürnberger selbst blieb allein zurück?"

„Ja!"

Der Amtsrichter sann einen Augenblick nach. „War Fräulein Rosa stets im Zimmer anwesend, so lange Sie mit Ihrem Gatten daselbst weilten?"

„Ja, während der ganzen Zeit!"

„Sie hat also Gelegenheit gehabt, Alles zu beobachten, was Sie während dieser Zeit gethan haben?"

„Ohne Zweifel!"

Wieder schwieg der Amtsrichter einen Augenblick. „Wurde diese Wirthschafterin neu engagirt," fragte er sodann, „oder stand sie früher schon in Diensten des Herrn Kürnberger?"

„Sie war — so viel ich weiß — schon seit mehreren

Jahren im Hause, und hatte nur aushilfsweise den Dienst des noch nicht eingetroffenen Stubenmädchens übernommen. Sie ist, wenn ich nicht irre, die Tochter von Kürnberger's Gärtner Hampacher."

„Kannten Sie das Fräulein früher schon?"

„Nein, ich sah sie an dem fraglichen Tage zum ersten Mal in meinem Leben."

Der Amtsrichter machte sich wieder eine Notiz. Diese Wirthschafterin, welche kurz vor verübter That mit den beiden Gatten im Zimmer war, konnte jedenfalls wichtige Aussagen machen. Sie mußte also vor Allem vernommen werden.

Er brach darum das Verhör hier ab und verabschiedete sich von der Bewohnerin der Gefängnißzelle. —

Schon am Nachmittage des gleichen Tages nahm er ein Verhör mit der als Zeugin vorgeladenen Rosa Hampacher vor. Es förderte — obgleich das Mädchen sich in einem hohen Grade von Aufregung befand, fast beständig weinte und über den Tod ihres armen Herrn jammerte — höchst merkwürdige, Frau Kürnberger und besonders den Doktor Hoffmann schwer belastende Dinge zu Tage.

Nach Feststellung ihrer eigenen Personalien, die ergaben, daß sie siebenundzwanzig Jahre alt und bereits seit vier Jahren im Hause Kürnberger's als Wirthschafterin bedienstet gewesen, machte sie über die unmittelbar vor dem Giftmord stattgehabten Vorgänge ziemlich gleichlautende Angaben, wie Frau Kürnberger selbst. Sie erklärte auf Befragen insbesondere, daß sie schon am Nachmittage vor dem Hochzeitsmorgen als Vertreterin des nicht eingetroffenen Stubenmädchens in dem zum Wechsel der Toilette der gnädigen Frau bestimmten Zimmer alle für die Reise nöthigen Kleidungsstücke bereitgelegt und das Gemach selbst, von dessen durch den nächtlichen Sturm verursachten Zerstörung sie keine Ahnung gehabt, erst an-

deren Tages, und zwar gleichzeitig mit Herrn Kürnberger und dessen von ihm geleiteten Gattin wieder betreten habe. Auf Befehl des Herrn habe sie darauf die Kleider der jungen Frau in einen Waschkorb gepackt und diese selbst hinübergeleitet nach des Herrn eigenem, im anderen Flügel gelegenen Ankleidezimmer, wo sie ihrer Frau beim Ankleiden behilflich gewesen sei, bis zu dem Augenblicke, da die Kunde des stattgehabten plötzlichen Todes des Herrn Kürnberger zu ihnen gedrungen sei.

Auf weiteres besonderes Befragen über die Dauer des gemeinsamen Aufenthaltes in dem erstgenannten Zimmer und ihre daselbst gemachten Beobachtungen, erklärte Rosa Hampacher, daß sie höchstens fünf Minuten in der Stube zusammengewesen seien. „Der Herr," sagte sie wörtlich, „hat unmittelbar nach seinem Eintritt die daselbst herrschende Zerstörung bemerkt und sofort den Tausch der Stuben angeordnet. Während ich selbst nun mit dem Einpacken der Kleidungsstücke beschäftigt und Herr Kürnberger mir dabei behilflich war, hat sich die gnädige Frau in der Mitte des Gemaches an dem dort befindlichen Tische, auf welchem das später von dem Getödteten benützte Trinkglas stand, aufgehalten und ist dann zum Fenster getreten. Was sie jedoch da und dort gethan, vermag ich nicht anzugeben; ich habe weder Zeit noch besondere Veranlassung gehabt, auf das Thun und Treiben der Dame zu achten — es ist ja dabei auch weiter nichts Auffälliges gewesen."

Auf nochmaliges besonderes Befragen, ob Herr Kürnberger wegen des unterlassenen Berichtes über den Zustand der Stube ungehalten gewesen sei und sie selbst mit heftigen Worten getadelt, erwiederte sie: das sei nicht der Rede werth gewesen; der Herr habe wohl gezankt und gesagt, man hätte ihm hiervon Mittheilung machen sollen, aber er sei ja ein seelenguter Herr gewesen und habe ihr die kleine Versäumniß wohl besonders deshalb verziehen, weil sie

während der Nacht von einem großem Unglück betroffen worden, wegen dessen sie einigermaßen kopflos gewesen sei.

Auf die weitere Frage, von welchem Unglück sie spreche, erzählte sie den nächtlichen Unfall, der ihr und ihren Eltern zugestoßen war und sie genöthigt hatte, in erster Morgenfrühe den Doktor Hoffmann zu ihrem schwerverletzten Vater herbeizuholen.

Dies war eine bedeutungsvolle Aussage für den Untersuchungsrichter. Hatte er der Angabe des Mädchens über das Verhalten der Frau Kürnberger am Thatorte kein allzugroßes Gewicht beigelegt — es war ja kaum anzunehmen, daß diese bei einem geplanten Giftmorde so maßlos unvorsichtig zu Werke gegangen sein sollte, das Gift in Gegenwart zweier Personen in's Trinkglas zu gießen — so war dagegen das, was Rosa über Doktor Hoffmann ausgesagt hatte, um so gewichtiger. Die Anwesenheit desselben im Hause des Getödteten, von welcher der Amtsrichter bisher nicht unterrichtet war, erklärte ihm so Manches, was ihm bisher räthselhaft erschien, und während er von Anfang an den Doktor nur der Beihilfe an dem begangenen Verbrechen für verdächtig hielt, erschien es plötzlich nicht unwahrscheinlich, daß dieser der Thäter und zwar der alleinige Thäter sei.

Doktor Hoffmann war allerdings — wie das Mädchen aussagte — nur dies eine Mal im Hause gewesen. Er war nicht der gewöhnliche daselbst berathende Arzt, sondern war als der nächstwohnende von der Rosa Hampacher der Dringlichkeit des Falles wegen in erster Morgenfrühe zur Hilfe gerufen worden. Sie mußte ihn mittels der an seiner Wohnung angebrachten Nachtglocke aus dem Schlafe wecken und geraume Zeit warten, bis er angekleidet und zum Ausgang bereit war. Unter ihrer Führung war er sodann in's Haus und direkt zu dem verwundeten Gärtner

gelangt, bei welchem er reichlich zwei Stunden verweilte.

Es war nicht unmöglich, daß Doktor Hoffmann Gelegenheit gefunden hatte, das bereit gehaltene Gift in das Glas zu gießen. Die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme wurde noch erhöht dadurch, daß die Krankenstube in fast unmittelbarer Nähe des Thatortes sich befand, und daß der Doktor — nach der weiteren Angabe Rosa's — wirklich einmal für längere Zeit sich entfernt hatte. Außerdem aber hatte er, als er an der Seite des Mädchens durch die Säulenhalle des Hauses schritt, sich erkundigt, von wem die hier angrenzenden Zimmer bewohnt würden, und auf diese Frage erfahren, daß sie zur künftigen Wohnung der gnädigen Frau gehörten. Die Frage ließ nun offenbar die Absicht des Fragestellers, den Giftmord zu begehen, voraussetzen. Diese Annahme ward nicht im Mindesten dadurch beeinträchtigt, daß Hoffmann die Möglichkeit zur Verübung der That in der bezeichneten Weise hatte voraussehen, und daß er deshalb gleich beim Verlassen der Wohnung das Gift hatte zu sich stecken müssen. Es war dies, wenn auch nicht in hohem Grade wahrscheinlich, doch immerhin nicht unmöglich.

Nur Eines erschien dem Amtsrichter hierbei höchst seltsam. Wenn der Doktor nach der auf seine Frage von Rosa Hampacher erhaltenen Antwort die That wirklich beging, so erschien diese und die Absicht Hoffmann's in einem ganz neuen Lichte, denn es mußte angenommen werden, daß das Gift nicht für Kürnberger, sondern für dessen neuvermählte Frau bestimmt war, weil ja nicht vorauszusehen war, daß diese mit ihrem Gatten das Zimmer tauschen würde. Diese Absicht des Doktors aber, die junge Frau zu tödten, erschien geradezu als ein psychologisches Räthsel, denn nach ihr mußte er Rachegefühle gegen seine frühere Braut gehegt haben, während solche gegen den,

der sie ihm entrissen, viel erklärlicher, weil natürlicher gewesen wäre. Doch möglich war ja auch dies, es galt nur, hierfür thatsächliche Beweise aufzufinden.

Amtsrichter Baumgärtner hoffte, solche nebst den Gründen für die Aufhebung des früheren Verlöbnisses in dem Absagebrief der gewesenen Braut und dem Antwortschreiben des Doktors zu entdecken. Beide Briefe fanden sich auch wirklich unter den beschlagnahmten Papieren der beiden Verhafteten vor. Aber der Inhalt derselben gab für die Untersuchung in keiner Weise und nach keiner Richtung hin die gehoffte Aufklärung.

Der Brief Laura's lautete folgendermaßen:

„S., den 20. Juli 1870.

Mein Robert!

Ein entsetzliches Verhängniß reißt mich von Deinem Herzen — zwingt mich, einem Anderen zum Ehebunde die Hand zu reichen. Forsche nicht nach den Gründen, ich kann und darf sie Dir nicht angeben. Ich löse mit blutendem Herzen das Band, welches uns vereinte, aller Hoffnung auf Glück entsagend und für Dein eigenes künftiges betend.

Zürne nicht, sondern vergib

Deiner unglücklichen

Laura."

Der mit hastiger, zitternder Schrift geschriebene Brief des Doktors aber war noch kürzer und hatte folgenden Wortlaut:

„S., den 20. Juli 1870.

Laura!

Lebe wohl für immer und ewig und — wenn Du kannst — glücklich!

Robert."

Enttäuscht legte der Jurist die beiden Briefe wieder zu den übrigen Papieren. Sie bewiesen nichts von alledem, was er gehofft hatte; nur das Vorhandensein eines

Geheimnisses, das zwingend die Lösung des Liebesbundes veranlaßte, fand er durch das Schreiben Laura's bestätigt. Aber was wollte dies in Bezug auf das begangene Verbrechen heißen?

Gleichwohl machte der Amtsrichter den Versuch, in dieser Beziehung etwas Greifbares zu erfahren. Er lud den Vater Laura's, den allgemein hochgeachteten und bedauerten General-Staatskassirer Schmitt, auf den nächsten Tag vor und befragte den von Gram tiefgebeugten Mann über die Ursache des Rückgangs der Verlobung des Doktors Hoffmann mit seiner Tochter. Aber derselbe erklärte: wenn seine Tochter für nöthig gefunden habe, hierüber zu schweigen, so habe er keinen Grund, anders zu handeln; er nehme daher für sich das ihm gesetzlich zustehende Recht in Anspruch, jede von ihm verlangte Auskunft in der Untersuchungssache zu verweigern.

Dagegen war nun nichts zu machen. Dies Recht hatte der Vater der eines Verbrechens Beschuldigten, und der Untersuchungsrichter hatte kein gesetzlich ihm zustehendes Mittel, dessen Zeugniß zu erzwingen. Wohl oder übel mußte er daher auf die Ergründung des Geheimnisses verzichten und sich damit begnügen, sich Beweise für das Vorhandensein von Rachegefühlen des Doktors gegen seine frühere Braut zu verschaffen.

Er durchsuchte sämmtliche Papiere desselben, aber wiederum ohne Erfolg. Er fand nichts, was die Vermuthung gerechtfertigt hätte, Robert habe die Absicht gehegt, sich an ihr, die ihn verrathen und verlassen, zu rächen. Es blieb somit nur noch übrig, durch Zeugen zu konstatiren, daß Hoffmann gelegentlich seiner Anwesenheit im Hause Kürnberger's den Thatort, das Toilettezimmer der ihm Ungetreuen, betreten habe.

Bevor der Amtsrichter jedoch hierzu schritt, nahm er ein Verhör mit dem Doktor vor, in der Absicht, ihm die

bis jetzt gegen ihn vorliegenden Aussagen, auf Grund derer der Verdacht seiner Thäterschaft sich so sehr vermehrt hatte, vorzuhalten und ihn womöglich in Widersprüche zu verwickeln. Aber der Doktor gab völlig klare Antworten. Er blieb im Allgemeinen bei seinen schon vor der Verhaftung gemachten Angaben und betonte besonders, daß ihm ganz unbegreiflich sei, wie das Giftfläschchen, das er auch jetzt wieder als sein Eigenthum anerkannte, aus seinem Medikamentenkasten ohne sein Wissen habe entfernt werden können. Er erklärte, Abends vorher noch ein Medikament für eine an Krampfanfällen leidende Bäuerin angefertigt zu haben, das er anderen Morgens persönlich nach dem zwei Wegstunden entfernten Dorfe, wo keine Apotheke sich befinde, habe hinausbringen wollen. Bei dieser Gelegenheit habe er dies Fläschchen, das fast zur Hälfte noch gefüllt gewesen, benützt, dasselbe jedoch nach gemachtem Gebrauch wieder in den Kasten zurückgestellt und diesen verschlossen. Er räumte jedoch auch die Möglichkeit ein, daß das mit der Aufschrift „Acidum hydrocyanatum“ und einem Todtenschädel etikettirte Fläschchen auf dem Tische stehen geblieben, oder endlich, daß der Kasten nicht verschlossen worden sei. Morgens früh um vier Uhr sei er dann zu einem Patienten gerufen worden und erst nach zwei Stunden zurückgekehrt. Während der Zwischenzeit aber habe Niemand seine Stube betreten, als sein alter Diener, und diesen könne er des begangenen Diebstahls ebensowenig verdächtig halten, wie das Mädchen, das ihn zu dem Kranken abgerufen und während ganz kurzer Zeit in eben dieser Stube auf ihn gewartet habe.

Der Amtsrichter horchte auf. Dies Mädchen, von dem der Doktor sprach, war ohne Zweifel die Tochter des Gärtners Hampacher, die in Kürnberger's Hause bedienstete Wirthschafterin Rosa. Sie hatte ja dies Berufen des Arztes an das Krankenbett ihres Vaters umständlich erzählt, doch

davon, daß sie dessen Zimmer betreten, hatte sie kein Wort gesagt. Sie hatte nur erklärt, daß sie geraume Zeit auf ihn habe warten müssen, bis er angekleidet und zum Ausgehen bereit war; daß dies aber im Zimmer des Arztes geschah, hatte sie nicht ausgesagt.

„Ist mit dem Mädchen, von welchem Sie sprachen, vielleicht die Tochter des in Kürnberger's Hause bediensteten Gärtners Hampacher gemeint?" fragte der Amtsrichter.

„Ja!" erwiederte Hoffmann. „Ihr Vater wurde beim Zusammenstürzen seiner Wohnung am Kopfe verletzt!"

„Wann kam sie zu Ihnen?"

„Um vier Uhr in der Frühe!"

„Zu dieser Zeit war doch wohl Ihr Haus noch verschlossen?"

„Allerdings!"

„Und gleichwohl fand sie Eintritt in Ihr Zimmer?"

„Ja! Der Sturm, verbunden mit heftigem Gewitterregen, wüthete noch, ich reichte deshalb dem Fräulein den Hausschlüssel aus dem Fenster meiner parterre gelegenen Wohnung, damit sie während der Zeit, die ich zum Ankleiden nöthig hatte, in meinem Wohn- und Wartezimmer vor dem Unwetter geschützt sei."

Der Amtsrichter ließ die Aussage protokolliren und machte sich privatim wieder eine Notiz: die Behauptung mußte bewiesen werden, wenn sie glaubwürdig erscheinen sollte.

Dem Doktor einen von Gerichtswegen angefertigten Plan des Thatortes und dessen Umgebung vorlegend, fragte er sodann weiter, indem er mit dem Finger die jeweiligen Lokalitäten bezeichnete: „Sie schritten, geführt von Rosa Hampacher, über diesen Säulengang nach diesem Zimmer, wo der verletzte Gärtner untergebracht war — verhält sich dies so?"

Hoffmann sah sich den Plan an. „Es ist richtig!“ erwiederte er.

„Haben Sie im Vorübergehen an diesen Räumen das Fräulein gefragt, zu wessen Wohnung die Zimmer gehörten?“

Der Doktor sann einen Augenblick nach. „Ich entsinne mich nicht, diese Frage gestellt zu haben,“ erwiederte er hierauf. „Ich glaube, überhaupt auf diesem Wege gar nicht mit dem vorausgehenden Fräulein gesprochen zu haben.“

„Wie lange waren Sie bei dem Verwundeten beschäftigt?“

„Etwa zwei Stunden!“

„Haben Sie während dieser Zeit einmal die Krankenstube verlassen?“

„Nein! Der völlig lethargische Zustand des Verletzten machte meine fortwährende Anwesenheit nothwendig.“

Wieder machte sich der Amtsrichter eine Privatnotiz: der Doktor hatte den beiden gegen ihn vorliegenden Aussagen des Mädchens widersprochen, die Wahrheit derselben mußte zu seiner Ueberführung bewiesen werden.

Er setzte darum zunächst das Verhör mit Doktor Hoffmann aus und ließ die Rosa Hampacher nochmals zur Zeugnißabgabe vorführen. Sie erschien jetzt gefaßter und ruhiger als bei ihrer ersten Vernehmung, aber sie riß die Augen fast erschreckt auf, als der Amtsrichter — nach vorhergegangener Ermahnung zur Angabe der Wahrheit und unter Hinweis darauf, daß sie ihre Aussagen später werde beschwören müssen — sie befragte, ob sie gelegentlich der Berufung des Doktors Hoffmann innerhalb seiner Wohnung auf ihn gewartet habe.

„Wie?“ rief sie erregt, „dies behauptet Doktor Hoffmann?! Es ist unwahr, ich habe außen auf der Straße gewartet.“

Der Amtsrichter hatte diese Antwort erwartet und

befragte Rosa nunmehr noch bezüglich der Wahrheit der beiden anderen von ihr gemachten und vom Doktor bestrittenen Angaben.

Sie blieb bei ihren früher gemachten Aussagen und erklärte mit Bestimmtheit, der Doktor habe einmal für etwa zehn Minuten die Krankenstube verlassen.

Auch dies entsprach den Erwartungen des Untersuchungsrichters. Es war daraufhin, seiner privaten Anschauung nach, kaum mehr an der Schuld des Doktors zu zweifeln, denn die Angaben des Mädchens waren ja durchaus glaubwürdig. Als Richter freilich durfte er sich keiner vorgefaßten Meinung hingeben. Es stand Behauptung gegen Behauptung. Nur *eine* derselben konnte die wahrheitsgemäße, die andere mußte nothwendig falsch sein. Es galt nun zu ermitteln, durch Zeugen zu beweisen, welche von beiden diese falsche war.

Zu diesem Zwecke lud er auf den folgenden Tag die Rosa Hampacher nochmals vor, behufs der Gegenüberstellung mit dem Doktor Hoffmann. Ferner beschied er als Zeugen vor Gericht die Ehefrau des verletzten Gärtners Hampacher, die Mutter der Rosa, und ebenso die gesammte Dienerschaft Kürnberger's, um durch ihre Aussagen wo möglich Beweise für die Wahrheit der einen oder anderen Angabe zu erhalten. Außerdem endlich gab er einem seiner geschicktesten Beamten den Auftrag, im Geheimen in der Nachbarschaft der Wohnung des Doktors Hoffmann Umfrage zu halten, ob irgend Jemand vielleicht mit angesehen habe, wie und in welcher Weise die Rosa Hampacher den Arzt zu ihrem Vater berufen, insbesondere ob sie außerhalb oder innerhalb seiner Wohnung auf ihn gewartet habe. Freilich war kaum anzunehmen, daß in dieser frühen Morgenstunde Jemand Zeuge dieses Vorfalls gewesen, doch möglich war es ja immerhin. Gelang es aber, einen Zeugen aufzutreiben, der eidlich auszusagen

im Stande war, daß Rosa Hampacher die Wohnung des Doktors Hoffmann nicht betreten, dieser somit die Unwahrheit gesprochen habe: dann war dessen System des Leugnens aller ihn gravirenden Thatsachen über den Haufen geworfen, dann mußte er seine Schuld eingestehen.

3.

Der Morgen des folgenden Tages war angebrochen, und mit begreiflicher Spannung sah der Amtsrichter den angeordneten neuen Erhebungen entgegen: sie mußten endlich Licht in das Dunkel der Untersuchungssache bringen.

Er schritt zunächst zur Gegenüberstellung der Zeugin und des der That Verdächtigen. Sie verlief genau so, wie er vorausgesehen hatte. Der Doktor zeigte sich Rosa und ihrer Erklärung gegenüber, daß sie seine Wohnung nicht betreten habe, höchlichst entrüstet und zieh sie der absichtlichen Lüge. Die Zeugin aber blieb fest bei ihrer Aussage. Ebenso hielt sie ihre Behauptungen aufrecht, daß Doktor Hoffmann die Frage bezüglich der an die Säulenhalle grenzenden Zimmer an sie gerichtet habe und desgleichen, daß er die Krankenstube ihres Vaters für mindestens zehn Minuten verlassen habe. Dabei blieb sie trotz des Widerspruchs und der heftigen Erregung des Doktors, der nunmehr erklärte, daraufhin könne er nur sie selbst für die Person halten, die ihm das Giftfläschchen entwendet habe, und nur sie könne demzufolge den Mord begangen haben.

Rosa blieb vollkommen ruhig bei dieser Beschuldigung. „Was hätte mich veranlassen sollen, meinen guten Herrn um's Leben zu bringen?" sagte sie achselzuckend. „Ich habe kein Interesse an seinem Tode gehabt, wohl aber hatten Sie ein solches daran, ihn todt zu sehen, denn Sie, der frühere Geliebte seiner Frau, konnten nach seinem

Tode hoffen, sie zu besitzen sammt dem großen Vermögen, das ihr im Heirathskontrakt ausgemacht war."

Dies war eine furchtbare Logik, deren überwältigende Richtigkeit der Doktor ungeachtet seines heftigen Widerspruchs nicht zu entkräften vermochte. Der Amtsrichter konnte sich auch ihrer zwingenden Gewalt um so weniger verschließen, als sie seinem eigenen Gedankengang über die Ursache der Thäterschaft des Doktors vollständig entsprach. Gleichwohl war die Schuld desselben noch keineswegs erwiesen; er mußte durch weitere Zeugen der absichtlichen Entstellung der Wahrheit und hierdurch des begangenen Verbrechens überführt werden.

Der Amtsrichter ließ den Beschuldigten und die Zeugin abtreten und befahl nun, zunächst die Ehefrau des Gärtners Hampacher als Zeugin vorzuführen. Nach Beantwortung der üblichen personellen Vorfragen ließ er sich von der schon hochbetagten Frau die Art und Weise der Hilfeleistung des Doktors Hoffmann bei ihrem Gatten schildern und fragte endlich, ob der Doktor während seines zweistündigen Besuches einmal für längere Zeit die Stube verlassen habe.

Die alte Frau dachte einige Augenblicke nach und verneinte dann die Frage.

Der Amtsrichter stutzte. Die Antwort war anders ausgefallen, als er vermuthet hatte. Nochmals fragte er, ob sie sich nicht irre, aber die Frau erklärte, dessen ganz sicher zu sein; allerdings sei der Herr Doktor nach Beendigung seiner Hilfeleistungen zu dem Brunnen im Hofe getreten, um sich die Hände zu reinigen, aber gleich nachher, nach einer Abwesenheit von höchstens einer Minute, sei er wieder zurückgekehrt, um sich unmittelbar darauf heimzubegeben, wobei sie persönlich ihn bis zur Loge des Portiers begleitet habe.

Dies klang nun höchst befremdend. Die Aussage der

Mutter stand in direktem Widerspruche zu jener der Tochter. Die von Letzterer mit so viel Gewicht betonte, längere Zeit dauernde Entfernung des Arztes schrumpfte nach dem Zeugniß der Mutter zu einer durchaus harmlosen, von der Nothwendigkeit gebotenen Handlung zusammen, die mit dem begangenen Verbrechen in durchaus gar keiner Beziehung stehen konnte. Sollte die Rosa Hampacher bezüglich des Zwecks dieser Entfernung sich in Unwissenheit und bezüglich ihrer Dauer im Irrthum befunden haben?

Es blieb zur nothwendigen Aufklärung der Widersprüche nichts übrig, als die Gegenüberstellung der beiden Zeuginnen. Rosa trat hierbei zur Ueberraschung des Amtsrichters mit unerklärlicher, mehr und mehr sich steigernder, höchst unkindlicher Heftigkeit gegen ihre Mutter auf. Sie behauptete, diese sei infolge von Trunksucht geistes- und gedächtnißschwach geworden und vergesse häufig oft die nächstliegenden Dinge. Die Frau aber wehrte sich mit aller Entschiedenheit gegen die Beschuldigung der Trunksucht und erklärte, ungeachtet ihrer allerdings vorhandenen Gedächtnißabnahme dennoch Ereignisse von einem auf den anderen Tag vollständig gut behalten zu können. Schließlich gab sie jedoch — wie es schien, nur um dem widerlichen Streit ein Ende zu machen — die Möglichkeit zu, daß die Abwesenheit des Doktors Hoffmann aus dem Krankenzimmer etwas länger, als sie angegeben, vielleicht fünf Minuten, gedauert habe.

Der Amtsrichter ließ die beiden Zeuginnen abtreten und durchschritt nachdenklich die Stube. Er hatte bisher die Angaben der Rosa Hampacher für durchaus glaubwürdig gehalten, besonders weil ihnen ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zur Seite stand. Nun plötzlich hatte er die ganz unerwartete Erfahrung gemacht, daß diese Glaubwürdigkeit nicht über jeden Zweifel erhaben sei. Gleich die erste, gewissermaßen wichtigste ihrer Angaben —

denn von ihr hing die Möglichkeit der vorausgesetzten Thäterschaft des Doktors ja eigentlich allein ab — erwies sich zum Mindesten als nicht völlig erwiesen. Sollte dieser wichtigen Thatsache wirklich nur ein Irrthum oder Fahrlässigkeit der Zeugin zu Grunde liegen?

Es war seine ihm nächstliegende Pflicht, diesen Punkt aufzuklären. Er ließ den in Kürnbergers Hause als Portier bediensteten Ignaz Huber, einen schon älteren Mann und ehemaligen Unteroffizier, als Zeugen vorführen, hoffend, daß derselbe den Eintritt des Doktors in die Villa und dessen unter Führung der Rosa Hampacher stattgehabten Gang durch die Säulenhalle beobachtet habe. Und wirklich war der Mann im Stande, hierüber durchaus klare Angaben zu machen. Er stand damals vor seiner Loge und sah den Arzt etwa zwei Schritte hinter seiner Führerin die Säulenhalle, welche er von seinem Standpunkte aus in ihrer ganzen Länge überblicken konnte, hinabschreiten. Das Mädchen wendete hierbei niemals den Kopf zurück nach dem ihr folgenden Herrn, was sie aller Wahrscheinlichkeit nach gethan hätte, wenn er eine Frage an sie gerichtet und sie ihm darauf geantwortet hätte. Doch dies war nicht Alles, was der Portier beobachtet hatte. Er sah den Arzt auch nach zweistündigem stetem Verweilen in der Krankenstube an den Brunnen im Hofe treten, sich die Hände waschen und wieder zurück in die Stube gehen. Er bestätigte, daß dessen hierzu nöthige Abwesenheit aus der letzteren höchstens eine Minute gewährt und daß er sich unmittelbar nachher aus dem Hause entfernt habe.

Das waren höchst merkwürdige, den Stand der Dinge vollständig verändernde Enthüllungen. Nach ihnen war mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß die Rosa Hampacher in beiden Fällen ihrer Zeugnißabgabe die Unwahrheit ausgesagt, und daß sie dies mit Wissen und Willen

gethan, um Doktor Hoffmann des an Kürnberger verübten Giftmordes zu verdächtigen. Was aber — fragte sich der Amtsrichter — waren die Gründe dieser auffälligen Thatsache?

Der gewissenhafte Jurist schlug die Protokolle über das erste Zeugenverhör der Rosa Hampacher nach und fand, daß Rosa zuerst versucht hatte, die Wittwe des Getödteten als der That verdächtig hinzustellen. Sie sagte dort: „Während ich selbst mit Einpacken der Kleidungsstücke beschäftigt und Herr Kürnberger mir dabei behilflich war, hat sich die gnädige Frau in der Mitte des Gemaches an dem dort befindlichen Tische, auf welchem das später von dem Getödteten benützte Trinkglas stand, aufgehalten und ist dann zum Fenster getreten." Sie wollte also mit dieser vermuthlich ebenfalls unwahren Angabe als möglich hinstellen, daß Frau Kürnberger einen Augenblick, in welchem sie weder von ihr — der Rosa — noch von Kürnberger beobachtet werden konnte, benützt habe, um Gift in das Glas zu gießen und hierauf ebenso unbeobachtet das Fläschchen aus dem Fenster zu werfen. Aus dieser erst versuchten Verdächtigung aber ging hervor, daß es ihr dabei weniger um eine bestimmte Person als vielmehr das Verdächtigmachen überhaupt zu thun war, und daß sie nach dem Mißlingen im ersten Fall dies nun nochmals mit der Person des Doktors Hoffmann versuchte.

Was aber war der Grund dieser Handlungsweise? War sie selbst die Mörderin und suchte sie, nur um der That nicht selbst verdächtig zu werden, den Verdacht auf einen Anderen zu lenken?

Es war dies möglich und entsprach sogar den bei Verbrechern häufig gemachten psychologischen Erfahrungen. Bekanntermaßen werden derartige Versuche nicht selten und zwar in so plumper Weise gemacht, daß gerade da-

durch der Verdacht der Thäterschaft eines Verbrechens auf diejenigen gelenkt wird, welche ihn von sich ableiten wollen.

Sollte diese Erfahrung sich auch auf den vorliegenden Fall anwenden lassen?

Vielleicht! — Es galt nun zu erforschen, ob die Rosa Hampacher ein Interesse an dem Tode der neuvermählten Frau des Herrn Kürnberger haben konnte, denn auf diesen allein konnte sie es nur abgesehen haben, weil auch sie, wenn sie die Thäterin war, das Gift in einem Zeitpunkt in's Trinkglas gegossen haben mußte, in welchem anzunehmen war, daß die junge Frau das Zimmer benützen und aus dem Glase trinken werde.

Hegte sie vielleicht Haß oder Rachegefühle gegen diese? Oder waren es andere Gründe, die ihr den Tod der Neuvermählten wünschenswerth machen konnten? Dies mußte an den Tag gebracht werden.

Zur Erreichung dieses Zweckes beschloß der Amtsrichter nach reiflicher Ueberlegung, der Rosa Hampacher von den gegen sie vorliegenden Verdachtsgründen vorerst keine Mittheilung zu machen, sondern sie im Glauben zu belassen, daß sie bei der Untersuchung noch immer nur als Zeugin Auskunft zu ertheilen habe. Inzwischen aber hoffte er, Beweismaterial entweder für ihre Schuld oder Unschuld — denn die letztere war ja immerhin auch möglich — sammeln, und falls darnach die erstere angenommen werden mußte, ihr plötzlich mit aller Wucht der unumstößlichen Thatsachen zu Leibe gehen und sie dadurch zum Geständniß zwingen zu können.

Nochmals schlug er das Protokoll nach, um in den Aussagen der Rosa Hampacher Punkte zu finden, an welche anknüpfend er neue Verdachtsgründe aufspüren konnte.

Er fand zunächst ihre Behauptung, daß sie das am Tage vor dem Mord hergerichtete Toilettezimmer, von dessen

durch den nächtlichen Sturm verursachten Zerstörung sie keine Ahnung gehabt, erst anderen Tages und zwar gleichzeitig mit Herrn Kürnberger und dessen von ihm geleiteter Gattin wieder betreten habe.

Dies war sehr unwahrscheinlich, denn Frau Kürnberger ihrerseits hatte angegeben, daß ihr Gemahl sie in das nothdürftig wieder hergerichtete Gemach geleitet habe. Wenn es nun „wieder hergerichtet" worden war, wer anders als die Rosa Hampacher, welcher als interimistischem Stubenmädchen die Pflicht oblag, konnte dies gethan haben? Hatte sie es aber gethan, so mußte sie doch jedenfalls die Stube nicht „erst gleichzeitig mit Kürnberger und seiner Frau", sondern früher schon wieder betreten haben.

Dies mußte ihr bewiesen werden.

Weiter Auffälliges fand der Amtsrichter nicht vor und er war gerade im Begriff, das Protokoll wieder wegzulegen, als sein Blick zufällig auf die Stelle fiel, in welcher Rosa Hampacher von ihrem verstorbenen Herrn ausgesagt hatte, daß er „seelengut" gewesen sei. Diese Behauptung war nach dessen nur allzu wohlbekanntem Charakter offenbar eine Lüge. Es mußte also erforscht werden, was das Mädchen zu dieser, der Wahrheit hohnsprechenden Aeußerung veranlaßt hatte.

Nachdem der Amtsrichter die zu erläuternden Fragen notirt hatte, ließ er die im Hause Kürnberger's Mitbediensteten der Rosa Hampacher zur Zeugnißabgabe vorführen. Es waren dies, außer dem schon vernommenen Portier Ignaz Huber, die Köchin Barbara Gutbrod, das Laufmädchen Marie Spittler, der Kammerdiener und Lakai Peter Hafner und der Kutscher Bernhard Beck. Alle standen schon seit mehreren Jahren in Kürnberger's Diensten.

Der Amtsrichter vernahm sie der Reihe nach einzeln.

Die beiden Mädchen, Barbara Gutbrod und Marie Spittler, vermochten nichts Erhebliches auszusagen. Sie hatten nichts mit der Zimmerreinigung zu thun und waren Beide am fraglichen Tage mit Herstellen des Festessens in der Küche dermaßen in Anspruch genommen, daß sie nicht im Stande waren, zu beobachten, ob und wer nach dem nächtlichen Unwetter die Zimmer des westlichen Flügels in Stand gesetzt habe. Wenn dies aber überhaupt geschehen sei, so erklärten Beide mit Bestimmtheit, könne es nur die Rosa Hampacher gethan haben, denn damit sei sie und nur sie allein im Hause betraut gewesen.

Auf besonderes Befragen, ob Herr Kürnberger gut gegen seine Bediensteten gewesen sei, meinten Beide: dies könne man ihm mit dem besten Willen nicht nachsagen; er sei im Gegentheil stets hochfahrend und barsch gewesen und habe seine Leute geschunden bis auf's Blut, so daß es kaum mit ihm auszuhalten gewesen wäre. Auf den Vorhalt, daß diese Behauptung im Widerspruch stehe mit der Aussage der Rosa Hampacher, die erklärt habe, daß er „seelengut" gewesen wäre, meinten Beide spöttisch lächelnd, es möge sein, daß er bei Fräulein Rosa eine Ausnahme gemacht habe, denn diese — das sei im ganzen Hause bekannt gewesen — habe der Herr „gern gesehen". Auf die weitere Frage, wie dies zu verstehen sei, ob Herr Kürnberger Beziehungen zu dem Fräulein unterhalten habe, erwiederten Beide, sie wüßten hierüber nichts Bestimmtes; aber ganz richtig sei die Sache mit den Beiden auf keinen Fall gewesen.

Bestimmter sprach sich der Kammerdiener und Lakai Peter Hafner aus. Dieser erklärte mit Sicherheit zu wissen, daß Fräulein Rosa am fraglichen Morgen, etwa um sieben Uhr, sämmtliche Zimmer des westlichen Flügels nothdürftig in Stand gesetzt habe: er selbst habe sie das Toilettezimmer zu diesem Zweck betreten sehen. — In Be-

zug auf das Benehmen des Herrn Kürnberger gegen seine Bediensteten machte er genau dieselben Angaben, wie die Barbara Gutbrod und Marie Spittler mit dem Beifügen: „Wenn er gegen Fräulein Rosa seelengut gewesen sein soll — was übrigens zu viel behauptet ist — so hatte dies jedenfalls seine besonderen Gründe. Der Herr muß ihr früher einmal die Ehe versprochen haben. Ich weiß dies mit aller Bestimmtheit, denn ich belauschte einmal ein Zwiegespräch der Beiden, in welchem sie ihm Vorwürfe machte, weil er ihr sein Wort nicht hielt. Dem Herrn war auch recht wohl bekannt, daß ich Kenntniß hiervon hatte, denn er schenkte mir einmal — was bei seinem Geiz etwas ganz Ungewöhnliches war — einen Friedrichsd'or und befahl mir, reinen Mund über die Sache zu halten. Nun von mir," schloß er, „hat es auch Niemand erfahren, aber derartige Dinge lassen sich eben niemals so vollständig geheim halten, daß nicht doch Irgendwer etwas davon hätte merken sollen, um so mehr, als die Rosa bisweilen so unvorsichtig war, sich Manches gegen den Herrn herauszunehmen. So kam es, daß man allgemein im Hause von diesem Verhältnisse munkelte, wenn auch außer mir Niemand Beweise hiervon hatte."

Dies war eine gewichtige Aussage. Wie ein Lichtstrahl erhellte sie dem Untersuchungsführenden das über das Verbrechen gebreitete geheimnißvolle Dunkel. Diese Rosa, die bei aller Verschlagenheit in dumm-plumper Weise versucht hatte, den Verdacht der Thäterschaft von sich ab und auf andere Personen zu lenken, die am Tode des Ermordeten in Wahrheit ein Interesse haben konnten — sie, die auf eine Heirath mit Kürnberger gerechnet hatte, eine Hoffnung, die sie durch den Tod der Neuvermählten wiederherzustellen hoffte: sie war es, die das für diese bestimmte Gift in das Glas träufelte, in der zuversichtlichen Erwartung, daß sie es zu einem Trunke benützen werde.

Sie, diese Rosa, war es, deren Berechnungen durch den Tausch der Stuben vereitelt worden waren; sie war es, die statt der jungen Frau deren Gatten, den sie wiederzugewinnen hoffte, getödtet hatte! Dies stand für den Juristen jetzt fest, es galt nur noch, die Thäterin zu überführen, ihr zu beweisen, daß sie im Besitz des dem Doktor Hoffmann entwendeten, das Gift enthaltenden Fläschchens gewesen sei.

In kaum erhoffter Weise fanden sich auch hierfür Zeugen.

Der Kutscher Bernhard Beck, welchen der Amtsrichter nach dem Kammerdiener vernahm, sagte auf Befragen, ob er etwas davon wisse, daß die Rosa Hampacher am Morgen nach dem Sturm die Zimmer des westlichen Flügels in Ordnung gebracht habe, darüber wörtlich Folgendes aus:

„Ob sie dies gethan hat, kann ich nicht sagen; jedenfalls aber war sie am Morgen, etwa um sieben Uhr, in diesen Zimmern. Ich befand mich um diese Zeit im Wagenschuppen, von wo aus man die ganze Fensterreihe des linken Flügels der Villa überblicken kann. Als ich einen Augenblick von meiner Arbeit auf- und zum offenstehenden Thor hinausschaute, sah ich an einem der Fenster — es war, wie ich mich mit Bestimmtheit erinnere, das des Zimmers, in welchem später Herr Kürnberger todt aufgefunden wurde — die Rosa Hampacher stehen. Sie blickte rasch nach rechts und links, als ob sie sich überzeugen wolle, daß Niemand in der Nähe sei, und warf dann einen Gegenstand, der wie ein kleines Medicinfläschchen aussah, hinab in's Gebüsch. Darum, als ich später hörte, daß da unten das Fläschchen gefunden worden sei, welches das Gift enthalten hatte, an dem Herr Kürnberger gestorben war, kam mir unwillkürlich der Gedanke, ob dies am Ende gar dasselbe Fläschchen gewesen sei, welches die Rosa hinabgeworfen hatte."

Dies war wiederum eine Aussage, die fast einem sicheren Beweise gleichkam, denn ein zweites Fläschchen oder überhaupt ein anderer Gegenstand, der aussah wie ein Medicinfläschchen, war im Gebüsch und dessen Umgebung nicht gefunden worden. Darum mußte wohl der von der Rosa Hampacher hinabgeworfene Gegenstand das Giftfläschchen gewesen sein. Wenn bewiesen werden konnte, daß sie dies Fläschchen dem Doktor Hoffmann entwendet hatte, oder daß wenigstens die Möglichkeit hierzu vorhanden war dadurch, daß sie — woran kaum mehr zu zweifeln war — sich in der Wohnung des Doktors aufgehalten hatte, dann war die Beweislast für die Thäterschaft der Rosa Hampacher eine geradezu erdrückende, dann war sie des begangenen Verbrechens so gut wie überführt.

Und die Person, die dies bezeugen konnte, wurde ebenfalls gefunden.

Unmittelbar nach Beendigung des Verhörs des Zeugen Bernhard Beck ließ sich der Polizeiwachtmeister Kern bei dem Amtsrichter melden und berichtete, daß in der Person des Schneidermeisters Christian Fischer ein Zeuge gefunden sei, welcher gesehen habe, daß die Rosa Hampacher in das Haus und die Wohnung des Doktors Robert Hoffmann eingetreten sei.

Ungesäumt ließ der Amtsrichter den Zeugen behufs seiner sofortigen Vernehmung holen. Derselbe sagte Folgendes aus:

„Ich bin der Eigenthümer des in der Bahnhofstraße gelegenen Hauses Numero 17 und habe an Herrn Doktor Robert Hoffmann die drei vorderen Zimmer des Parterrestocks vermiethet, während ich selbst die nach rückwärs gelegenen beiden Stuben nebst der Küche als Wohnung benütze. Eines der drei Zimmer des Herrn Doktors — das, welches er als Wartezimmer gebraucht — befindet sich vor einer mit Vorhängen versehenen Glasthüre, die beiden

anderen nebst den von mir bewohnten Räumen hinter derselben. Am Morgen des 12. August nun war ich schon vor vier Uhr aufgestanden, um einen Laden zu befestigen, den der in dieser Nacht tobende furchtbare Sturm losgerissen hatte. Ich hatte diese Arbeit gerade beendet, als die Nachtglocke des Herrn Doktors geläutet und fast unmittelbar nachher die von außen geöffnete Hausthür heftig zugeschlagen wurde. Der Lärm veranlaßte mich, an die Glasthüre zu treten und durch einen Spalt zu blicken, um zu sehen, wer komme. Es war die mir persönlich wohlbekannte Rosa Hampacher, denn Herr Kürnberger, bei welchem sie als Haushälterin in Diensten stand, war einer meiner Kunden, und ich habe sie darum oft in dessen Hause gesehen. Sie klopfte an und trat ein. Etwa zehn Minuten später sah ich sie sodann mit dem Herrn Doktor weggehen."

Dies war die wichtigste aller Aussagen. Es war vollkommen klar: die Angaben der Rosa Hampacher waren in diesem wie in allen anderen Punkten unwahr. Sie hatte ebenso frech als dumm gelogen. Aber das Lügengewebe, das sie zur Verdächtigung Unschuldiger gesponnen hatte, um selbst gegen jeden Verdacht gefeit zu sein, war zerrissen; das Netz, das sie Anderen gestellt, mußte nun über ihr selbst zusammenschlagen.

Der Amtsrichter schloß das Zeugenverhör und ließ die beiden der That unschuldig Verdächtigten, Frau Kürnberger und Doktor Hoffmann, aus ihren Zellen in die Gerichtsstube vorführen: in ihrer Gegenwart wollte er die wirklich Schuldige entlarven.

Hierauf berief er ebenso die Rosa Hampacher und sämmtliche Zeugen, welche gegen sie ausgesagt hatten, gleichzeitig in sein Amtszimmer. Ahnungslos, daß ihr Lügengewebe aufgedeckt war, erschien das Mädchen in zuversichtlicher Haltung.

„Rosa Hampacher," sprach der Amtsrichter in ernstem Tone, „Sie haben in der Untersuchungssache wegen des an Herrn Moritz Kürnberger begangenen Mordes als Zeugin Angaben gemacht, die geeignet waren, den Verdacht der Thäterschaft auf Unschuldige zu wälzen, denn — alle Ihre Angaben haben sich als unwahr erwiesen!"

Die Ueberraschte erbleichte trotz der Schminke auf ihren Wangen, aber noch glaubte sie nicht an das, was ihr infolge der wider sie sprechenden Erhebungen drohte, noch war sie der Meinung, es handle sich einzig um diese falschen Angaben und hoffte, sich herauslügen zu können. „Herr Amtsrichter," begann sie stammelnd, „ich habe — nicht mit Wissen —"

Aber der Richter schnitt ihr alsbald das Wort ab. „Sie behaupteten erstlich, das Toilettezimmer der Frau Kürnberger, den Ort, wo die That verübt wurde, am Hochzeits- und Todestage Ihres Herrn nicht in Stand gesetzt und erst gleichzeitig mit den Neuvermählten wieder betreten zu haben. Diese Angabe ist unwahr: der Kammerdiener Peter Hafner und der Kutscher Bernhard Beck erklären, Sie an diesem Tage Morgens um sieben Uhr in diesem Gemach gesehen zu haben!"

Die Beschuldigte warf den beiden genannten Zeugen einen stechenden Blick zu, aber schnell gefaßt erwiederte sie: „Es ist wahr, ich hatte es wohl vergessen, ich räumte um diese Zeit darin auf — das nächtliche Unglück hat mich ganz verwirrt gemacht!"

„Sie behaupteten ferner," fuhr der Richter fort, „Doktor Hoffmann habe auf dem Wege zu Ihrem verwundeten Vater in der Säulenhalle sich erkundigt, zu wessen Wohnung die dort angrenzenden Zimmer gehörten."

„Ja!" rief das Mädchen eifrig, „dies ist vollkommen wahr!"

„Es ist unwahr!" sagte der Richter streng. „Der

Portier Ignaz Huber gibt an, Sie seien auf diesem ganzen Wege zwei Schritte vor dem Sie begleitenden Doktor Hoffmann hergegangen und hätten nicht ein einziges Mal den Kopf nach diesem gewendet, wie Sie hätten thun müssen, wenn Sie ihm auf eine Frage hätten Antwort geben wollen! — Es ist ebenso unwahr, wie Ihre Behauptung, Doktor Hoffmann habe einmal für längere Zeit das Krankenzimmer Ihres Vaters verlassen: der Portier ist bereit zu beschwören, daß der Doktor dies — wie auch Ihre eigene Mutter angegeben hat — nur einmal für etwa eine Minute Zeitdauer gethan, um sich am Brunnen die Hände zu reinigen. Unmittelbar nachher ging er in die Krankenstube zurück und verließ dann das Haus. Weshalb machten Sie diese wissentlich falschen Angaben? Welche Absicht verfolgten Sie hierbei? Ich will es Ihnen sagen: Sie wollten damit den Verdacht der Thäterschaft des Mordes ablenken von sich selbst, den Verdacht" — fuhr er mit erhöhter Stimme fort — „der gleichwohl und um so schwerer auf Ihnen lastet, als durch weitere Zeugen erwiesen ist, daß Ihre Behauptung, Sie hätten die Wohnung des Arztes, den Sie zu Ihrem Vater beriefen, nicht betreten, ebenso unwahr ist. Nach dem Zeugniß des hier anwesenden Schneidermeisters Christian Fischer, der Sie genau kennt, traten Sie nicht nur in das Haus, sondern auch in das Wartezimmer des Doktors Hoffmann ein. Sie leugneten diese Thatsache, weil Sie hofften, dadurch der Beschuldigung, während Ihres Aufenthaltes dort das zum Morde benutzte Gift entwendet zu haben, den Boden rauben zu können. Aber dies in einem Fläschchen aufbewahrte Gift haben Sie entwendet, denn Sie waren im Besitz des Fläschchens: der Kutscher Bernhard Beck hat gesehen, daß Sie dasselbe aus dem Fenster des Thatortes in's Gebüsch des Gartens warfen. Sie sind somit die Thäterin — Sie sind die Mörderin Ihres Herrn!"

—

Zitternd, mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen vernahm die Unselige die niederdrückende Fülle der wider sie sprechenden Beweise. Als aber der Richter bei den letzten Worten sich erhob und unter Vorzeigen des aufgefundenen Fläschchens sie für verhaftet erklärte, da vermochte sie nicht länger sich aufrecht zu erhalten. Die Kniee brachen ihr und mit einem Schreckensschrei sank sie zusammen.

„Ach, barmherziger Gott!" stöhnte sie. „Es war nicht meine Absicht. Ihn wollte ich nicht —"

„Ich weiß es," erwiederte der Richter, indem er mit der fast magischen Gewalt seines Blickes sie zwang, ihn anzusehen. „Das Gift galt nicht Ihrem Herrn, es galt seiner Gattin. Ist's nicht so?"

Sie wagte nicht zu widersprechen. „Er hatte mir einst — die Ehe versprochen," stammelte sie „vor Jahren schon —"

„Antworten Sie auf das, was ich gefragt habe! Sie wollten die Gattin Kürnberger's aus dem Wege schaffen. Nicht wahr?"

Da, gebrochen und vernichtet durch die Last ihrer Schuld, senkte sie den Kopf und sprach leise, kaum hörbar: „Ja!"

4.

Nach dem Geständniß der Schuldigen waren selbstverständlich Laura und Doktor Hoffmann aus der Untersuchungshaft entlassen worden. Der Amtsrichter hatte ihnen sofort ihre Freilassung angekündet und ihnen dabei persönlich über die erfreuliche Wendung der Angelegenheit seine ebenso aufrichtigen als herzlichen Glückwünsche ausgesprochen.

Die junge Wittwe hatte sich nicht entschließen können, in die nun ihr gehörige Villa zu ziehen. Ihr graute vor diesen luxuriösen Räumen ebenso, wie vor dem großen

Vermögen, das nun ihr Eigenthum sein sollte. Mit dem festen Entschlusse, auf die gesammte, ihr zukommende Erbschaft zu verzichten, zog sie wieder in die Wohnung ihres Vaters, in die Räume, welche sie als Mädchen bewohnt hatte und wo sie so lange glücklich gewesen war. Hier saß sie am Tage nach ihrer Rückkehr und weinte.

Und wohl hatte sie Grund zu Thränen. Beim Verlassen des Gefängnisses hatte sie gehofft, daß Robert ihr aus Anlaß ihrer beiderseitigen Befreiung von dem auf ihnen ruhenden schimpflichen Verdachte einige freundliche Worte sagen werde. Aber er hatte nicht einmal einen Blick, geschweige denn ein Wort für sie gehabt; offenbar zürnte er ihr wegen der durch sie herbeigeführten Aufhebung ihrer früheren Verlobung. Er kannte ja die Gründe nicht, die sie hierzu zwangen und wußte nicht, wie sehr sie selbst darunter litt, daß sie mit eigener Hand zerstören und vernichten mußte, was sie als ihr höchstes und einziges Glück angesehen hatte: die Hoffnung, an seiner Seite durch's Leben zu gehen.

Vielleicht haßte, verachtete er sie sogar, weil er unter dem gegen sie zeugenden Schein der Thatsachen glauben mußte, sie habe das Band der reinsten, treuesten Liebe nur deshalb gelöst, um sich mit dem reichen Freier vermählen zu können. Und wie fern hatte ihr dieser Gedanke gelegen! Wie viele, von Niemand gezählte Thränen hatte sie vergossen, bis der Entschluß, gegen welchen ihr ganzes Wesen sich selbst sträubte, zur That — zum Opfer ihres Herzens auf dem Altar der Kindesliebe gereift war!

Doch Robert aufklären, ihm die Gründe mittheilen, die ihr dies Opfer auferlegten, dies konnte, dies durfte sie ja nicht thun: hierüber zu schweigen, fühlte sie sich strengstens verpflichtet. Hierdurch jedoch war sie auf ewig getrennt von ihm, den sie liebte; sie war geschieden für alle Zeit von ihm, den sie als den Hort ihres Glückes ansah, denn

er verachtete sie ja, und Verachtung ist der Todfeind der Liebe. Dies aber — seine Verachtung zu tragen — fiel ihr schwerer, als ihm zu entsagen, und darum weinte sie jetzt die schmerzlichsten, bittersten Thränen ihres ganzen Lebens.

So traf sie ihr von der Kanzlei heimkehrender Vater. Ueberrascht blieb er beim Anblick ihres von Thränen überströmten Angesichts auf der Schwelle stehen, er konnte sich den Grund des Schmerzes nicht erklären. Er wußte ja, besser als sonst Jemand, seine Tochter hatte den ihr so plötzlich entrissenen Gatten nicht geliebt, ihm konnten also ihre Thränen unmöglich gelten. Wenn aber nicht ihm, wem sonst? — Robert? — Aller Wahrscheinlichkeit nach. Aber weshalb fühlte sie diesen Schmerz? Das Band, welches sie an einen Anderen gefesselt hatte, war gelöst: was also verhinderte sie, nunmehr mit Robert glücklich zu werden?

Herr Schmitt war ein Zahlenmensch durch und durch, aber er liebte seine einzige Tochter aufrichtig, mehr als man ihm hätte zutrauen sollen. Von ganzem Herzen wünschte er ihr Glück, und gerne hätte er, um dieses zu erkaufen, Alles, was er besaß und seinen letzten Blutstropfen hingegeben — nur nicht seine ihm über Alles gehende Beamtenehre, seinen durch vierzigjährige Dienstzeit gewahrten Ruf eines pflichttreuen, strengrechtlichen Staatsdieners.

In der Absicht, den Grund der Thränen seiner Tochter zu erforschen und dieselben, wenn immer möglich, zu trocknen, ging er zu ihr hin, schlang sanft den Arm um ihre Schultern und sprach, indem er sie liebreich auf die schöne, reine Stirn küßte: „Du weinst, mein Kind? Weshalb? Laß mich wissen, was Dich bedrückt!"

Laura hatte beim Erscheinen ihres Vaters sich bemüht, ihm freundlich zuzulächeln; bei seiner Frage und

der daran geknüpften Aufforderung aber blieb es beim Versuche. Es war ihr unmöglich, seinem Wunsche zu willfahren. In neue schmerzliche Thränen ausbrechend, schüttelte sie schweigend den Kopf.

Herr Schmitt gab gleichwohl die Hoffnung, den Grund ihres Kummers zu erfahren, nicht auf. „Du weinst Robert's wegen?" fragte er sie geradezu.

Ein schwerer Seufzer seiner Tochter verrieth ihm, daß seine Vermuthung begründet war. Was in aller Welt aber konnte sie nur veranlassen, sich seinetwegen solchem Schmerze hinzugeben?

„Aber, Herzenskind," sagte er mit innigem Tone, „weshalb magst Du seinetwegen nur Besorgnisse hegen? Er wird zu Dir zurückkehren!"

Sie senkte den schönen Kopf etwas tiefer. „Nie — niemals!" hauchte sie kaum vernehmbar.

Herr Schmitt erschrak. Eine plötzliche Angst erfaßte ihn. „Hast Du eine Auseinandersetzung mit ihm gehabt?" fragte er bebend. „Weiß er, weshalb Du — das Weib dieses Kürnberger geworden bist?"

Laura erhob den Blick zu dem forschend auf ihr ruhenden Auge des Vaters. „Nein!" sagte sie ruhig. „Niemand wird dies je erfahren; Robert ist, wie alle Welt, der Meinung, es wäre — des Geldes wegen geschehen!" fügte sie schmerzlich bei.

Schmitt zuckte zusammen. Diese Worte erklärten ihm Alles. Robert glaubte ihnen zufolge, das großherzige Mädchen habe den Geldsack eines notorischen Schurken seinem eigenen treuliebenden Herzen vorgezogen. Er glaubte dies und er, der ehrenhafte, stolze Mann, verachtete Laura darum. Dies war es — und hierunter litt sein geliebtes Kind!

Dem alten Manne ward es schwül bei diesem Gedanken. „Du trägst die Schuld daran!" sagte er zu sich

selbst. „Du, dessen Pflicht es gewesen wäre, das Glück Deines Kindes zu begründen, Du — Du hast es zerstört, vernichtet für immer!"

Dies Bewußtsein lag schwer auf ihm; wie eine Centnerlast drückte es ihn nieder. Seufzend erhob er sich und stahl sich hinweg in seine Arbeitsstube, wo er sich in den am Schreibtisch stehenden Armstuhl warf und, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, seinen schweren Gedanken nachhing.

Allmälig erst ward er ruhiger. War die Lage der Dinge denn wirklich so schlimm, wie er sie ansah? War das Glück Laura's in Wahrheit für immer vernichtet? Gab es kein Mittel, Robert zu ihr zurückzuführen? O ja, ein solches, ein unfehlbares, gab es wohl; er brauchte nur zu Robert zu gehen und ihm zu sagen: „Ich trage die Schuld daran, daß Laura Dich aufgab; mir zu Liebe hat sie sich dem Anderen vermählt!" — Aber nein, dies ging nicht an, dies war ja unmöglich, denn nothwendig hätte er ihm in diesem Falle ja auch die Gründe, die diesen Schritt nöthig machten, auseinandersetzen müssen und — Niemand, Niemand auf der Welt durfte diese erfahren, war es doch schon mehr als zu viel, daß seine Tochter sie kannte!

Aber gab es denn gar keinen anderen Weg, Laura's vernichtetes Glück wiederherzustellen? Sollte Robert's Liebe ganz und gar erstorben und — sollte er völlig blind für das Glück sein, das sich mit der Hand der reichen Erbin ihm bot?

Ueber diesen Gedanken ward der alte Rechner wieder ganz Zahlenmensch. „Gewiß," dachte er, „Robert wird sich dieser Erkenntniß nicht verschließen. Er müßte ja kein mit Vernunft begabter Mensch sein, müßte nicht menschlich denken und namentlich rechnen können, wenn er das ihm mit Laura's Hand sich bietende Glück verschmähen

sollte. Gewiß, er wird diesen zu seinem und Laura's Glück führenden Weg einschlagen: man muß ihm nur dazu einen Wegweiser hinstellen."

Ganz begeistert von dieser Idee und dem Plan, persönlich dieser Wegweiser zu sein, griff er zur Feder und begann einen Brief zu schreiben folgenden Inhalts:

„S., den 18. August 1870.

Lieber Robert!

Ich sehe mich veranlaßt, Dir als aufrichtiger, väterlicher Freund — ohne Vorwissen Laura's, wie ich ausdrücklich erkläre — einige Worte zu schreiben. Ich hoffe, Du nimmst sie ganz so auf, wie sie gemeint sind, als von einem Manne gesprochen, der von ganzem Herzen Dein Glück wünscht, ebenso wie das seiner Tochter.

Als Laura an jenem unseligen 20. Juli genöthigt ward, das Band der Liebe, welches Dich und sie umschlang, zu zerreißen, sie that es — Du darfst dies mir glauben — mit schwerem Herzen, denn sie liebte Dich, wie sie Dich stets geliebt hatte, auch damals mit unveränderter Kraft. Gleichwohl that sie es, mit vielen Thränen zwar, aber der Nothwendigkeit gehorchend. Frage nicht nach den Gründen, welchen diese Nothwendigkeit entsprang — ich kann sie Dir nicht auseinandersetzen.

Genug! Das Band, welches Laura an einen Anderen fesselte, die Ehe, welche sie gezwungen war einzugehen, ist mit unerwartet schrecklicher Schnelligkeit durch den Tod des Gatten wieder gelöst worden. Laura ist frei und rechtmäßige Erbin eines großen Theils des Vermögens des Verstorbenen, den sie — Du weißt dies wohl — nicht liebte, denn sie liebte nur Dich allein, wie sie Dich auch heute noch liebt. Deshalb, lieber Robert, wenn auch Deine Gefühle für mein Kind, wie ich wohl voraussetzen darf, die gleichen geblieben sind, so komme bald, um das

zerrissene Band neu und fester zu knüpfen. Mit offenen Armen wird Dich Laura empfangen und

Dein väterlicher Freund
Schmitt."

Schmunzelnd adressirte der kluge Rechner den Brief, schmunzelnd trug er ihn zur Post: das Mittel konnte ja, seiner Meinung nach, nicht fehlschlagen.

Anderen Tags traf die Antwort ein. Sie war kürzer und ihrem Inhalt nach anders lautend, als Schmitt sie erwartet hatte. Robert schrieb:

„S., den 19. August 1870.

Hochgeehrter Herr General-Staatskassirer!

Indem ich Ihnen für Ihre freundlichen Gesinnungen gegen mich verbindlichst danke, bedaure ich, Ihren wohlwollenden Absichten nicht entsprechen zu können. An dem Tage, an welchem Laura den reichen Schurken dem armen Ehrenmanne vorzog, habe ich ihr Lebewohl gesagt für immer, und ihre von besagtem Schurken herstammenden Millionen vermögen meine in dieser Beziehung gefaßten Beschlüsse in keiner Weise zu ändern.

Genehmigen Sie, Herr General-Staatskassirer, die Ausdrücke meiner persönlichen Hochachtung, mit welcher ich verharre als

Ihr ganz ergebener
Dr. R. Hoffmann."

Den Händen des Herrn Schmitt entsank das Blatt: der kluge Rechner hatte sich gründlich verrechnet. War es denn möglich, daß Robert sich solchermaßen über den Charakter Laura's hatte täuschen können, und war es begreiflich, daß ein Mensch so blind seinem eigenen Glück entgegen handeln konnte?!

Er konnte sich nicht verhehlen, sein Mittel für Laura's Glück war fehlgeschlagen, und letzteres schien ihm jetzt selbst mehr denn je in Frage gestellt, wenn nicht der

große Arzt, die Zeit, die Herzenswunde seines Kindes heilte und wenn nicht — die Millionenerbschaft als lindernder Balsam hierfür wirkte.

So rechnete der alte Zahlenmensch und verrechnete sich abermals. Während er noch am Schreibtische saß und die Größe der seiner Tochter zugefallenen Erbschaft berechnete, kam plötzlich Laura selbst und erklärte ihm ihren festen Entschluß, auf den ererbten Reichthum zu Gunsten des städtischen Hospitals und verschiedener Wohlthätigkeitsanstalten verzichten zu wollen.

Herr Schmitt schlug die Hände über dem Kopf zusammen. War seine Tochter denn bei Sinnen? Konnte Jemand, der bei gesundem Verstande war, anderthalb Millionen Gulden verschenken?!

Aber wie sehr er auch dagegen eiferte, Laura ließ sich von ihrem Entschlusse nicht abwendig machen. „Nichts in der Welt," sagte sie, „kann mich bestimmen, anders zu handeln. Ich müßte vor mir selbst erröthen, wenn ich auch nur einen Kreuzer dieses fluchwürdigen Geldes zum eigenen Genusse verwenden wollte!"

„Aber Kind, Kind!" warf Herr Schmitt ein, „bedenke doch, Du wirfst Dein Glück von Dir!"

Laura schüttelte traurig den Kopf. „Ich mache keine Ansprüche mehr auf Glück in diesem Leben!" sprach sie resignirt.

Dies schnitt dem alten Schmitt wieder in die Seele. Alle seine Rechnungen trogen; weder von den Millionen noch von der Zeit erwartete Laura mehr Glück für sich. Auch dies war — seine Schuld. Schmerzlich bewegt ließ er den Kopf hängen und machte keine Einwendungen mehr gegen das Vorhaben seiner Tochter.

— — — — — — — — — — — —

Anderen Tags erfuhren die Bewohner von S. zu ihrem nicht geringen Erstaunen den Verzicht der Wittwe

Kürnberger auf die gesammte Hinterlassenschaft ihres verstorbenen Gatten. Niemand begriff das, am wenigsten Doktor Hoffmann. Warum, wenn es nicht der Wunsch war, in Besitz der Millionen Kürnberger's zu gelangen, hatte sie dann den elenden Wucherer und Spekulanten geheirathet? Weshalb, wenn sie diese ererbten Millionen als werthlos für sie wieder von sich warf, hatte sie dann das treueste Herz mit Füßen getreten?

Es war wie aller Welt, so auch ihm ein psychologisches Räthsel. Aber wenn er es auch nicht zu lösen vermochte, so wurde ihm doch Eines dadurch klar: aus selbstsüchtigen Gründen konnte Laura unmöglich die Ehe mit Kürnberger eingegangen haben, und verächtliche Motive konnten nicht — wie er bisher angenommen hatte — die Triebfeder ihrer Handlungsweise gewesen sein. Gleichwohl verharrte er in seinem Entschlusse, sich Laura nicht wieder zu nähern. Die Art und Weise, wie sie ihn behandelt hatte, war eine zu kränkende, zu verletzende gewesen: er hatte ihr darum im Herzen entsagt für alle Zeit.

5.

Mehrere Wochen vergingen, und der Stand der Dinge blieb unverändert derselbe. Nicht aber derselbe war nach Ablauf dieser Zeit der alte Schmitt verblieben. Die Art und Weise, wie seine Tochter das über sie gekommene Leid trug, ihr stummer Schmerz, ihr stilles Entsagen rührten und beschämten ihn zugleich tief, denn stets erschien ihm Laura wie ein wandelnder Vorwurf. Auf die Dauer vermochte er diesen Zustand nicht zu ertragen. Es mußte Abhilfe geschafft werden, sein geliebtes Kind sollte glücklich sein um jeden Preis, selbst um den, welchen zu zahlen er bisher sich gesträubt hatte, um den der Preisgebung seines Geheimnisses an Robert durch Mittheilung des Grundes,

der Laura gezwungen hatte, die Ehe mit Kürnberger einzugehen. Es war ein noch übriges einziges Mittel zur Erreichung des erhofften Zieles, ein letztes, unfehlbares — aber ohne Rechenfehler, wie er zuversichtlich hoffte.

Einige Tage noch trug er seinen Plan still mit sich herum, dann eines Morgens, noch vor der gewöhnlichen Sprechstunde des Doktors Hoffmann, ging er in dessen Wohnung. Er fand ihn, wie er gehofft hatte, zu Hause und allein. Er wurde von Robert's altem Diener angemeldet und alsbald vorgelassen.

Robert, wiewohl etwas betreten über den unerwarteten Besuch, empfing den Vater seiner einstigen Braut, der sich ihm stets als wohlwollenden väterlichen Freund erwiesen hatte, mit aufrichtiger Herzlichkeit. Er geleitete ihn zu einem Lehnstuhle und befragte ihn, ihm gegenüber Platz nehmend, nach dem Grund seines Besuches.

Der alte Mann vermochte nicht, ihm sogleich zu antworten. Er legte sich in seinen Stuhl zurück und bedeckte mit beiden Händen sein bleiches Gesicht. Es kostete ihn offenbar einen schweren Kampf, zu sprechen. Endlich aber zog er die Hände weg und begann mit zwar leiser, doch fester Stimme: „Robert, ich komme zu Dir nicht eines körperlichen, sondern eines quälenden seelischen Leidens wegen, von dem mich Niemand auf der Welt befreien kann — als Du, Du allein!"

Erstaunt vernahm der junge Arzt diese seltsam klingende Einleitung. Er ahnte zwar, daß Laura mit diesem seelischen Leiden in Verbindung stehe, aber die Ursache hierfür war ihm geradezu unerklärlich. Schweigend bat er den alten Mann durch ein mit einer leichten Verneigung begleitetes Zeichen seiner Hand, weiter zu sprechen.

Herr Schmitt seufzte tief auf und begann dann wieder: „Das mich gleich giftigen Schlangenbissen folternde Seelenleiden besteht in dem Bewußtsein, das Lebensglück meiner

Tochter zerstört zu haben, das Glück, das sie an Deiner Seite zu finden hoffte, denn ich, ich allein bin schuld daran, daß sie die Verbindung mit Dir entsagte, daß sie durch Eingehen der Ehe mit Kürnberger vor der Welt und besonders vor Dir den unverdienten Vorwurf der Charakterlosigkeit auf sich nahm. Unverdient sage ich, denn niemals hat eine Tochter bei ähnlicher Gelegenheit charaktervoller gehandelt, niemals mehr Herz und Gemüth bewiesen, als gerade sie, sie that es, um ihren Vater zu retten, ihn vor Schmach und Entehrung zu bewahren!"

Schmitt machte eine kurze Pause und fuhr dann entschlossen fort: „Vernimm, was Niemand außer Laura und mir selbst weiß — höre, wie es kam. Vierzig Jahre hindurch war ich ein pflichtgetreuer, vorwurfsfreier, gewissenhafter Beamter; ich setzte meinen Stolz, meine Ehre darein, daß meine Kasse jederzeit in Ordnung war, daß nie das geringste Defizit in derselben vorkam. Obwohl ich jederzeit Millionen von Staatsgeldern in Verwahrung hatte und nur selten einer Visitation gewärtig sein mußte, kam mir doch niemals der Gedanke, das mir anvertraute Geld zu Privatspekulationen oder irgend welchem anderen unerlaubten Zweck zu mißbrauchen. Vierzig Jahre handelte ich so, da — im Laufe dieses Frühjahrs, nahte mir der Versucher, und — ich fiel.

Wenngleich nicht mit den Staatsgeldern, hatte ich doch hin und wieder mit meinem kleinen Privatvermögen an der Börse spekulirt und — Dank meiner Berechnungen — stets richtig spekulirt. Da Ende Juni dieses Jahres schien mir der Zeitpunkt für eine glückliche Spekulation in Kreditaktien gekommen zu sein. Sie standen unverhältnißmäßig niedrig und Krieg, der Hauptfeind alles Kredits, war nicht zu befürchten, hatte doch das französische Ministerium noch am 29. Juni in der französischen Kammer mit Emphase verkündet, daß der Friede niemals gesicherter

gewesen sei, als zu jener Zeit. Wenn mich meine Berechnungen nicht trogen, so ließ sich gerade in dem genannten Papier in kürzester Zeit ein glänzender Gewinn erzielen, denn die Aktien mußten steigen, das war mit Sicherheit anzunehmen. Es ließ sich für Laura und für Dich ein Vermögen gewinnen, aber im Großen mußte die Spekulation ausgeführt werden, damit der Gewinn ansehnlich werde, und deshalb wagte ich — zum ersten und einzigen Male in meinem Leben — einen Eingriff in meine Kasse zu machen. Ich entnahm ihr hunderttausend Gulden für den Ankauf der vielversprechenden Aktien, mit dem festen Entschluß, dies unrechtmäßigerweise gemachte Anlehen in längstens vier Wochen — denn innerhalb dieser Zeit mußte sich meiner Rechnung nach die Kurssteigerung vollzogen haben — bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen.

Aber meine Rechnung war falsch, denn ich hatte sie ohne die Franzosen gemacht. Die plötzlich auftauchende Kandidatur des Hohenzollernprinzen für den spanischen Thron, die daran sich knüpfende Aufregung der Franzosen, die Rede des Herzogs v. Gramont, und der endliche Ausbruch des furchtbaren, jetzt noch wüthenden Krieges: dies Alles verursachte in Zeit von vierzehn Tagen einen Kurssturz meiner Aktien von dreißig Prozent und statt des erhofften Gewinnes erlitt ich einen schweren, mein kleines, mühsam erworbenes Vermögen weit überschreitenden Verlust. Schleunigst zwar machte ich die angekauften Aktien und Alles, was ich mein nannte, zu barem Gelde, aber ich vermochte hierdurch die meiner Kasse entnommene Summe nicht vollständig zurück zu erstatten: zwanzigtausend Gulden fehlten.

Ich war in Verzweiflung, meine Ehre als Mann und Beamter war bei der unausbleiblichen Entdeckung meiner unverantwortlich leichtsinnigen That dahin für immer,

entehrende Strafe — das Gefängniß stand mir bevor, Schmach und Schande für den ganzen Rest meines Lebens. Die Aussicht auf Abschluß einer langen, ehrenhaften Beamtenlaufbahn war mir entsetzlich — der Tod allein konnte mich davor bewahren — ich beschloß zu sterben. An einsamer Stelle auf dem Speicher meiner Wohnung befestigte ich an einem Querbalken des Sparrwerkes einen Strick, und schon hatte ich den Kopf durch die Schlinge gesteckt, als ich Schritte vernahm — es kam Jemand die Treppe herauf. Schleunigst suchte ich mich zu verbergen, aber es war schon zu spät. Meine Tochter hatte mich gesehen. Erschreckt nahte sie sich und sah mit Entsetzen die Vorbereitungen, die ich getroffen. Ich konnte nicht leugnen, daß ich die Absicht zu sterben gehegt hatte. Sie warf sich mir zu Füßen, umschlang meine Kniee und bat flehentlich um Angabe der Gründe, die mich hierzu veranlaßten. Ich zögerte, sie zu nennen, aber mit von Thränen überströmtem Antlitz drang Laura so lange in mich, bis ich ihr mein Vergehen und meine daran geknüpften Befürchtungen für den Fall der Entdeckung gestand.

Laura war starr vor Schrecken, aber sie wußte Rath. Sie beschwor mich, die Ausführung meines Vorhabens zu verzögern, bis sie von einem zu meiner Rettung unternommenen Gange in die Stadt wieder heimgekehrt sei. Ich versprach es und sie ging. Nach einer Stunde kam sie wieder und händigte mir zwanzigtausend Gulden ein. Es war der Preis, um den sie sich an Kürnberger verkauft — um den sie eingewilligt hatte, sein Weib zu werden!"

Der Greis schwieg und schlug schmerzlich stöhnend die Hände vor sein Gesicht. Robert aber saß ihm tieferschüttert gegenüber. Dieser Erklärung der Gründe, welche Laura zum plötzlichen Bruch mit ihm veranlaßt hatten, war er nicht gewärtig gewesen; auf diese, das Verhalten des so

heiß geliebten Mädchens im schönsten Lichte darstellenden Enthüllungen war er nicht vorbereitet. Und er hatte ihr unlautere Motive zugetraut, hatte sie für leichtfertig, falsch, verachtungswürdig halten können! War es denn möglich, so blind zu sein!

„O, die Arme," rief er erschüttert aus, „welche Kindesliebe — welcher Opfermuth — welche Seelengröße! Und ich, ich konnte das geliebte, edle Mädchen so sehr verkennen! O, führen Sie mich zu ihr, Vater — ich will sie um Verzeihung bitten, daß ich an ihr und an ihrem Herzen zweifeln konnte — o schnell, Vater, lassen Sie uns eilen!"

Schmitt nickte. „Ja," sagte er, „laß uns gehen — oder besser, eile voraus, ohne mich: was ihr euch zu sagen habt, bedarf keines Zeugen — geh', mein Sohn, ich folge nach!"

* * *

Die Rechnung des alten Zahlenmenschen stimmte diesmal, die Aussöhnung der beiden Liebenden fand statt, wie er gehofft hatte. Schmitt sah seine Laura glücklich und bereute nicht, sein Geheimniß preisgegeben zu haben: er hatte das zerstörte Glück seines geliebten Kindes wieder hergestellt und in dieser Beziehung wenigstens seine Schuld gesühnt. Bald darauf nahm er seinen Abschied, denn er hielt sich, wie er seinen Kindern sagte, des Vertrauens seiner Vorgesetzten nicht mehr für würdig.

Rosa Hampacher starb im Zuchthause. Robert und Laura aber erfreuen sich noch jetzt, nachdem der alte Schmitt, dessen Fehltritt nie der Welt bekannt wurde, im hohen Alter das Zeitliche gesegnet hat, im Kreise wohlgerathener Kinder des verdienten Glückes.

Die Gottesanbeterin.

Erzählung

von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

1.

Paris stand unter der Schreckensherrschaft der ersten Revolution. Der Wohlfahrtsausschuß mit Robespierre an der Spitze waltete seines furchtbaren Amtes, und das Fallbeil der Guillotine sauste ohne Unterlaß herab auf die Häupter von Angehörigen aller Stände. Ein unüberlegt geäußertes Wort, die geringste Verdächtigung genügte, um die Angeschuldigten vor den Gerichtshof zu führen und die Verurtheilung zum Tode war ausnahmslos das Schicksal der Angeklagten, denen in den seltensten Fällen eine Vertheidigung gestattet wurde.

Von der gewaltigen Bewegung, die damals alle Schichten des französischen Volkes ergriffen hatte, schien indeß ein junger Mann nicht im Geringsten berührt zu werden, der an einem Augustnachmittag des Jahres 1793 eifrig studirend vor dem mit Büchern bedeckten Tische seines Arbeitszimmers saß. Er las in einem umfangreichen Werke, indem er von Zeit zu Zeit eine auf einer Nadel aufgespießte Heuschrecke betrachtete. Der junge Mann mußte überhaupt für Insekten und allerlei Gewürm eine ganz besondere Vorliebe hegen, denn rings herum an den Wänden des Gemaches hingen Kästen mit Schmetterlingen,

Spinnen und Käfern, und auch der große eichene Glasschrank war ganz angefüllt mit Gläsern und Flaschen, in dem sich in Spiritus gesetzte Schlangen, Frösche und Eidechsen befanden.

„Nun kenne ich sie alle von dieser Ordnung," murmelte er, „nur die eine Art fehlt mir noch, die Mantis religiosa. Aber auch sie muß ich mir noch verschaffen. In der Gironde ist ihre Heimath, und wenn es nicht anders möglich ist, muß ich mich selbst aufmachen, um sie aufzufinden."

In diesem Augenblicke klopfte es an der Thür, und herein trat mit allen Zeichen außergewöhnlicher Aufregung ein älterer Herr, der unverkennbar dem Gelehrtenstand angehörte.

„Pierre," sagte er hastig, „ich bringe Dir eine unangenehme Nachricht. Du mußt heute noch Paris verlassen."

„Was? Wie?" rief der Angeredete erstaunt und sprang von seinem Stuhle auf.

„Du mußt heute noch Paris verlassen," wiederholte der Angekommene. „Du bist bei dem Wohlfahrtsausschuß wegen königsgetreuer Gesinnungen angeklagt."

„Ich?" fuhr der junge Mann auf. „Ich habe zwar nie ein Hehl daraus gemacht, daß ich die Hinrichtung des Königs nicht billige, aber ich habe diese Ansicht immer nur in vertrautestem Kreise geäußert, und Du selbst, als mein ehemaliger Lehrer und jetziger Freund weißt, daß ich mich grundsätzlich nie mit Politik abgegeben habe."

„Du kennst das gerichtliche Verfahren, wie es bei dem Wohlfahrtsausschuß beliebt ist," versetzte der Gelehrte. „Ich brauche Dir nicht erst noch zu sagen, daß, auch wenn Du Dich vollständig unschuldig fühlst, jede Vertheidigung unnütz ist. Nur die Flucht kann Dich retten."

„Aber um des Himmels willen, so erkläre mir doch dieses Verhängniß."

„Ich kann Dir keine weitere Erklärung geben, als daß die Anklage von George Darrière ausgegangen ist."

„Von Darrière? Er sollte . . .? Nein, soweit kann ihn sein Haß nicht getrieben haben. Das kann nicht wahr sein!"

„Du unterschätzest entschieden den Groll Deines früheren Nebenbuhlers. Betrachte kaltblütig die Sachlage und Du wirst Grund genug zu seiner Handlungsweise finden."

„Du meinst also, weil ihn meine Braut verschmäht hat, will er sich an mir rächen?"

„Sicherlich. Ihr habt euch Beide um Gabriele Calonne beworben. Du warst der Glückliche, den das Mädchen vorzog. Was liegt da näher, als daß er Dich jetzt verdächtigt, um an Dir und Deiner Braut für seine Abweisung Rache zu nehmen?"

„Nun gut. So werde ich der Anklage muthig Stand halten. Ich will doch sehen, ob nicht die Unschuld zu ihrem Rechte kommt."

„Das hieße, den Kopf selbst unter das Fallbeil legen. George Darrière und seine Helfershelfer werden gegen Dich auftreten, sie werden gegen Dich zeugen und kaum, daß Du einem Verhör unterworfen werden wirst, wird das Urtheil gegen Dich gefällt werden. Deine einzige Rettung beruht auf schneller Flucht."

Pierre Latreille senkte das Haupt auf die Brust. Er sah ein, daß der erfahrene Freund Recht hatte.

„Aber Abschied von meiner Braut zu nehmen wirst Du mir doch gestatten?" sagte er nach einer Pause.

„Wenn Du schnell alles Nothwendige, das Du mitzunehmen gedenkst, zusammenraffst, dann: Ja."

In kurzer Zeit hatte Pierre das Unentbehrlichste zusammengepackt und verließ mit seinem bejahrten Freunde François Moreau das Haus, um von seiner Braut Abschied zu nehmen.

Die beiden Männer brauchten keinen langen Weg zurückzulegen, bis sie die Wohnung der Demoiselle Calonne und ihrer Mutter erreicht hatten. Bald standen sie in dem behaglich eingerichteten Salon vor den zu Tode erschrockenen Damen, denen wenige Worte zur Erklärung genügt hatten.

Gabriele, eine zierliche Gestalt, hatte ihre Mutter, eine zarte, schwarzgekleidete Dame mit ehrwürdigem, weißem Haar, umschlungen und barg schluchzend das Lockenköpfchen an ihrer Brust.

„O, Mutter, Mutter," weinte sie, „warum muß uns das treffen? — Und Du, mein Freund," wandte sie sich an ihren Bräutigam, „welchen Gefahren gehst Du entgegen? Und wenn Du jetzt wirklich entkommst, wer bürgt uns dafür, daß Du nicht später den Häschern in die Hände fällst? Suchen doch die Revolutionsausschüsse draußen im Lande die hiesige Regierungsgewalt an Grausamkeit zu übertreffen."

„Gabriele," erwiederte Pierre mit fester Stimme und zog seine Braut an sich, „das Schicksal wird nicht so grausam sein, uns auf immer auseinanderzureißen. Fasse Muth! Eine bessere Zeit wird kommen, für Frankreich — für uns! Nur jetzt müssen wir uns trennen!"

„Nur dies eine Mittel gibt es," nahm der Professor Moreau das Wort, „dem Schlag, der gegen uns geführt wird, auszuweichen. Wenn Sie, Gabriele, und ich auch, die Unschuld unseres Freundes bezeugen wollten, wir würden damit weiter nichts erreichen, als daß wir in Kurzem als Mitschuldige vor dem Gerichtshof ständen. Denken Sie an die Unzahl von Fällen, in denen es den Betheiligten ähnlich erging."

„Aber wohin soll Pierre fliehen?" fragte die ältere Dame theilnahmsvoll.

„Ich halte eine von unseren in der Nähe der See

gelegenen Provinzen für den besten Zufluchtsort," antwortete der alte Herr. „Dort vermag sich Pierre für längere Zeit unbeobachtet aufzuhalten. Werden aber die Nachforschungen besorgnißerregend, nun, dann steht die Ueberfahrt nach England als letztes Mittel immer noch offen."

„Gut, so werde ich nach der Gironde gehen," erklärte Pierre.

„Und warum gerade dorthin?"

„Weil ich dort etwas finden kann, was ich seit lange suche."

„Und das wäre?"

„Die Mantis religiosa, die Gottesanbeterin."

„Die Gottesanbeterin?" fragte Gabriele verwundert. „Was ist das?"

„Eine Fangheuschrecke aus der Ordnung der Geradflügler, die wegen der eigenthümlichen Stellung ihrer Vorderbeine im Volksmund die Gotttesanbeterin heißt. In den Wäldern und auf den Wiesen der Gironde ist dieses seltene Insekt, wie ich aus meinen Büchern weiß, anzutreffen. Und deshalb werde ich mich nach dieser Landschaft flüchten. Weiche ich dem eisernen Zwang, der mich aus eurer Nähe verbannt, so wird es mir kein geringer Trost sein, die Zeit der Trennung wenigstens für meine Studien benutzen zu können."

Ein kurzer und schmerzlicher Abschied. Schon hielt der Wagen vor der Thür, der Pierre Latreille aus der Stadt bringen sollte. Noch ein letzter Kuß, ein letzter Händedruck — dann eilte Pierre die Treppe hinunter, sprang in den Wagen, der Schlag fiel zu, und das Gefährt rollte von dannen.

Oben, an einem Fenster des ersten Stocks, stand Gabriele. Als sie den Wagen davonrasseln hörte, öffnete sie den Flügel und bog sich heraus. Ihre Augen brannten heiß,

und ihre Lippen zuckten und leise flüsterte ihr Mund: „Leb' wohl, mein Pierre, leb' wohl!"

Die Kutsche fuhr um die Ecke der Straße, und das Mädchen schwankte von dem Fenster hinweg in den Hintergrund des Zimmers.

Gabriele war kaum zurückgetreten, als sich aus dem Schatten des gegenüberliegenden Hauses eine dunkle Gestalt loslöste. Es war ein junger Mann, dessen stechende Augen in dem leidenschaftlich erregten Gesicht wild funkelten.

Mit großen Sprüngen eilte er eine Zeitlang hinter dem davonjagenden Wagen her. Endlich, da er die Nutzlosigkeit seiner Anstrengungen einsah, und die Entfernung zwischen ihm und der Kutsche immer größer wurde, blieb er mit keuchendem Athem stehen.

„Du entgehst mir doch nicht," stieß er ingrimmig hervor und streckte drohend die Faust aus. „Ich werde Dich aufspüren, wo Du auch sein mögest."

Mit einer erneuten Drohung schritt er vorwärts und verschwand in einer Seitenstraße.

2.

Der September neigte sich seinem Ende zu, auf den dichten Wäldern der Gironde ruhte das Roth der untergehenden Sonne, als auf eine Lichtung ein Mann trat, der, einen Rucksack auf dem Rücken, sich von Zeit zu Zeit auf den Boden herabbückte, hier eine Pflanze untersuchte, dort einen Stein umwandte und in eine Blechkapsel bald einen Käfer, bald eine Motte oder eine Ameise steckte.

Es war Pierre Latreille. Wies auch sein Anzug mannigfaltige Spuren von starker Abnutzung auf, so hatten doch seine Bewegungen eine feste Entschlossenheit angenommen, und die kränkliche Blässe seines Gesichts war einem kräftigen Braun gewichen. Nur die Augen hatten, als er sich

jetzt aufrichtete, noch denselben sinnenden Ausdruck wie vordem.

„So," sagte er leise vor sich hin, „für heute wollen wir Feierabend machen. Die Ausbeute war ja für diesen Tag wieder ganz gut, aber die gesuchte Gottesanbeterin habe ich doch immer noch nicht gefunden. Und wo werden wir jetzt," fuhr er mit einem schwermüthigen Lächeln fort, „unser Nachtlager aufschlagen? Aha, nun weiß ich es. Eine halbe Stunde von hier ist ein aufgegebener Steinbruch, dort wird schon ein passendes Plätzchen vorhanden sein."

Pierre Latreille schob seinen Rucksack auf den Rücken, ergriff den im Grase liegenden Stock und schritt mit großen Schritten quer durch das knackende Unterholz seinem Ziele zu.

Sechs Wochen waren schon vergangen, seitdem er sich aus den Armen seiner Braut und seines Freundes losreißen mußte. Die Flucht nach der Gironde hatte sich leichter bewerkstelligen lassen, als er geglaubt, aber dafür hatten sich die Widrigkeiten, die ein längerer Aufenthalt in den Wäldern mit sich brachte, doch gegen alles Erwarten als recht beträchtliche herausgestellt. Fortwährend den Unbilden der Witterung ausgesetzt, ohne Dach und Fach, nur selten und dann nur flüchtig in den Abendstunden die Dorfschaften besuchend, um die nothwendigen Nahrungsmittel einzukaufen, irrte er wie ein Zigeuner umher. Und trotzdem war es zweifelhaft, ob die Sicherheit, die ihm die Wälder gewährten, überhaupt nach lange andauern würde. Wohl war er selbst noch auf keine Häscherbande gestoßen, allein auch die Dörfler, mit denen er in Berührung kam, sahen ihn von Tag zu Tag mißtrauischer an. Und dann — konnten nicht von Bordeaux aus alle Tage Streifskorps ausgesendet werden, um die Wälder zu durchsuchen?

Aber mehr als all' diese Erwägungen bedrückte ihn die Ungewißheit über das Befinden Gabriele's, ihrer Mutter und François Moreau's. Wie, wenn sich der Zorn des Wohlfahrtsausschusses auf sie gelenkt hätte, weil er ihm entgangen war? Seine erregte Phantasie stellte sich den Freund vor, wie er seine Unschuld betheuernd vor dem Gerichtshof stand, und gerade, als er den Steinbruch erreicht hatte und in die jähe, dunkelnde Tiefe zu seinen Füßen hinabschaute, tauchte vor seinen Blicken das Bild auf, wie die Schergen in die Wohnung seiner Braut stürmten, wie sie mit teuflischer Freude auf die wehrlosen Frauen eindrangen; er sah, wie sie flehend ihre Hände den Unholden entgegenstreckten, er hörte ihr Hilfsgeschrei und ihr erbarmenheischendes Wimmern. —

Doch was war das? Neckte ihn seine gereizte Einbildungskraft oder hatten in der That klagende, schmerzerfüllte Töne sein Ohr von dort unten aus der Tiefe des Steinbruchs getroffen? Nein, es war Wirklichkeit, jetzt hörte er wieder diese leisen, winselnden Laute, die hin und wieder aussetzten, um gleich darauf desto stärker hervorzubrechen.

Es konnte nur ein Mensch in Noth sein, vielleicht ein Schicksalsgenosse!

So schnell als möglich stieg der junge Naturforscher den steilen Abhang hinab. Drunten auf dem Grunde des schon dunklen Steinbruches lag ein altes Weib, neben einem mit Reisig gefüllten Korbe auf dem Boden ausgestreckt.

Der Naturforscher kniete neben der Alten nieder. „Frau," rief er, „Frau, was fehlt Euch? Wacht auf!"

Die Aufforderung blieb ohne Beantwortung.

„Nun," sagte er leise, indem er in seine Tasche griff und eine Flasche hervorholte, die er an die Lippen des Weibes setzte, „da wollen wir es einmal mit einem Schluck Wein versuchen."

In gierigen Zügen schluckte die Daliegende das belebende Naß hinunter und schlug langsam die Augen auf.

„Frau," wiederholte Pierre Latreille, „Frau, was fehlt Euch?"

Die Alte sah erst eine Zeitlang überlegend auf den Sprecher, dann zeigte sie mit dem Finger auf ihre Füße.

„Ah," murmelte der junge Gelehrte, „jetzt können mir vielleicht meine medicinischen Kenntnisse nützen. Richtig, Mutter, Ihr habt den rechten Fuß gebrochen. Und wie ist Euch der Unfall zugestoßen?"

Die Verunglückte sah nach oben, nach dem Rande des Steinbruchs.

„So, Ihr seid herabgefallen? Wohl als Ihr Reisig suchtet?"

Die Alte nickte.

„Und wie lange liegt Ihr schon hier?"

Die Lippen bebten und zuckten. „Zwei Tage," kam es endlich mühsam hervor.

„Zwei Tage ohne Speise und Trank? Da muß schnell geholfen werden. Hier nehmt erst einmal dieses Brod und dieses Stück Käse, und dann werde ich Euch Wasser aus dem nahen Bache holen."

Nachdem die Alte sich sattgegessen und sattgetrunken hatte, setzte Pierre mit der nun wieder etwas Gekräftigten das Verhör fort.

„Wie heißt Ihr?"

„Cécile Bertrand."

„Und woher seid Ihr?"

„Aus Clarry."

„Das ist eine gute Stunde von hier entfernt," versetzte Pierre Latreille mitleidig. „Es wird nicht anders angehen, als daß Ihr noch diese Nacht hier verweilt. Ich würde mich in der Dunkelheit verirren, wenn ich Euer Dorf jetzt gleich aufsuchen wollte. Ich werde Euch des-

halb, so gut es geht, ein Lager zurechtmachen und bei Euch bleiben. Morgen früh hole ich Euch dann Beistand."

Ein dankbarer Blick fiel auf den jungen Mann, der sogleich seinen Rucksack unter den Kopf der Alten schob und seinen Mantel über sie breitete. Nach kurzer Zeit war die Alte eingeschlafen. Auch Pierre Latreille suchte, so gut es ging, auf der bloßen Erde ein wenig Schlummer zu finden.

Als am anderen Morgen die Sonne aufgegangen war, machte er sich eiligst auf den Weg nach dem Heimathsdorfe der Verunglückten. Dort war man nicht wenig über das Ausbleiben Mutter Bertrand's beunruhigt gewesen, denn wenn die alte Wittwe auch ohne jeden Anhang in ihrer einsamen Hütte vor dem Dorfe hauste, so war sie dennoch wegen ihres biederen Charakters bei Alt und Jung überaus beliebt. Als sich daher die Kunde von dem Unglücksfall in der Ortschaft verbreitete, schloß sich sofort dem jungen Gelehrten eine Anzahl Männer an, und noch ehe die Sonne im Mittag stand, lag Mutter Bertrand wohl verbunden in ihrer Hütte.

„Nun, Mutter Bertrand," sagte Pierre. „Jetzt seid Ihr versorgt, und ich will wieder weiter ziehen. Ich hoffe, Ihr werdet sachgemäße Hilfe finden, durch die Ihr wieder Eure volle Gesundheit erlangt."

Ein jäher Schrecken überflog bei diesen Worten das Gesicht der Angeredeten. „Herr," flehte sie und suchte seine Hand zu ergreifen, „Herr, verlaßt mich nicht. Wo soll ich einen Arzt herbekommen? Geht Ihr jetzt, so werde ich zum elenden Krüppel, für den es das Beste ist, daß er selbst Hand an sich legt. Herr, bedenkt, Ihr hättet liebe Angehörige, die des Schutzes bedürften, und der Freund, der ihnen anfänglich geholfen, wollte sich plötzlich von ihnen wenden und sie dem Verderben preisgeben — was würdet Ihr dazu sagen?"

Der Hinweis auf die Verhältnisse seiner Lieben in Paris ließ den Naturforscher erbeben. Wohl verhehlte er sich die Gefahr nicht, die ein längerer Aufenthalt in dem Dorfe haben konnte, er sagte sich selbst, daß sich die Nachricht von der Anwesenheit eines Fremden bald verbreiten und die Aufmerksamkeit von Spähern auf sich ziehen würde aber er sah das Elend der Alten, und das Mitleid trug den Sieg über seine Bedenken davon.

„Gut, Mutter Bertrand," sagte er, „Ihr sollt mich nicht vergebens gebeten haben. So lange ich Euch nöthig bin, will ich Eure Pflege übernehmen."

3.

Drei Wochen waren verstrichen. Das Abendglöcklein in der Dorfkirche läutete, und die Bauern kehrten von den Feldern heim, um sich am häuslichen Herd von der Last der Arbeit zu erholen. Vor ihrem Hüttchen saß Mutter Bertrand. Sie hatte den in einen Verband gelegten Fuß über einen Stuhl gestreckt. Neben ihr hatte sich Pierre Latreille auf der Bank niedergelassen. Er studirte in einem Buche. Sein Gesicht war bleich und um seine Augen hatten sich dunkle, breite Ränder gelegt. Ermüdet schlug er das Buch zu.

„Ich werde," begann er, „heute den letzten Abend bei Euch verbringen, Mutter!"

„Ihr wollt fort, Herr?" fuhr die Alte erschrocken auf.

„Ja. Euere Verletzungen sind soweit geheilt, daß, wenn Ihr fortfahrt, die Verbände zu erneuern, wie ich es Euch gezeigt habe, keine Gefahr mehr zu befürchten ist."

„Nun, Herr, dann nehmt meinen innigsten Dank für das, was Ihr an mir armen, alten Frau gethan habt. Möge es Euch immerdar gut gehen im Leben. Aber erlaubt mir noch eine Frage. Was habt Ihr den ganzen

Tag über in den Wäldern und auf den Wiesen zu thun? Früh zieht Ihr hinaus und Abends kehrt Ihr heim. Den Nachbarn ist es auch schon aufgefallen. Ich hätte diese Frage schon früher an Euch gestellt, wenn ich nicht befürchtet hätte, ich vertriebe Euch damit."

Ueber das Gesicht des jungen Mannes flog ein leichtes Lächeln. „O, Mutter Bertrand," entgegnete er, „die Sache ist nicht so schlimm als sie aussieht. Ich suche Käfer, Asseln, Hüpfer und Larven, kurz allerlei seltene Insekten. Der Blechkasten in meinem Rucksack enthält eine ganze Auswahl davon."

„Und was macht Ihr mit dem Gethier?"

„Ich bin Naturforscher. Wenn ich nach Hause komme, untersuche ich die Lebensweise, den Bau, den Schmuck und die Werkzeuge der Thiere und reihe die passenden Stücke in meine Sammlung ein."

„Ein sonderbares Vergnügen, Herr. Und habt Ihr bei uns die gehoffte Ausbeute gemacht?"

„So ziemlich. Nur eine Heuschreckenart, die Gottesanbeterin, habe ich leider nicht gefunden."

„Die Gottesanbeterin? Ein merkwürdiger Name. Und wie sieht denn das Thier aus?"

Der Naturforscher schlug das Buch auf, das er in der Hand hielt und wies auf seine Abbildung. „Seht her, Mutter, das ist die Gottesanbeterin. Sie hat einen grünen starken Rücken mit braunem Leib, einen lang ausgestreckten Hals und gelbe Beine, von denen es die beiden vordersten wie flehend zum Himmel emporstreckt. Davon rührt auch sein Name her."

„Ah," fuhr die Alte auf, „die kenne ich."

„Ihr kennt sie? Und wißt Ihr, wo sie anzutreffen ist?"

„Freilich. Gerade dort, wo ich abgestürzt bin, in dem Steinbruch am Brombeergesträuch."

„Wirklich, Mutter Bertrand, täuscht Ihr Euch auch nicht?"

„Keineswegs."

„Nun, dann bleibe ich noch morgen hier und unternehme einen Ausflug nach dem Steinbruch."

— — — — — — — — — — — —

Am anderen Tage hatte zu derselben Stunde Mutter Bertrand wieder ihr Lieblingsplätzchen eingenommen. Sie schaute nach ihrem Hausgenossen aus. Gleich am frühen Morgen war er aufgebrochen. Ohne alles Gepäck, den Rucksack hatte er daheim gelassen, nur mit einem Fangnetz ausgerüstet, hatte er den Ausflug unternommen, und seine Rückkehr war jeden Augenblick zu erwarten.

„Richtig," murmelte die Alte, die angestrengt ausgeblickt hatte, indem sich ihr besorgtes Gesicht aufhellte, „dort kommt er ja aus dem Wald heraus."

„Grüß Gott, Mutter Bertrand," rief ihr der Naturforscher schon von Weitem entgegen. „Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet. Ich habe zwar nur ein Exemplar erwischt, das ist aber auch dafür ein wahres Prachtstück."

„Das freut mich aufrichtig, Herr," erwiederte die Begrüßte. „Um so weher thut es mir aber, Euch eine unangenehme Nachricht geben zu müssen."

„Nun," fragte der Naturforscher gespannt.

„Ihr waret heut' Morgen kaum fortgegangen, als eine Patrouille erschien, deren Anführer sich nach Euch erkundigte. Die Soldaten drangen in meine Hütte, und ich mußte mit meinen eigenen Augen ansehen, wie sie Eure Sachen durchwühlten. Endlich zogen sie ab und verboten mir auf's Strengste, Euch ihre Anwesenheit mitzutheilen. — Herr, sagt, was führen sie gegen Euch im Schilde?"

Pierre Latreille hatte mit klopfendem Herzen zugehört. „Mutter Bertrand," stieß er hervor, „ich muß

auf's Schnellste in die Wälder zurückkehren. Ich habe keine Minute mehr zu verlieren. Nur noch meinen Rucksack will ich holen, dann —"

In diesem Augenblick ertönte hinter dem Häuschen wüstes Geschrei, und zu gleicher Zeit stürzte eine Schaar mit Flinten und Hellebarden bewaffneter Männer hervor.

An ihrer Spitze befand sich George Darrière. „Holla," rief er, „hier geblieben! Im Namen des Revolutionsausschusses von Bordeaux verhafte ich Dich, Bürger Latreille, Du bist vom Wohlfahrtsausschusse zu Paris zum Tode verurtheilt."

Ehe noch Latreille ein Wort entgegnen konnte, war er von dem Haufen umringt. Es war zu spät zur Flucht.

Jetzt, da er die Unmöglichkeit zu entkommen einsah, hatte er vollständig die Herrschaft über sich wieder gewonnen. Krampfte sich auch sein Herz zusammen im Hinblick auf das Schicksal, das seiner harrte, so wollte er doch nicht seinem Todfeinde Gelegenheit geben, sich über seine Schwäche in Hohn und Spott zu ergehen.

„Ich folge euch," sagte er gemessen. „Nur eine Bitte habe ich, daß ihr mir gestattet, meine Sammlungen mitzunehmen."

„Deine Käfer?" lachte Darrière rauh. „Bringe Einer das Gepäck heraus!"

Als der Rucksack dem Gefangenen übergeben worden war, setzte sich der Zug in Bewegung nach Bordeaux.

„Lebt wohl, Mutter Bertrand," rief Latreille, der vor Schreck sprachlosen Alten noch zu, „möge Euch, was mir nicht vergönnt ist, noch ein langes Leben beschieden sein."

4.

In einer Zelle des Gefängnisses zu Bordeaux saß Pierre Latreille. Auf dem gebrechlichen Holztisch brannte

ein Talglicht. Der Naturforscher hatte eben die Feder aus der Hand gelegt und überfah noch einmal den Inhalt eines Briefes, den er in der Hand hielt.

„Ewig geliebte Gabriele, werthe Madame Calonne, theurer Freund!" las er halblaut vor sich hin. „Bevor ich den Weg zum Tode antrete, will ich die kurze Spanne Zeit, die mir gelassen ist, ausnutzen, um mit euch Lieben zum letzten Male zu plaudern. Meine Verhaftung habe ich euch schon vor acht Tagen mitgetheilt, und fast hätte ich dieser Botschaft nichts mehr hinzuzufügen. Ich hatte von Tag zu Tag gehofft, daß ich wenigstens einem Verhör unterworfen werden würde, um mich vertheidigen zu können, aber diese Hoffnung war eine leere. Man hat einfach das Urtheil des Wohlfahrtsausschusses bestätigt und damit mein Geschick entschieden. Ich habe den Präsidenten des Gerichtshofes, der mein Todesurtheil ausgefertigt hat, nicht einmal gesehen, geschweige denn gesprochen. Trotz meiner völligen Schuldlosigkeit werde ich aber mit Ergebung dem Tod in's Auge sehen und mich mit dem Gedanken trösten, daß vor mir so viele Männer, die zu den Besten des Vaterlandes gehörten, unerschrocken denselben Weg geschritten sind.

Nur zwei Gedanken sind es, die mich mit tiefem Schmerze erfüllen. Du, Gabriele, schwebst vor meinen umflorten Augen! Ich sehe Deinen Jammer und höre Deine Klagen, und fast will mich meine mühsam errungene Fassung verlassen. Nun, wenn es noch eine Vergeltung gibt, dann muß das Unrecht, das mir widerfährt, auf Dich den Segen des Himmels in desto reicherem Maße herabführen. Und wenn dies geschieht, dann werde ich den Tod freudig und willig erleiden.

Und dann meine Wissenschaft! Mein edler Freund François, Dir übergebe ich alle meine Kleinodien, die ich immer mit zärtlichster Sorgfalt gehegt und gepflegt habe.

Ich weiß, sie sind bei Dir in guter Obhut. Du wirst dafür sorgen, daß sie in Anderer Hände die Früchte bringen, die ich von ihnen erhoffte. —

Und nun zum Schluß ein letztes Lebewohl! Wenn mein letztes Stündlein gekommen sein wird, dann werden mir noch zwei Tröster zur Seite stehen: Meine Liebe und meine Wissenschaft.

Pierre."

„So," sagte er leise und faltete das Schreiben zusammen, „auch dieses schwere Werk wäre gethan."

Auf dem Flur vor der Zelle ließen sich Schritte hören. Der Schlüssel kreischte im Schloß, und herein trat der Gefängnißwärter.

„Bürger Latreille," sagte er, „ich komme im Auftrage des Bürger Präsidenten, um Dich nach dem Wunsche zu fragen, den Du Dir als letzte Gnade ausbittest. Denn morgen wirst Du hingerichtet."

„Ich begehre weiter nichts als eine Flasche Wein. Bringe aber zwei Gläser mit, Bürger Gefangenwärter, denn Du sollst mir ein Stündchen Gesellschaft leisten. Du bist ein humaner Mann, der mir meine Haft nicht unnöthig schwer gemacht hat."

„Gedulde Dich nur einige Minuten," versetzte der Schließer geschmeichelt, „dann werde ich mit dem Bescheid zurück sein."

Nach kurzer Zeit erschien er mit dem geforderten Wein.

„Du hast Dich recht beeilt, Bürger," sagte Latreille, indem er die Gläser füllte.

„Nicht allzusehr," erwiederte der Angeredete und ließ sich auf dem Stuhle nieder. „Der Bürger Präsident wohnt im Strafgefängniß."

„So," antwortete der Naturforscher, „dann wundert es mich desto mehr, daß er trotz meiner dringenden Bitten mir kein Gehör gewährt hat."

„Der Bürger Präsident hat wenig Zeit übrig."

„Ist er derartig mit Amtsgeschäften überladen?"

„Das nicht, die besorgt größtentheils der Sekretär. Aber er ist zumeist draußen in Feld und Wald, wo er Käfer und Schmetterlinge fängt. Das ist seine einzige Freude."

„Verstehe ich Dich recht — der Präsident ist Insektensammler!"

„So nennt man's wohl. Nur für seine Käferkästen hat er Sinn. Er hat eine Menge ähnlicher Thiere wie Du in Deinem Rucksack."

„Wahrhaftig, Bürger Gefangenwärter," sagte Pierre lebhaft, „Du nimmst mir einen Stein vom Herzen. Mich hat immer der Gedanke gequält, was aus einem Stück meiner Sammlung werden wird, das aufzufinden mir die größte Mühe verursacht hat. Wenn ich auch dem Bürger Präsidenten Aufmerksamkeiten zu erweisen durchaus keine Veranlassung habe, so glaube ich doch meiner Wissenschaft einen Dienst zu erzeigen, wenn ich für die Erhaltung meiner Seltenheit sorge."

Bei diesen Worten hatte Pierre Latreille die „Gottesanbeterin" aus der Blechbüchse genommen und sie mit einer Nadel auf den Pfropfen der Weinflasche gesteckt.*)

„Hier nimm diese Fangheuschrecke," fuhr er fort, „und bringe sie dem Präsidenten. Er wird es sicherlich an einer guten Belohnung nicht fehlen lassen."

Der Schließer hatte sich erhoben und betrachtete neugierig das merkwürdige Insekt, das er in der Hand hielt. „Nun," sagte er, „wenn ich Dir damit einen Gefallen thun kann, gern." Und mit einem behaglichen Lächeln entfernte er sich.

— — — — — — — — — — — —

Zu Pierre Latreille's maßlosem Erstaunen trat kaum

*) Historisch.

zehn Minuten später ein kleines, gebücktes Männchen mit zerzaustem, grauen Haar in seine Zelle.

„Entschuldigen Sie," sagte er, „wenn ich Sie störe. Ich bin der Präsident Noir. Sie sind der Bürger Latreille?"

„Ganz recht, Bürger Präsident," erwiederte der Naturforscher und schob dem Präsidenten einen Stuhl hin.

„Sie haben mir durch den Schließer ein Insekt zukommen lassen, nach dessen Besitz ich bisher vergebens getrachtet habe. Womit habe ich diese Gefälligkeit verdient?"

„Mich bewogen nicht persönliche Rücksichten dazu, sondern nur das Interesse für die Wissenschaft. Ich bin Naturforscher von Beruf, Bürger Präsident. Diese kleine Sammlung, welche ich hier zusammengebracht habe, wird bald ohne einen Eigenthümer sein. Deshalb glaubte ich am zweckmäßigsten zu handeln, wenn ich das kostbarste Stück dadurch vor der Zerstörung rettete, daß ich es Ihnen, dessen Vorliebe ich eben zufällig erfahren habe, zuschickte."

„Ich danke Ihnen, Sie haben mir eine große Freude gemacht!" sagte der Präsident. „Doch wie kommt es, daß ein Mann der Wissenschaft, wie Sie, in eine solche Lage gerathen ist? Sie sind wegen Feindseligkeit gegen die Republik verurtheilt."

„Aber unschuldig verurtheilt, ohne Recht und Gesetz. Ich habe wiederholt den Antrag gestellt, einem Verhör unterzogen zu werden, aber man hat meine Forderung nicht erfüllt."

„Ei, ei! Sollte mein Sekretär mir Ihre Anträge verheimlicht haben? Soviel ich weiß, sind Sie angeklagt, im Café Royal in Paris aufrührerische Reden gegen den Wohlfahrtsausschuß geführt zu haben. Sie sollen von der eigenthümlichen Stellung der Königin, von der harten

Tyrannei der Arbeiter, von der Grausamkeit der Massenhinmordungen gesprochen haben."

Pierre Latreille sah den Präsidenten einen Augenblick erstaunt an, dann lachte er plötzlich hell auf.

„Das also legt man mir zur Last? Welche Dummheit!"

„So haben Sie diese Aeußerungen nicht gethan?"

„Doch, Bürger Präsident. Ich redete aber gar nicht von unseren Staatseinrichtungen, sondern von dem Bienenstaate."

„Von dem Bienenstaate?"

„Jawohl. Ich theilte eines Abends im Café Royal einem Freunde, der Naturforscher gleich mir ist, die Beobachtungen mit, die ich über das Leben und Treiben der Bienen gemacht habe. Ich schilderte ihm das Leben der Bienenkönigin, sprach von der Herrschaft der Arbeitsbienen und erwähnte, wie die Drohnen von den Arbeitern Anfang August hingeschlachtet werden."

„Diese Befunde kann ich nur aus eigener Erfahrung bestätigen," sagte der Präsident mit wichtiger Miene und wiegte seinen Kopf hin und her. „Ihre Behauptungen decken sich im Allgemeinen allerdings auffallend mit den Angaben, die Ihr Denunziant, der Chemiker Darrière, gegen Sie gemacht hat. Sind Sie mit ihm verfeindet?"

„Er hat sich mit mir um meine Braut beworben und ist wegen der Abweisung von Haß gegen mich entbrannt."

„Und Sie haben Zeugen für Ihre Behauptungen?"

„Allerdings, meinen Freund und Lehrer Moreau."

„Moreau?" stieß der Präsident aufhorchend hervor. „Moreau, den Verfasser des ausgezeichnetsten Werkes über die Insektenkunde?"

„Jawohl, ich erblicke in ihm meinen zweiten Vater."

„O, dann verdient Ihre Sache allerdings eine nochmalige eingehende Untersuchung. Auf die Wahrheit der

Aussagen dieses Mannes würde ich selbst einen Eid ablegen. Muth, mein junger Freund! Ich werde sofort die Vollziehung Ihrer Hinrichtung aufschieben und noch heute mich mit einer Darlegung der Verhältnisse an den Wohlfahrtsausschuß in Paris wenden. Was mir an Einfluß zu Gebote steht, werde ich aufbieten, um Sie zu retten. Inzwischen will ich Ihnen gern alle möglichen Freiheiten gestatten. Blicken Sie wieder muthiger in die Zukunft! Leider zwingt mich jetzt meine Zeit, Sie zu verlassen, doch werde ich nicht verabsäumen, mich so oft als möglich Ihrer Unterhaltung zu erfreuen."

Drei Wochen waren vergangen, mit schleichender Langsamkeit war Tag auf Tag verstrichen, und zwischen bangem Zweifel und freudiger Zuversicht hin und her schwankend, hatte der junge Gelehrte Stunden verbracht, die ihn die Bitternisse der Ungewißheit bis zur Neige kosten ließen.

Wieder saß er am Tisch und starrte träumend vor sich hin. Er hatte, wie schon so oft, den Scheidebrief hervorgeholt, den er an seine Lieben zu richten gewillt gewesen war, und ihn durchgelesen, um die ergebungsvolle Ruhe wieder zu gewinnen, die er bei der Abfassung des Schreibens besessen hatte. Denn noch immer hatte er sich nicht entschließen können, dieses letzte Lebewohl zu vernichten. Drohte ihm doch noch gerade so wie vordem der Tod, und konnte doch jeden Augenblick die verhängnißvolle Nachricht eintreffen, daß die Hinrichtung zu vollziehen sei.

Und kam jetzt vielleicht diese Botschaft? Der Schlüssel drehte sich im Schloß und herein trat der Präsident.

„Mein lieber Latreille," sagte er heiter, „ich bringe frohe Botschaft. Der Wohlfahrtsausschuß in Paris hat abermals über Ihre Angelegenheit zu Gericht gesessen, und hat das erste Urtheil vernichtet. Sie sind freigesprochen."

„Freigesprochen?“ jauchzte der Naturforscher auf und wollte auf den Präsidenten zustürzen.

„Jawohl,“ fuhr dieser unentwegt fort. „Und zwar habe ich den Entscheid durch einen ganz besonderen Ueberbringer soeben erst erfahren, der in Eilposten hierher gereist ist.“

„Das wäre?“

Der Präsident öffnete die Thür und sagte mit herzlicher Wärme: „Dort steht er.“

„Gabriele!“ rief Latreille stürmisch.

„Pierre, mein Pierre!“

Die Liebenden hielten sich innig umfangen.

„Meine Herrschaften,“ sagte der Präsident nach einer Pause, als die ersten Aeußerungen des Wiedersehens verklungen waren, „darf ich Sie in meine Wohnung einladen? Sie, Herr Latreille, erwartet dort Ihr Freund, François Moreau.“

„Moreau?“ rief Latreille. „O, dann komm, Gabriele, daß ich ihn umarme!“ —

Am nächsten Tage schon machte sich das überglückliche Brautpaar mit Moreau auf den Heimweg nach Paris und ein Jahr später schlossen die Wiedervereinten den Ehebund für's Leben.

George Darrière erhielt den Lohn, der ihm gebührte. Bei dem Sturze Robespierre's fand er mit anderen Gesinnungsgenossen des Diktators seinen Tod unter dem Fallbeil.

Pierre André Latreille aber wurde einer der bedeutendsten Naturforscher Frankreichs. Er wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften und starb nach langjähriger glücklicher Ehe am 6. Februar 1833.

Festtage im Lande der Pharaonen.

Ethnographische Skizze.

Von

Hermann Gauß.

(Nachdruck verboten.)

Wer in unseren Tagen, mit den aus der Lektüre der Ebers'schen Romane empfangenen Eindrücken im Kopfe, Egypten betritt, der muß sich beim Anblick des dortigen Lebens unwillkürlich enttäuscht fühlen. Denn all' die Pracht, die der Dichter uns vor die Augen zaubert, gehört ja längst entschwundenen Zeiten an, und nur die stummen Kolosse, die im gluthrothen Schein der untergehenden Sonne gespenstisch aus der sandigen Einöde herüberwinken, gemahnen an die versunkene Herrlichkeit. Das heutige Egypten hat mit dem alten nichts gemein, als den Boden. Das Leben ist ein ganz anderes geworden: der Islam hat ihm seine unverwüstlichen Spuren aufgeprägt.

Wer jedoch mit dieser Thatsache gerechnet hat, wer sich bewußt war, mohammedanisches Leben hier anzutreffen, der kann sich eines Gefühles der Befriedigung sicherlich nicht erwehren, denn das Leben hier ist wenigstens rein mohammedanisches Leben, freier von fremden Zuthaten, als in den entweder zu internationalen oder zu türkischen Städten der europäischen Türkei; oder als in den unter dem Einfluß des erwachenden Griechenthums stehenden Plätzen Kleinasiens.

An gewöhnlichen Tagen läßt sich dies nicht so sehr

bemerken, als an Festtagen. An letzteren aber bieten wenige Stunden so viel des Sehenswerthen und Merkwürdigen, daß ein Blick auf das eine oder andere der Feste beinahe genügt, um sich ein Bild von dem ganzen öffentlichen Leben in Egypten zu machen. Ich greife daher aus meiner Erinnerungsmappe zwei Festblätter heraus und lade den Leser ein, mir auf einem Gange durch Kairo zu folgen.

Eines der größten kirchlichen und bürgerlichen Feste der Mohammedaner ist der Machmul, das heißt die Abreise der Pilger nach Mekka, deren Zeitpunkt von der Obrigkeit alljährlich bestimmt wird, aber immer in die Tage des Juli fällt.

Am Tage der Abreise sind alle Kanzleien und Bureaux geschlossen, denn die hohe Obrigkeit hat von Amtswegen dabei zu erscheinen, und das Publikum fühlt an diesem Tage keine Lust, mit der Obrigkeit zu verkehren, welchen Namen dieselbe auch haben möge. Ganz Kairo und Umgebung ist auf den Beinen. Es ist ein außergewöhnliches Schauspiel, und ein Europäer, der es zum ersten Male mit ansieht, hat daran für einige Tage zu verdauen; es ist eine echt orientalische Feier, das Fest der Musik, des Gesanges, der Kunst, der Wohlgerüche, der Farben, des Goldes.

Die Citadelle von Kairo, auf einer Anhöhe gelegen, beherrscht die ganze Stadt; zwei enge, steile Sträßchen führen hinauf auf den Rumeleplatz. Sie sind in der Geschichte Egyptens berühmt geworden durch das Blutbad, welches hier am Anfange des Jahrhunderts der Khedive Mohammed Ali unter den ihm verdächtigen Häuptern der Mamelucken anrichten ließ, welchem Blutbad nur einer entrann, der mit seinem arabischen Renner kühn über die Mauer wegsetzte, daher jener Punkt noch heute der Mameluckensprung heißt.

Der Rumeleplatz, ein ungeheures Vieleck, auf der einen

Seite von den hohen Mauern der Citadelle, über welche die schlanken Minarets der Moscheen Mohammed Ali's und Mamudi's emporragen, auf der andern Seite von den Moscheen der Derwische Rifaye und des Sultans Hassan begrenzt, ist der Sammelplatz des Pilgerzugs. Zwischen den letzteren beiden Moscheen hindurch führt ein schmales Gäßchen nach der Bastion Mohammed Ali. Dies ist der Weg, den der Zug nehmen muß.

Ist derselbe diesen Engpaß herabgestiegen, so wendet er sich nach rechts, um sich in dem ganz arabischen Viertel beinahe zu verlieren. Hier sind die Straßen fast noch enger, schmutzig und ohne Luft. Die kleinen niederen Häuser tragen fast alle weit herausragende Balkone, die sich beinahe berühren; die Fenster sind von den Mascharebije (Holzgitter) geschlossen.

Hier in diesen Gäßchen sind die berühmten Bazare Kairo's, in welchen auf einem Raum von wenigen Quadratmetern oft bedeutende Reichthümer in Form von kostbaren Waarenschätzen angehäuft sind. Der durch dieses originelle Viertel sich hinziehende Weg ist einige Kilometer lang und wird etwa halbwegs von einer neuen, breiten Straße senkrecht geschnitten. Dieser Schnittpunkt ist der beste Platz, um sich das Schauspiel mit einiger Ruhe anzusehen, wenn man überhaupt bei dieser Gelegenheit noch von Ruhe reden will oder kann. Denn vom frühen Morgen an sind die Straßen und Gassen außerordentlich belebt, das Volk trägt Festkleider, die grellsten Farben herrschen vor, und all' dieses bunte Gewimmel scheint kein Ende nehmen zu wollen. Gesichter in allen Farben und Formen, weiße, gelbe, braune, schwarze; Kleider aus Wolle, Seide und Baumwolle; Toiletten von der einfachen Lendenschürze bis zum langen, goldgestickten Rocke; Turbane und Tarbusche; Verkäufer von Früchten und Leckereien; Esel, Maulthiere, Pferde, Kameele, Wagen — all' das schiebt, drängt und

zwängt sich durcheinander, drückt sich platt an die Wand, um dem Saïs Platz zu machen, der jeder Herrschaftskutsche vorauseilt, oder um ein Häuflein Ziegen, Hühner oder Gänse vorüberzulassen, oder den Püffen auszuweichen, welche die Gendarmen mit dem Nabut, ihrem Stocke, rechts und und links austheilen.

Und in der Menge glänzende Frauenaugen — der einzig sichtbare Theil des Gesichts — elegante Trachten und ärmliche, schmutzige Lumpen, Ohrringe von allen Formen und Farben, Halsgeschmeide, Armbänder in unsagbarer Fülle und Mannigfaltigkeit, lange Mäntel vom zartesten Weiß, aber nicht aus Leinwand, sondern aus feinster Wolle, häufig mit langen Fransen garnirt, die unbekümmert in dem Staub und Schmutz der Straße nachgeschleppt werden!

Gegen 9 Uhr erreicht das Gedränge seinen Höhepunkt, denn die Menge muß sich nun auf den schmalen Trottoirs zusammenzwängen, um dem Zuge Platz zu machen. Derselbe hat sich unter dem Vortritt eines Ministers und von Kanonenschüssen begrüßt in Bewegung gesetzt und ist mittlerweile bis an die Straßenkreuzung gelangt, wo ich meinen Beobachtungsposten schon seit einer guten Stunde eingenommen habe. Eine Schwadron leichter Reiterei, dann eine Art Ulanen, Infanterie, Artillerie, ja sogar die Sanitätstruppen ziehen beim Klang lebhafter, gellender Marschmusik vorüber. Alle Truppen tragen Beinkleider und Juppen aus weißer Leinwand, schwarzes Lederzeug und dunkelrothen Turban. Nach einer kleinen, wohlthätigen Pause — der Vorübermarsch der Truppen hat eine gute halbe Stunde gedauert — erscheinen die Vereine mit ihren Fahnen. Ihre Zahl scheint unendlich; die Fahnen, größtentheils von grüner Farbe, tragen gold- und silbergestickte Inschriften, meist Verse aus dem Koran. Jeder Fahne voraus schreitet ein Häuflein Musikanten,

Trommler, Pfeifer und Tarabukisten, dahinter kommt die Schaar der Adepten, welche in langsamem Rhythmus eintönige Gesänge leiern und Weihrauchfässer schwingen.

Zwischen den Fußgängern erscheint zuweilen auf prächtigem Pferde, umgeben von Sängern, Spielleuten, Fahnen, mit bauschigem Turban, im roth- oder grünseidenen Mantel, stumm und majestätisch ein ehrwürdiger Scheich, der Stolz und die Zierde einer Korporation. Besondere Verehrung genießt, wer, zum Zeichen seiner Abstammung von Mohammed, einen grünen Turban trägt: die Menge rings umher begrüßt ihn mit freudigem Jauchzen, aus allen Thüren und Fenstern, von den Terrassen und Minarets herunter blicken neugierige Gesichter, die Fensterläden an manchem Harem sind halb geöffnet, man gewahrt dahinter verschleierte Gesichter, eine Wolke von Federn, Spitzen, Schleiern, untermischt von prächtigem Geschmeide, und man hört das Gekicher von Frauenstimmen, welche mit Worten der Bewunderung und des Scherzes den Zug begleiten.

Ueber eine Stunde dauert der Vorbeimarsch. In langsamem, gemessenem Schritte, als wären sie ihrer Würde sich bewußt, ziehen die Kameele einher. Sie sind prächtig aufgezäumt, zuweilen von dem federngeschmückten Kopfe bis zu den Füßen mit rothen, goldgestickten und verbrämten Teppichen bedeckt, Hunderte von Spiegelchen, auf den Teppichen, dem Zaumzeug und in den Stickereien zerstreut, werfen die Strahlen der Sonne zurück und tauchen das Ganze, Zug und Zuschauer, in ein blendendes Lichtmeer.

Die Begeisterung und der Jubel der Menge erreichen ihren Höhepunkt und werden zur Verzückung, wenn der Machmul naht. Es ist dies das geweihte Kameel, das den neuen Teppich nach Mekka tragen soll. Auf dem Höcker des Thieres erhebt sich eine Art Thürmchen aus Holz mit pyramidenförmiger Spitze, ganz von kostbaren Teppichen überhangen, die so reich mit Gold gestickt sind, daß man

den Stoff darunter nicht mehr sieht. Das Kameel wird von dem „Scheich-el-gamal", d. h. dem Kameelscheich, geleitet, der als Leiter der ganzen Karawane eine hochangesehene Persönlichkeit ist. Er trägt nur Beinkleider; sein Oberkörper ist bloß und von glänzender hellbrauner Farbe. Es folgen nun noch eine Menge anderer Kameele, alle ebenfalls prächtig aufgezäumt und mit Teppichen behangen; dahinter wälzt lärmend die Menge sich her, welche die armen, nur mit einem Teppich und einem Stocke ausgerüsteten Pilger umarmen, küssen und an die Brust drücken will, um ihnen eine glückliche Wallfahrt zu wünschen und durch ihre Berührung einen Theil des von ihnen erworbenen Verdienstes auf das eigene Haupt zu lenken.

Hat die Karawane die ganze Stadt durchzogen, so wird in Abassijeh, einem Vororte von Kairo, für ein paar Tage Halt gemacht. Hier stoßen noch weitere Pilger aus Egypten und den anderen mohammedanischen Ländern zu dem Zuge, und hier wird auch der geweihte Teppich dem Haupt der Karawane übergeben und auf das Festkameel geladen. Der Teppich hat die Bestimmung, die Kaaba, das größte Heiligthum der Mohammedaner, ein Jahr lang zu bedecken. Bei ihrer Rückkehr bringen die Pilger den Teppich, der das vergangene Jahr auf der Kaaba gelegen, zurück; er wird in tausend kleine Stückchen zertheilt und — eine kostbare Reliquie — wandern diese Stückchen in den Besitz von Herrschern, Ministern und anderen weltlichen und kirchlichen Würdenträgern. —

Das zweite der Feste, das ich beschreiben will, ist die Eröffnung des Kalig, des Nilkanals.

Es wird erzählt, daß in der Zeit, als Alexander der Große Egypten eroberte, einer seiner Heerführer den Oberpriester von Memphis nach den genauen Grenzen Egyptens gefragt und zur Antwort erhalten habe, Egypten reiche

soweit, als das Wasser des Nils dringe. Es mag dies eine Fabel sein, aber sie enthält die reine Wahrheit. Das wirkliche Egypten, d. h. das produktive, Leben zeigende Land, reicht bis dahin, wo die Bewässerung des Nils hindringt. Hinter dem letzten Wassergraben, nur eine Hand breit von dem grünenden, fruchtbaren Thal, das von Wadi-Halfa bis zum Mittelmeer sich erstreckt, beginnt die unendliche, todte Sandwüste. Der Nil bedeutet für Egypten das Leben, Alles; und wenn er im Alterthum bis zurück in die entlegensten Zeiten als Gott der Fruchtbarkeit verehrt wurde, so ist er heutigen Tages nicht weniger geliebt und gepflegt. Die Hauptsorge der Regierung, wie das Denken und Trachten des Volkes dreht sich um die Bewässerung: es wird Alles aufgeboten, um einen neuen Kanal zu graben und eine neue Handbreit Erde der Wüste abzuringen; der kleinste Bodenbesitzer spart und spart, um endlich die von einem Ochsen in Bewegung gesetzte „Sakiye", die Wasserpumpe aus pharaonischen Zeiten, durch eine kleine Dampfpumpe zu ersetzen, die ihm das kostbare Naß höher hinaufschaffe.

Fülle und Mangel, beide kommen vom Nil; mit der größten Aufmerksamkeit, mit dem lebhaftesten Interesse verfolgt daher ganz Egypten das Wachsen des Wassers. Der Vergleich des Wasserniveau's mit dem früherer Jahre, ein sicherer Herold größeren oder geringeren Ertrags, bildet fast das einzige Thema der Börsengespräche, hebt die Hoffnungen und die Preise oder drückt sie darnieder.

Im Juni beginnt die Veröffentlichung des Wasserstandes nach den Messungen an den drei Pegeln zu Assuan, Wadi-Halfa und Roda, einer Insel gegenüber dem alten Kairo. Zeigt der letztere 22 oder 23 Ellen, so bedeutet dies Reichthum, bleibt er darunter, so droht Mangel, übersteigt er diesen kritischen Punkt, so besteht die Gefahr von Ueberschwemmungen und Dammbrüchen. Angesichts

der Bedeutung der Nilschwellung und ihrer Folgen erscheint es ganz natürlich, daß sie von Alters her im öffentlichen Leben Egyptens fast den ersten Platz einnahm. Die Berichte von den Festlichkeiten und Ceremonien zu Ehren der Ueberschwemmung gehen daher auch bis in die ältesten Zeiten zurück.

Die Eröffnung des „Kalig", d. h. des Kanals von Kairo, welche jedes Jahr mit großem Pompe gefeiert wird, hat je nach Maßgabe der Zeiten ein verschiedenes Aussehen gehabt. Der „Kalig" ist ein Nilkanal, welcher gegenüber der obengenannten Insel Roda seinen Anfang nimmt, ganz Kairo durchschneidet und einem großen Theil Unteregyptens das Wasser zuführt. In der Zeit des niedersten Wasserstandes wird die Oeffnung des Kanals gegen den Nil durch einen Erddamm geschlossen, so daß der Kanal trocken bleibt; in der Zeit der Ueberschwemmung, d. h. wenn der Wasserstand bei der Insel Roda die erforderliche Höhe erreicht hat, wird der Damm eingerissen, und nun strömt das segenspendende Element den dürstenden Feldern zu. Die Feier der Eröffnung des Kanals ist im höchsten Grade interessant und verdient eine Beschreibung.

Wie die meisten orientalischen Feste beginnt auch dieses schon am Abend des vorhergehenden Tages bei Sonnenuntergang. Der Ort ist nicht weit von dem heutigen Kairo entfernt, und mit der Eisenbahn nach Heluan gelangt man von der Station Bab-el-Luk (im Innern der Stadt) aus in wenigen Minuten hin. Von Abends 6 Uhr an geht jede halbe Stunde während der ganzen Nacht ein Zug ab. Man kann sich also ein Bild von der Menge machen, welche draußen auf dem Festplatze sich zusammenfindet, wenn man noch bedenkt, daß ein großer Theil zu Fuß, zu Esel, zu Pferd, zu Kameel oder im Wagen sich hinausbegibt.

Auf einem weiten Platze, auf dem rechten Ufer des Nils, versammelt sich in dieser Nacht halb Kairo; eine unzählige Menge treibt sich die ganze Nacht lärmend dort herum: es wird gegessen und getrunken, man tanzt und singt bei dem Klange arabischer Musik, bei dem Schein von Tausenden von Lampions; herumziehende Verkäufer von Waaren aller Art, improvisirte Bäckereien und Konditoreien, Kaffeeschänken, Gaukler und Künstler jeder Größe und Rasse, Spielleute mit allen erdenklichen Instrumenten versammeln um sich eine Menge Volks. Eine Schranke in der Nähe des Kanals schließt den für die bessere Gesellschaft bestimmten Platz ein. Hier empfangen die Regierungsbehörden und die reichsten einheimischen Familien die Besuche der Geladenen; groß ist die Zahl der erschienenen Europäer.

Der größte Luxus thut sich in den zu dieser Gelegenheit errichteten, ganz aus arabischen, marokkanischen und persischen Teppichen von den lebhaftesten Farben und von bizarren Mustern gebildeten Zelten kund. Sie sind im Innern prächtig erleuchtet, rings herum im Kreise laufen bequeme Diwans, in der Mitte sind niedere Tische aufgestellt, mit Speisen und Erfrischungen aller Art für die Gäste. Eine große Zahl dienstbereiter Aufwärter, meist Neger, drängen sich zwischen den Herrschaften, um diesen die Erfrischungen zu reichen oder den Nargileh, die Pfeife, in Brand zu setzen.

Alle diese orientalische Pracht und Gastfreundlichkeit vermag jedoch nicht den Eindruck der Einseitigkeit zu verwischen, welcher durch das Fehlen des weiblichen Elementes auf den Europäer hervorgebracht wird. Das schwache Geschlecht ist übrigens nicht ganz von dem Feste ausgeschlossen: wer es mit seinem Geldbeutel vereinigen konnte, der hat auch seinen Harem, oder einen Theil desselben mit herausgebracht. Die Frauen befinden sich aber in

einem solchen Falle in einem anstoßenden, streng bewachten Zelte; sie scheinen über das Fehlen der Männer sich jedoch nicht sonderlich zu grämen; sie sind ja doch von Jugend auf nicht anders gewöhnt, als unter sich zu sein. Dort sitzen sie zusammen, lauschen dem Lärm und der Musik, welche von außen her gedämpft durch die dicken Teppiche an ihre Ohren dringt, langweilen sich vielleicht etwas und essen Konfekt zum Zeitvertreib.

Rings um die Zelte her auf beiden Ufern des Flusses verbreitet sich von den farbigen Laternen in maurischem Style ein Meer von Licht, während auf dem Nile selber langsam die Dahabijeh (Nilbarken) auf und ab fahren, auch sie sind mit bunten Lampions geziert und mit Leuten angefüllt, welche musizirend und singend an dem Schauspiel auf dem Lande sich ergötzen und ihrerseits selber wieder den auf dem Lande Befindlichen ein prächtiges Schauspiel darbieten. Zur allgemeinen Belustigung und Ergötzung fehlt es auch nicht an Feuerwerk, von dem einfachen Frosche, der die auf dem Wasser Schaukelnden jählings erschreckt, bis zu der farbige Sterne über den ganzen Himmel streuenden Rakete. Ja, auf einer nahen Wiese führen sogar einige erfinderische junge Köpfe ein wahrhaftiges Turnier auf. Sie stecken von den Hüften abwärts in einer Maske, welche ein Pferd darstellt, so daß sie als Reiter erscheinen, und rennen mit eingelegter Lanze gegen einander an. Auf dem Kopfe tragen sie kleine Lichter, welche ihre Schatten karikaturenhaft auf den Boden zeichnen.

Unter solcher Kurzweil verstreicht die Nacht. Der sehnlichst erwartete Augenblick der Kanaleröffnung naht heran. Um 7 Uhr Morgens versammeln sich unter klingendem Spiele die Truppen, die Behörden, Minister, die fremden Gesandten um den Khedive oder seinen Stellvertreter. An der Wegschaffung des Dammes ist indessen eifrig ge-

arbeitet worden. Die Ehre dieser Arbeit wechselt von Jahr zu Jahr zwischen den Egyptern, Kopten und Juden, nach einer angeblich alten Ueberlieferung, deren Ursprung ich nicht habe ergründen können.

Ist der Damm endlich genügend unterwühlt, um von dem einbrechenden Wasser völlig weggeschwemmt zu werden, so fällt unter dem Donner der Geschütze das letzte Hinderniß und brausend, die Reste des Dammes und die rings aufgeschichtete Erde mit sich reißend, wälzen sich unter dem Jubelgeschrei der Menge die gelben Fluthen in den Kanal.

Die alten Chroniken erzählen, und einige Bilder auf Monumenten aus der Pharaonenzeit bestätigen die Geschichte, daß man einstmals bei der Eröffnung des Kanals jedes Jahr dem Nil eine der schönsten Jungfrauen zu opfern pflegte. Später begnügte man sich damit, eine weibliche Gypsfigur den Fluthen zu opfern. Jetzt hat aber auch dies aufgehört. Statt dessen wirft jetzt der Minister eine kleine Summe Geldes in kleiner Münze in die Fluthen, und die Araber, Männer und Knaben, die ungeduldig auf diesen Moment gelauert haben, stürzen sich schreiend in das schmutzige Wasser, um einen Piaster zu erwischen, und verschlucken gläubig den Schmutz, denn das Wasser des Nils ist heilig.

Ob jedoch dieser Glaube an die Heiligkeit des Nilwassers noch allgemein bei den Egyptern verbreitet ist, möchte ich fast bezweifeln. Die junge Generation wenigstens scheint gegen einen Schluck guten Weins auf alle Segnungen des Nilwassers verzichten zu wollen; wie ich mich an meinem eigenen Maulthiertreiber überzeugen konnte. Während nämlich sein Vater bei Anbruch des Tages, gegen Mekka geneigt, seine religiösen Uebungen gläubig verrichtete, stahl der Schlingel von einem Sohn sich zu mir her und bat mit den Worten: „Die Flasche, o Herr,

die Flasche!" mich um meine Feldflasche, aus welcher er mich wohl zuvor hatte meinen Morgenschluck nehmen sehen. Er hielt sie allzulange vor das Gesicht, als daß noch etwas hätte darin bleiben können. Mit glänzenden Augen reichte er sie mir zurück und sprach zum Danke: „Du bist ein großer Scheich!" Ich aber wäre lieber ein kleinerer Scheich gewesen und hätte statt dessen noch einen Schluck für den staubigen Rückweg übrig gehabt!

Spiegelfechtereien.

Aertzliche Erfahrungen beim Aushebungsgeschäft.

Von

Dr. Friedrich Parkner.

(Nachdruck verboten.)

So lange es Heere und Kriege gibt, so lange hat es auch Leute gegeben, die entweder aus Furcht und Feigheit oder anderen Rücksichten, die sie auf sich und ihre Familie nehmen zu müssen glaubten, sich dem Waffendienst zu entziehen suchten, und schon der römische Geschichtsschreiber Valerius Maximus erwähnt die noch jetzt mitunter vorkommende Selbstverstümmelung Militärpflichtiger, sich die Finger der linken Hand abzuhacken, um der Dienstpflicht zu entgehen. Die Fortschritte der ärztlichen Kunst, vorgegebene Krankheiten und Gebrechen von wirklichen Leiden zu unterscheiden, haben die Täuscherkünste nicht zu unterdrücken vermocht, sondern Lug und Trug nur verfeinert und verschmitzter gemacht. Daher dürfte es nicht uninteressant sein, einen Blick auf die Spiegelfechtereien zu werfen, wie sie heutzutage gang und gäbe sind und bei den Aushebungen beobachtet werden.

Da die Einreihung in das Heer von einer bestimmten Körpergröße abhängt, so gehört es nicht zu den ganz ungewöhnlichen Erscheinungen, daß Gestellungspflichtige dieselbe herabzusetzen pflegen. Es kann hierbei natürlich nur von Leuten die Rede sein, die ohnehin das verlangte Mindestmaß hart streifen. Derartige kleine Menschen suchen durch starke Bewegung in der der Untersuchung vorausgehenden Nacht und Vermeidung der Bettruhe, durch Frühaufstehen und lange Märsche bis zum Gestellungsplatz das Körpermaß herabzudrücken. Und bis zu einem Centimeter gelingt es ihnen auch.

Auf diesen Schlich haben allgemeine ärztliche Erfahrungen aufmerksam gemacht. Man hatte nämlich gefunden, daß sich bei den Mannschaften, die schon ausgehoben waren, sich aber vor ihrer endgiltigen Annahme einer nochmaligen Untersuchung bei der sogenannten Generalstellung unterwerfen mußten, gewisse Maßverschiedenheiten hinsichtlich der Körperlänge ergaben. Die Unterschiede wurden erst aufgeklärt, als man Nachforschungen anstellte, zu welcher Tageszeit die betreffenden Leute bei der ersten Gestelung gemessen worden waren.

Hatte nämlich die Messung gleich am frühen Morgen stattgefunden und wurde bei der Generalstellung bei denselben Personen die Messung zufällig erst am Nachmittage, nachdem sie also einige Stunden auf dem Aufhebungsplatz herumgestanden hatten, vorgenommen, so war das Maß bei der zweiten Gestellung fast regelmäßig kleiner als bei der ersten. Die Erklärung für die Thatsache ist darin zu suchen, daß die zwischen den Wirbeln des Rückgrats eingelagerten Zwischenknorpel durch die Schwere des Körpers zusammengedrückt werden. Außerdem wird aus dem gleichen Grunde das Fußgewölbe abgeflacht, und beide Druckfolgen führen die Verminderung der Körperlänge herbei.

Glaubt sich der Arzt aus gewissen Anzeigen zu dem Verdacht berechtigt, es werde auf eine Täuschung abgezielt, so steht ihm ein sehr einfaches Erkennungsmittel zur Verfügung. Er läßt den Mann eine Stunde lang auf dem Rücken liegen und mißt ihn dann nochmals. War das Körpermaß absichtlich herabgesetzt, so wird durch die Lagerung sich die Zwischenknorpelsubstanz wieder ausgedehnt haben, und der waffenscheue Jüngling wird in der kurzen Pause nachweisbar gewachsen sein; hatte sich aber der Arzt mit seiner Vermuthung geirrt, so wird die Körpergröße des Verdächtigen noch dieselbe sein oder doch nur unerheblich zugenommen haben.

Auch das Gewicht des Körpers wird betrügerischer Weise zu vermindern gesucht. Bis zu welchem Grade eine künstliche Abmagerung gelingen kann, beweisen alljährlich die Jockeys durch ihre Trainirung für die Rennen. Besonders beliebt ist diese Herabsetzung des Gewichts und der Körperkräfte durch Fasten, wodurch die vielgenannte „allgemeine Schwäche" vorgetäuscht werden soll, bei den Rekruten in Galizien. Man betreibt dort das Geschäft der Bequemlichkeit halber gleich in ganzen Gesellschaften. Die Wehrpflichtigen kommen nämlich eine Woche vor der Aushebung in den Bethäusern zusammen, wo sie die Nächte hindurch mit Gottesdienst verbringen und sich gegenseitig am Schlafen hindern. Arzneien, welche den Körperzustand schwächen, Enthaltsamkeit im Trinken, heiße Bäder und längeres Schwitzen unterstützen die freiwilligen Fastenübungen, die aber trotzdem nur selten von dem gewünschten Erfolge begleitet sind.

Wie Verminderung, so wird auch Vermehrung des Gewichts erstrebt von solchen Personen, die schon zur Fettleibigkeit neigen. Das Körpergewicht des Menschen ist zuweilen so bedeutend, daß es fast das Maß des Möglichen zu überschreiten scheint. So wog der vor einigen

Jahren Deutschland durchreisende Mecklenburger Rauck 410 Pfund, der Umfang seines Oberarms betrug 58 Centimeter, der seines Oberschenkels 1 Meter 3 Centimeter, die Brust maß 1 Meter 65 Centimeter und der Leib sogar 1 Meter 90 Centimeter. Derselbe Mann besaß im Alter von zwanzig Jahren, also zur Gestellungszeit, schon ein Gewicht von 212 Pfund. Wenn nun auch ein solches Körpergewicht selbstverständlich nicht künstlich zu erzeugen ist, so können doch fettleibige Männer, die an der Grenze der erlaubten Schwere stehen, sich durch Mästung eine gar nicht geringe Pfundzahl zulegen. Haben doch schon magere Personen in einer sechswöchentlichen Mästung bis zu 25 Pfund zugenommen. Einer solchen Leibesstärke steht natürlich der Arzt machtlos gegenüber, und es kann hier wohl zuweilen möglich sein, daß der unnatürliche Dickwanst seinen Zweck erreicht und freikommt.

Dafür sieht aber bei anderen Versuchen der Mediciner den Spiegelfechtern desto schärfer auf die Finger. Und dies mitunter im wahrsten Sinne des Wortes. Denn da die Kriegstüchtigkeit des Einzelnen in erster Linie von der Handhabung der Waffen abhängt, die Waffenführung aber auf Finger und Hand beruht, so sind Verstümmelungen dieser Glieder sehr naheliegend. Eine solche ist die künstlich bewirkte Fingerverwachsung. Der Kunstgriff, welcher dabei angewandt wird, besteht darin, daß zwischen die Finger Scheuerkraut oder Schachtelhalm gelegt wird, die durch die tägliche Reibung eine Entzündung hervorrufen. Ist die Oberhaut der beiden benachbarten Finger abgescheuert worden, so wird um dieselben ein fester Verband gelegt, unter dem nun die beiden Wundflächen verwachsen. Hat die Verletzung ihren Zweck erfüllt und den Militärpflichtigen wirklich vom Dienst befreit, so sucht man die Verwachsung wieder zu trennen, was freilich sehr oft nicht gelingt, und dann für den Betroffenen als wohl-

verdiente Strafe eine lebenslängliche Schädigung zur Folge hat.

Auch die Abschnürung einzelner Finger durch Binden ist beliebt. Das Fehlen von Narben an dem Gliede, sowie ein zarteres Aussehen der Haut, als es durch bloßen Nichtgebrauch bedingt wird, machen aber den Arzt aufmerksam und lassen die Steifigkeit und den Schwund als Betrug erkennen.

Einer ähnlichen Behandlung unterwirft man auch den Arm, indem man ihn längere Zeit in Binden trägt. Bekanntlich stellt sich bei jedem Gliede, welches außer Gebrauch gesetzt wird, eine merkliche Entartung und Stärkeabnahme ein, und diesen Umstand macht sich der „Drückeberger" zu Nutze. Allein da es die Verhältnisse gewöhnlich nicht gestatten, den Arm Jahre hindurch unthätig zu lagern, so verräth nicht selten die Hand, was der Arm vortäuschen möchte. In der Regel behauptet nämlich der Simulant, um sein Gebrechen möglichst schwer hinzustellen, daß das Glied schon seit geraumer Zeit unbrauchbar sei. Betrachtet nun der Arzt daraufhin die Hand, so findet er oft am Daumenballen und an den Fingern Schwielen, den deutlichsten Beweis für angestrengte und anhaltende Arbeit, die erst seit kurzer Frist ausgesetzt sein kann.

Eine besondere Eigenthümlichkeit Galiziens ist auch die „Flügelschulter", die eine veraltete Ausrenkung des Schulterknochens und Verwachsung des Schultergelenks darstellen soll. Hervorgebracht ist das Leiden durch gewaltsame Zerrungen des Gelenks, und durch dasselbe Mittel wird es auch wieder zur Enttäuschung des angeblich Arbeitsunfähigen beseitigt. Ein starker Druck und Zug am Oberarm hebt den in der Achselhöhle fühlbaren Knochenkopf wieder in die Pfanne, und der entlarvte Betrüger kann nun voll Eifer dem Vaterlande seine Dienste weihen.

Weniger werden Gebrechen am Bein vorgeschützt, theils

weil sie eine genauere Kenntniß des Krankheitsbildes erfordern, theils weil zu ihnen eine größere Selbstbeherrschung nöthig ist. Schwerbeweglichkeit und Steifigkeit der Untergliedmaßen werden durch einen längeren Laufschritt bald ihrer wahren Natur nach erkannt und deshalb hauptsächlich nur beim Kniegelenk vorgegeben. Längeres Tragen eines höheren Stiefelabsatzes, sowie ein Dauerverband, welcher das Knie zur Beugestellung zwingt, müssen bei der künstlichen Erzeugung der Steifigkeit mithelfen. Bei der Untersuchung wird der Verdächtige auf den Leib gelegt, und der Unterschenkel, während der Oberschenkel festgehalten wird, bewegt. Die leichte Verschiebbarkeit der Haut und der Bewegungsspielraum verrathen dem Arzt den Betrüger.

Obgleich Geschwüre nur dann vom Militärdienst befreien, wenn sie veraltet und mit bestimmten Krankheitszeichen verbunden sind, so werden auch sie häufig am Unterschenkel durch Blasenpflaster, Mineralsäuren und aufgebundene rostige Kupfermünzen erzeugt. Es bedarf keiner Versicherung, daß der Blick des Fachmannes solche Vortäuschungen sofort richtig beurtheilt.

Eine große Rolle spielen bei allen Militärpflichtigen die sogenannten Krampfadern, und es kann daher nicht überraschen, wenn auch diese Blutadererweiterungen erkünstelt werden. Das Verfahren entbehrt nicht einer gewissen Originalität. Man zieht nämlich die Aderrichtungen mit Höllenstein nach und trägt an geeigneten Stellen Aderknoten auf. Der Arzt jedoch braucht nur die Knoten auf ihren Farbwechsel zu prüfen, um sich von der wahren Sachlage zu überzeugen. Drückt er nämlich bei wirklich vorhandenen Krampfadern unterhalb der knotigen Erweiterung, so wird er den Zufluß des Blutes verhindern und deshalb die Farbe des Knotens erblassen sehen, preßt er aber seinen Finger oberhalb der Gefäßerweiterung auf,

so wird in ihr das Blut gestaut, und die Färbung muß dunkler erscheinen. Bei den künstlichen Aetzungen fällt natürlich eine solche Druckwirkung fort und verräth dadurch den Simulanten.

Verkrümmungen der Wirbelsäule werden in mannigfacher Weise nachgeahmt; ungleich hohe Absätze, Schienen, Gurte und Mieder sind die Hilfsmittel, deren man sich gewöhnlich bedient. Ihr Nutzen ist aber nur ein geringer. Wird nämlich Verdacht geschöpft, so hängt man den Betrüger einfach auf — aber nur an den Schultern — und streckt ihn an den Füßen. Nach kurzer Zeit wird er nicht mehr im Stande sein, die Verkrümmung festzuhalten, sondern er wird ermüdet die eingezogene Seite ausrecken.

Noch häufiger wird zu Unterleibsbrüchen die Zuflucht genommen. Jeder fahnenscheue Wehrpflichtige, der vor der Gestellung auch nicht die geringsten Beschwerden gefühlt hat, unterläßt es vor dem Aushebungstermin nicht, die kleinste Vorwölbung in der Leistengegend durch ein Bruchband zu schützen, das er dann natürlich stets getragen zu haben vorgibt. Der Mangel an Druckspuren, seine Ungeschicklichkeit bei der Anlegung des Bruchbandes widerlegen von vornherein seine Aussagen, auch wenn er nicht, wie es vorgekommen ist, bei der Aufforderung, dasselbe vorzuzeigen, ein Bruchband zu Tage fördert, welches nur für die gesunde Seite paßt.

Nicht selten werden auch Krampfanfälle vorgespiegelt. Es ist hier vorerst die Fallsucht, die, weil sie in den breiten Schichten des Volkes bekannt ist und ihre Nachahmung keine besonderen Vorbereitungen benöthigt, mit Vorliebe erheuchelt wird. Beabsichtigt der Krankheitsheuchler einen Krampfanfall auf dem Aufhebungsplatze, so hat er sich wohl mit einem Stück Seife oder Veilchenwurzel ausgerüstet, welches er im Munde verborgen hält, um künstlich blutigen Schaum zu erzeugen. Auch hier

aber verräth er sich dem kundigen Arzte meist auf der Stelle; nur Wenige sind so geschickt, um einige Tage lang die Entdeckung verzögern zu können; entlarvt aber werden sie schließlich Alle.

Wie der Verbrecher, um dem Gefängnißleben zu entrinnen, zuweilen Geisteskrankheit heuchelt, den „wilden Mann" macht, so greift auch der Militärpflichtige zu dieser Vorspiegelung, die sehr schwer durchzuführen und wohl niemals von Erfolg gekrönt ist. Nicht nur, daß ein plötzlicher Wahnsinnsanfall bei der Gestellung ohne alle Vorboten in der Vergangenheit sofort Verdacht erregen muß, so sind auch die Einzelerscheinungen der verschiedenen Geisteskrankheiten so schwierig darzustellen, daß ein ganz besonders großes und geübtes Schauspielertalent dazu gehört, um nicht schnell dabei zu scheitern. Manche dieser Heuchler sind so naiv, sich selbst als geisteskrank zu bezeichnen.

Zu einer ganzen Reihe von Vortäuschungen müssen die Augen herhalten. Die Untersuchungen der Augen bringt mitunter auch Humor in das Aushebungsgeschäft, hier ist der Kampfplatz, wo der Arzt durch natürlichen Scharfsinn und Benutzung fein durchdachter Methoden dem Betruge am energischesten entgegenzutreten vermag.

Ist da z. B. ein junger Bursch, der sich nach dem Grundsatze „Viel hilft viel!" unter einer Menge anderer kleiner Leiden auch Kurzsichtigkeit zugelegt hat und nun vom Arzte Brillengläser bekommt, durch die er als Sehprobe nach den bekannten Snellen'schen Buchstaben sehen soll. Durch das erste Glas kann er natürlich gar nichts sehen, durch das zweite, dritte und vierte etwas besser und nur durch das letzte — denn er setzt voraus, daß er nun eine sehr hohe Nummer erhalten hat, erkennt er die Zeichen. Zur Beruhigung über seine Augenschwäche theilt ihm dann der Arzt mit, daß er stets durch dasselbe Glas geblickt hat.

Bei wirklich vorhandener Schwachsichtigkeit, die aber übertrieben wird, benutzt man weiße Scheiben, welche man bei einer bestimmten Beleuchtung hinter einem Schirm hervortreten läßt. Man nimmt die Probe in einer Entfernung von der Untersuchungsperson vor, in der sie die Scheibe nur eben noch wahrzunehmen behauptet, und trägt ihr auf, bei dem jedesmaligen Erscheinen der Scheibe ein Zeichen zu geben. Hat der Arzt nun verschiedentliche Scheiben von einem gewissen Umfang vorüberschweben lassen, so nimmt er plötzlich ein kleineres Scheibenblatt, und wenn der Wehrpflichtige ebenfalls das Zeichen macht, so hat er sich selbst überführt.

Ein anderes erheucheltes Leiden ist das Doppelsehen. Zur Feststellung desselben gebraucht man das als Kinderspielzeug beliebte Stereoskop, in welches man Halbbilder mit gleichem Buchstabendruck schiebt. Verwischt sich die Schrift nicht, was natürlich beim Doppelsehen der Fall sein müßte, sondern kann der Gestellungspflichtige die Schrift lesen, so ist er ein Heuchler, dessen Vortäuschung man noch offenbarer machen kann, wenn man ihn abwechselnd das eine und das andere Auge schließen läßt. Der Bursche wird gewöhnlich erklären, auch mit einem Auge doppelsichtig zu sein, da er der Meinung ist, daß ein jedes Auge für sich Doppelbilder erblicken muß, um krank zu sein, und dieser Irrthum wird dem Arzt seine falsche Vorspiegelung aufdecken.

Durch die Anwendung des Atropins wird zuweilen die Erweiterung der Pupillen herbeigeführt, um krankhafte Zustände der Sehkraft desto leichter glaublich zu machen. Hiergegen ist dem Arzt in dem Kalabarpapier ein sehr bequemes Mittel in die Hand gegeben. Tritt nach einer Behandlung mit demselben innerhalb einer halben Stunde eine Verengerung nicht ein, so darf der Verdacht auf künstliche Erweiterung als nahezu gerechtfertigt gelten.

Einseitige Blindheit erfreut sich unter den Militärpflichtigen einer gewissen Bevorzugung. Ein sehr wenig mit seiner Rolle vertrauter Simulant wird vielleicht schon bei einem Fingerdruck auf das angeblich kranke Auge auf Befragen des Arztes aussagen, Druckfiguren zu sehen, in der Voraussetzung, daß sie Krankheitsmerkmale sind, während sie im Gegentheil die Empfindsamkeit der Sehnerven bekunden; bei einer erfahreneren Person werden dagegen sicherere Wege zur Entlarvung einzuschlagen sein. Bei einem sehr einfachen Verfahren läßt der Arzt das gesunde Auge verbinden und befiehlt nun dem Manne, seinen eigenen vorgehaltenen Finger der einen Hand mit einem der anderen zu berühren. Der Betrüger wird nun in dem Glauben, dadurch die Sehkraft des unverbundenen, und, wie er behauptet, blinden Auges zu verrathen, die Berührung nicht ausführen, sondern mit dem Finger vorbeifahren; der wirklich Blinde aber wird der Aufforderung des Arztes sofort nachkommen, denn wie man sich leicht durch Schließen beider Augen überzeugen kann, bedarf man für diese Bewegung des Augenlichtes gar nicht.

Gewöhnlich ist der einseitig Blinde auf dem für blind erklärten Auge nur schwachsichtig, und er benutzt daher die willkommene Gelegenheit, um sein Uebel nach Kräften zu vergrößern. Es wird sich deshalb für den Untersuchenden darum handeln, in dem Simulanten die Vorstellung zu erwecken, er sehe einen vorgehaltenen Gegenstand mit dem gesunden Auge, während er ihn in der That mit dem vorgeblich blinden erblickt. Folgender Versuch überlistet nicht selten den Prüfling. Der Arzt läßt beide Augen geradeaus richten und führt nun von der Seite des gesunden Auges dicht vor demselben eine Kerzenflamme allmälig nach dem blinden Organ, indem er fortwährend fragt, ob der Untersuchte das Licht noch sieht. Sobald

die Flamme durch den Nasenrücken dem gesunden Auge verdeckt wird, darf der Gestellungspflichtige die Frage nicht mehr bejahen, wenn sein Leiden in Wirklichkeit besteht. Wegen der täglichen Gewohnheit aber, mit beiden Augen zu sehen, wird er sich gewöhnlich des Standpunktes der Flamme nicht bewußt werden und durch seine eigene Angabe die Täuschung enthüllen.

Zu einer sehr sinnreichen Methode hat man nochmals das Stereoskop benutzt. Man bringt nämlich in dasselbe zwei Schriftproben von gleichem Druck, aber verschiedenem Inhalt und läßt nun den angehenden Vaterlandsvertheidiger lesen. Der einseitig Blinde vermag natürlich leicht die Hälfte der Vorlage zu entziffern, die er mit dem gesunden Auge sieht, bei dem Simulanten dagegen, welcher ja mit jedem einzelnen Auge eine andere Vorschrift erblickt, werden sich die Buchstaben zu einem solchen Gewirr zusammenballen, daß eine Enträthselung der Zeichen unmöglich ist.

Auch das Ohr muß zu Täuschungen dienen. Bei angeblicher einseitiger Schwerhörigkeit oder Taubheit wendet der Arzt ein trompetenförmiges Hörrohr an, welches er in das anscheinend taube Ohr einschiebt, während er das gesunde Ohr unverstopft läßt. Er spricht nun in den Trichter des Hörrohrs zwar mit gedämpfter, aber im Zimmer vernehmbarer Stimme. Die Folge davon ist, daß der Simulant, da er von der Annahme ausgeht, daß das kranke Organ geprüft wurde, vorgibt, überhaupt nichts gehört zu haben. Der Betrug wird hierdurch sofort offenbar, denn er hätte die geflüsterten Worte immerhin mit dem gesunden Ohr vernehmen müssen. Ebenso beweisend ist ein zweiter Versuch, bei dem der Arzt durch eine Papierrolle zuerst in das gesunde Ohr spricht und gleichzeitig von dem einseitig Tauben seine Worte wiederholen läßt. Nun spricht zugleich ein anderer Arzt eben-

falls durch eine Rolle in das angeblich kranke Ohr Sätze anderen Inhalts. Der wirklich Kranke kann selbstverständlich völlig unbehindert die Mittheilungen nachsprechen, welche er durch das gesunde Ohr hört, bei dem Betrüger verwirren sich aber die Sinneseindrücke wegen ihrer beiderseitigen Verschiedenheit bald so, daß er in Kurzem von einer Wiederholung abstehen muß.

Bei der doppelseitigen Taubheit ist das einfachste Verfahren für die Entlarvung, daß der Untersuchende dem Prüfling aufträgt, jedes Geräusch, welches er hinter seinem Rücken bemerkt, mitzutheilen. Nachdem der Arzt einige Worte gesprochen hat, die der Militärpflichtige gehört zu haben leugnen wird, stößt er dicht hinter dem Simulanten kräftig einen Stuhl auf die Erde. Während der wahrhaft Taube diesen Vorgang durch das Gefühl wahrnehmen wird, wird der Heuchler jede Einwirkung verneinen, obgleich er, falls er wirklich taub wäre, die Erschütterung des Bodens gefühlt haben müßte.

Nicht so häufig wird Stimmlosigkeit vorgetäuscht. Der Arzt läßt hierbei den Wehrpflichtigen nur husten, ein Geheiß, dem sofort nachgekommen wird, da der Zusammenhang mit dem vorgeschützten Fehler dem Laien nicht klar ist. Fällt der Husten klangvoll aus, so ist der Betrüger überführt, da zu einem jeden Ton der regelmäßige Gebrauch der Stimmbänder vorausgesetzt werden muß. Zuweilen ergeht auch an den Simulanten die Aufforderung, zu pfeifen, und er behauptet dann spaßhafter Weise, dazu unfähig zu sein. Denn da er sich scheut, überhaupt einen Laut von sich zu geben, so glaubt er sich durch Pfeifen zu verrathen, wobei er freilich nicht bedenkt, daß er hierfür gar nicht der Stimmbänder, sondern nur der Lippen benöthigt.

Zur Erzeugung künstlicher Hautkrankheiten verfügt der Simulant über einen förmlichen Arzneischatz. Brech-

weinstein, Meerrettig, Senf, Blasenpflaster, Seidelbast, Kalilauge müssen durch Einreibung einen Hitzbläschenausschlag hervorbringen; durch Aetzen des Zahnfleisches mit Kochsalz oder Säuren, durch Färben oder Aufsetzen unblutiger Schröpfköpfe auf die Gliedmaßen wird Skorbut vorgetäuscht, aber diese Täuscherkünste sind von keinem Nutzen, da das geübte Auge des Fachmannes sofort die Unrichtigkeit des Krankheitbildes entdeckt.

In gewissen Gebirgsgegenden, wo der Kropf heimisch ist, bemüht man sich, auch dieses Uebel nachzuahmen, indem man durch Einspritzen reizender Stoffe eine Entzündung der Schilddrüse bewirkt, oder auch Luft unter die Haut bläst. Mit der künstlichen Schilddrüsenentzündung pflegt eine Vergrößerung der Halslymphdrüsen verbunden zu sein, welche den Arzt auf die Täuschung aufmerksam macht, und die Lufteinblasung verräth sich ihm durch das Knistern, wenn er mit dem Finger auf die Geschwulst drückt.

Zur Unterstützung verschiedener Krankheiten erscheint den Militärpflichtigen auch Bluthusten und Bluterbrechen von Nutzen. Ersteres wird durch künstliche Röthung des Speichels hervorgebracht, indem rothe Thonerde, Stecknadeln und sogar Blutegel in der Mundhöhle getragen werden, letzteres wird durch Mischung von Karmin oder rothen Rüben zu Speisen und Getränken oder die Aufnahme größerer Mengen von Thierblut in den Magen erzeugt. Eine kurze mikroskopische Untersuchung des angeblichen Blutes führt zur Entlarvung des Betrügers.

Mit der immer mehr fortschreitenden Volksbildung, mit der wachsenden Erkenntniß der Pflichten des Einzelnen gegen die Gesammtheit und den Staat, werden solche Spiegelfechtereien betrügerischer Menschen allmälig abnehmen und verschwinden. Und dies um so eher, je zahlreicher die Waffen sind, mit denen die Wissenschaft gegen

die Täuscherkünste anzukämpfen vermag. Ihre hier angeführten Methoden bilden nur eine geringe Auswahl, die sich leicht und schnell anwenden läßt; verharrt der Krankheitsheuchler bei seinen falschen Behauptungen, dann steht dem Arzt außer einer längeren Beobachtung im Lazareth noch der ganze Apparat seiner wissenschaftlichen Instrumente zu Gebote für eine eingehende Prüfung, die zweifellos zu einer richtigen Erkennung der Sachlage führt.

Die Entwickelung des Versicherungswesens.

Ein volkswirthschaftliches Kapitel.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

Eine höchst bedeutende Rolle im Leben der modernen Völker spielt das Versicherungswesen. Viele tausend Millionen Mark sind bei den Versicherungsgesellschaften festgelegt, Milliarden werden jährlich von ihnen eingenommen und verausgabt, und ihre Wichtigkeit ist eine ungeheuere, wenn dies auch dem Laien nicht so ohne Weiteres in die Augen springt. Es fehlt überhaupt leider innerhalb des großen Publikums noch an gehöriger Kenntniß, um nicht zu sagen an Verständniß des Nutzens der Versicherung, und die nachfolgende Betrachtung wird daher für die meisten der Leser Neues und Belehrendes bringen.

Durch die Versicherung sollen Gefahren, welche in wirthschaftlicher, geschäftlicher und gesellschaftlicher Beziehung den Menschen bedrohen, abgewendet werden, in-

dem für entstandene Beschädigungen Vergütungen geleistet werden, auf die man sich ein Anrecht durch jahrelange Zahlung von sogenannten „Prämien" verschafft hat. Wenn man aber glaubt, daß der Versuch, auf solche Weise die Gefahren plötzlicher Unglücksfälle abzuschwächen oder aufzuheben, eine Erfindung der Neuzeit sei, irrt man sich, denn schon im 14. Jahrhundert gab es Versicherungen, und zwar ist die älteste dieser Einrichtungen die Seeversicherung, d. h. die Versicherung von Schiffen und Ladung, welche die Rheder mit gewissen Unternehmern eingingen, um sich gegen den Schaden zu schützen, der durch den Verlust der Schiffe entstand.

Die Entdeckung Amerika's verursachte einen außerordentlichen Aufschwung des Welthandels und der Schifffahrt, die Portugiesen und Spanier standen damals an der Spitze der Handel und Schifffahrt treibenden Nationen, und so finden wir in Barcelona schon im Jahre 1458 Seeversicherungen auf Casco, d. h. gegen Verlust von Schiffen und Ladung durch Stürme. Im Jahre 1523 gibt es auch schon in Italien, und zwar in Florenz, eine sogenannte Seeassekurranz, und eine Verordnung über den Betrieb dieser Versicherungen erließ Kaiser Karl V. um das Jahr 1550 von Burgos aus.

Die Holländer errichteten im Jahre 1593 einen eigenen Assekurranzhof, welcher bei Streitigkeiten über Seeversicherungen entschied, und wenige Jahre später, nämlich im Jahre 1601, erließ Elisabeth, Königin von England, ein Statut über Seeversicherungen, welches beweist, daß auch dort der Werth der Seeversicherungen erkannt worden war.

Nach Deutschland kam die Seeversicherung erst im Jahre 1731; dann gewann sie aber auch außerordentlich schnell Boden und fand Nachahmung in Frankreich, Rußland und Griechenland. Heute besitzt jeder Kulturstaat eine große Anzahl von Versicherungsgesellschaften, welche auf dem

Gebiete der Seeassekuranz arbeiten, Deutschland allein hat gegen hundert solcher Gesellschaften, deren Sitz naturgemäß in den großen Seehandelsstädten, in Hamburg, Bremen, Lübeck, Stettin und Danzig ist.

Man trieb aber schon vor Jahrhunderten nicht nur Schiffahrt auf der See, sondern auch auf Flüssen; außerordentlich groß war auch der Frachtverkehr auf den Landstraßen, die damals ziemlich unsicher waren, und so entwickelte sich neben der Seeversicherung eine Transportversicherung, welche besonders in Italien schon im 14. Jahrhundert vollständig ausgebildet war. Auch Deutschland hat frühzeitig begonnen, Landtransporte zu versichern, und es bildeten sich schon im Mittelalter in den Kaufmannsgilden Vereinigungen, welche einander Schadenersatz leisteten, wenn bei der damaligen Gefahr und Unsicherheit der Landstraßen einem Kaufmann ein Transport durch Feuer oder räuberischen Ueberfall verloren ging.

Die Einführung der Eisenbahnen hob in der Mitte dieses Jahrhunderts die Transportversicherung zu einer bisher unbekannten Höhe. Heute arbeiten in Deutschland allein 14 große Transportversicherungen, welche ungefähr 2000 Millionen Mark Kapital beständig versichert halten und die Garantie dafür übernehmen, daß mit der Eisenbahn versendete Güter nicht nur rechtzeitig, sondern auch in gutem Zustande ankommen. Wird die Lieferung verspätet, geht die Ladung verloren oder wird sie unterwegs beschädigt, so leisten diese Gesellschaften dem Absender vollen Ersatz. Ebenso übernehmen sie die Versicherung gegen den Verlust von Geld und Werthsendungen durch die Post und die Eisenbahn.

Eine ebenfalls sehr alte Art der Versicherung ist die gegen Feuerschaden. Gerade diese Feuerversicherung hat eine außerordentlich große Bedeutung, weil durch Brand all-

jährlich so viel Werthe vernichtet werden, daß viele Besitzer vollständig verarmen und um ihre Existenz kommen würden, wenn ihnen nicht die Versicherungsgesellschaften den entstandenen Schaden ersetzten. Um welche Verluste es sich handelt, geht daraus hervor, daß z. B. allein im Königreich Preußen jährlich für ungefähr 60 Millionen Mark Brandschäden an Gebäulichkeiten und Mobilien entstehen. Die eigenthümliche Bauart der früheren Jahrhunderte, welche es liebte, die Häuser dicht nebeneinander zu stellen und die Straßen eng, winkelig und krumm anzulegen, die Gewohnheit, die Häuser aus Holz herzustellen, der Mangel an sicheren Rauchfängen und Schornsteinen, deren Einführung kaum zweihundert Jahre alt ist, verursachten ehemals Brände von einer Schrecklichkeit und einer Ausdehnung, wie wir sie heute nur noch in Asien finden, wo ebenfalls ganze Städte aus Holz erbaut sind, und durch eine einzige Feuersbrunst manchmal Tausende von Menschen obdachlos werden und ihre gesammte Habe verlieren. Durch die Schrecknisse des dreißigjährigen Krieges, vor Allem durch die Brandstiftungen, die von plündernden und raubenden Soldatenhorden verübt wurden, war so viel Unglück über Deutschland und die Nachbarländer gekommen, daß man sich bald nach Beendigung jenes fürchterlichen Krieges entschloß, zu gemeinsamer Hilfe gegen Brandschäden zusammenzutreten und Hilfsvereine zu gründen, welche bei Brandunglück den Beschädigten wenigstens einen theilweisen Ersatz dadurch schafften, daß jedes Mitglied des Vereins eine kleine Summe zahlte. Im Jahre 1681 findet man in England sogar die Versuche, eine Landbrandkasse zu errichten, und auch in Frankreich machte man einige Jahre später Versuche, eine Versicherung sämmtlicher Gebäude über das ganze Land auszudehnen.

Die deutschen Regierungen schenkten diesen Bestrebungen große Aufmerksamkeit; man sah behördlicherseits, wenn

auch nicht im Publikum, den Nutzen der Feuerversicherung bald ein und führte überall Zwangsversicherungen ein, welche zum Theil heute noch in Deutschland bestehen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen ist jeder Besitzer eines Hauses in der Stadt oder auf dem Lande verpflichtet, einer städtischen oder Kreisfeuerkasse beizutreten. Diese Feuerkassen beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit, und deshalb sind die Beiträge, welche die einzelnen Mitglieder oder Versicherten zu zahlen haben, verschieden, je nachdem es in dem betreffenden Geschäftsjahre mehr oder weniger Schadenfeuer gegeben hat.

Neben dieser gesetzlichen Zwangsversicherung aber faßte die Privatversicherung Boden. Die erste Privatgesellschaft vom Jahre 1710 war eine englische, welche auch die Möbel, die in den Häusern befindlich waren, in ihren Bereich zog, und da mit der wachsenden Sicherheit in der Bauart der Häuser, in der Anlage der Straßen und Plätze die Prämien, die man von den Versicherten nahm, verringert werden konnten, stieg die Feuerversicherung zu einer außerordentlichen Höhe. England und Deutschland können sich rühmen, die größten und besten Feuerversicherungsgesellschaften zu haben, welche nicht nur im Inlande, sondern auch im Auslande arbeiten. Kein Land der Erde aber entbehrt heutzutage mehr die staatlichen und privaten Feuerversicherungsgesellschaften, welche zum Theil auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhen, zum Theil Aktiengesellschaften sind.

In Deutschland gab es im Jahre 1889 39 Privat-Feuerversicherungsgesellschaften, darunter 10 auf Gegenseitigkeit, 29 auf Aktien. Bei diesen 39 Gesellschaften waren für 48,000 Millionen Mark Werthe versichert; nimmt man die staatlichen und Zwangsversicherungsgesellschaften noch hinzu, so kann man annehmen, daß in Deutschland im Jahre 1889 80,000 Millionen Mark

Feuerversicherungswerthe vorhanden waren. Die erwähnten Privatgesellschaften erzielten in diesem Jahre einen Ueberschuß von 21 Millionen Mark; sie besaßen zusammen einen Garantiefonds, d. h. eine Reserve für Nothfälle, von mehr als 130 Millionen Mark und nahmen an Prämien und Policegebühren mehr als 100 Millionen Mark ein. Schon diese Zahlen genügen, um auf die Großartigkeit des Versicherungsgeschäftes hinzuweisen, diese Zahlen beweisen den ungeheueren Werth, den die Feuerversicherung hat; ähnliche Summen hat nur noch die Lebensversicherung aufzuweisen, welche erst später als die erwähnten Versicherungsarten auftrat und noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat.

Einen Vorläufer hatte die Lebensversicherung in den sogenannten Sterbekassen, die man schon bei den Innungen und Zünften des Mittelalters findet; ja, es wollen Forscher nachgewiesen haben, daß schon bei den Römern diese Sterbekassen bestanden, in welche man sich durch regelmäßige Beiträge einkaufen konnte, und welche beim Tode des Versicherten bestimmte Summen an die Hinterbliebenen auszahlten. Das 17. Jahrhundert brachte zuerst in England und Frankreich die geschäftsmäßige Versicherung auf den Todesfall, und zwar in der Gestalt von Tontinen. Diese Tontinen führen ihren Namen nach dem Italiener Tonti, der sie aufbrachte; sie waren eigentlich nichts Anderes als Gesellschaften zu gegenseitiger Beerbung. Es traten in den Tontinen eine bestimmte Anzahl von Leuten zusammen, in deren Kasse jeder Theilnehmer eine einmalige größere Zahlung leistete. Das durch diese Zahlungen erhaltene Geld legte man zinstragend an und stellte fest, daß nach einer bestimmten Reihe von Jahren an die Ueberlebenden nicht nur das gezahlte Geld, sondern auch die aufgesammelten Zinsen ausgezahlt werden sollten. Wer vor der Zeit starb, verlor sein Anrecht und wurde von

den Gesellschaftern beerbt; die Wenigen, die nach Ablauf übrig blieben, erhielten dann eine nicht unbedeutende Summe, da sie die verstorbenen Mitglieder beerbten und gleichzeitig ihnen die aufgelaufenen Zinsen des Kapitals zugute kamen.

Als die Feuerversicherung im Anfange des 17. Jahrhunderts aufkam und bald einen großen Aufschwung nahm, regte sich bei den unternehmenden Engländern auch die Lust, Lebensversicherungen auf ähnlicher Grundlage zu errichten. Es fehlte nur an Material für die Statistik, die man dringend zur Berechnung der Prämien braucht. Die Statistik ist ja eine der jüngsten Wissenschaften, und gerade über die Anzahl der Todesfälle, mit der man bei einer bestimmten Anzahl von Menschen rechnen muß, konnte nichts herausgefunden werden, weil man in früheren Jahrhunderten Aufzeichnungen über die Anzahl der Sterbefälle unterlassen hatte. Die ersten Gesellschaften, die sich in England für die Lebensversicherung bildeten, gingen daher wieder ein, weil sie zu niedrige Beiträge nahmen und dabei nicht bestehen konnten, oder weil sie zu hohe Beiträge forderten und infolge dessen beim Publikum keinen Anklang fanden. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts besaß England 10 Gesellschaften, und die Kriegszeiten im Anfang dieses Jahrhunderts unterdrückten das Geschäft, so daß an einen Aufschwung erst zu denken war, als die ruhigen Zeiten kamen. Heute besitzt England gegen 100 Lebensversicherungsgesellschaften, welche jährlich gegen 440 Millionen Mark einnehmen und eine Reserve von 3000 Millionen haben.

In Deutschland gab es im 16. Jahrhundert Sterbe- und Wittwenkassen. Die Tontinen fanden hier nach französischem und englischem Muster großen Beifall, aber erst im Jahre 1806 wurde in Hamburg die erste Lebensversicherung auf Aktien gegründet, die jedoch bald wieder

durch die schlimmen Kriegszeiten einging. Der Aufschwung der Lebensversicherungsgesellschaften in Deutschland datirt seit dem Jahre 1827, als der Kaufmann und spätere Finanzrath Ernst Wilhelm Arnoldi die „Lebensversicherungsbank für Deutschland" in Gotha auf Gegenseitigkeit gründete. Wenige Monate später errichtete man in Lübeck die heute noch bestehende Lebensversicherungsgesellschaft auf Aktien, und nachdem es den beiden Gesellschaften gelungen war, sich das Vertrauen des Publikums zu erwerben, folgten bald andere Gesellschaften nach, von denen zwar ein großer Theil wieder einging, der weitaus größte Theil aber sich hielt und in der Lage war, seinen Wirkungskreis fortwährend zu vergrößern. Heute hat Deutschland 18 Lebensversicherunsanstalten auf Gegenseitigkeit und 20 Aktiengesellschaften. Die Summe aller Versicherungen auf Todes- und Lebensfall beträgt bei diesen Gesellschaften mehr als 3050 Millionen Mark, die jährlichen Einnahmen betragen gegen 140, die Ausgaben gegen 120 Millionen, und das gesammte Vermögen aller Gesellschaften ungefähr 1000 Millionen Mark.

Es ist bedauerlich, daß trotz dieses koloffalen Aufschwunges die Lebensversicherung in Deutschland noch nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie verdient. Auf 100,000 Einwohner kommen jetzt erst 1600 Versicherte, d. h. also auf hundert Einwohner noch nicht zwei, während es doch eigentlich naturgemäß wäre, daß Jedermann, der eine Familie gründet und nicht in der Lage ist, ihr ein Vermögen zu hinterlassen, sich bei einer Lebensversicherung betheiligte, um seine Angehörigen bei einem plötzlichen Todesfall vor Noth und Elend zu schützen. Es mag sein, daß die Versicherungsgesellschaften bei der Annahme Versicherter zu streng vorgehen, daß man zu viel Leute, die sich gern versichern lassen wollten, ablehnt, weil man ihrer Gesundheit nicht traut oder weil sie aus Familien stammen, in

denen Krankheiten wie Schwindsucht u. s. w. erblich sind, es fehlt aber doch auch dem weitaus größten Theile der deutschen Familienväter das Verständniß für die Wichtigkeit der Lebensversicherung, und trotzdem außer den angeführten deutschen Gesellschaften noch zahlreiche englische, amerikanische, österreichisch-ungarische und schweizerische Gesellschaften in Deutschland in der Lebensversicherungsbranche arbeiten, könnte die Zahl der Versicherten noch verzehnfacht werden.

Mit den Lebensversicherungen verbunden ist die Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit durch Krankheiten, die Militärdienstversicherung, dann die Unfallversicherung, welche gegen die Gefahren der Reise, des Kriegs- und Seedienstes versichert. Bei Todesfällen, die durch Verunglückung entstehen, wird die versicherte Summe voll ausgezahlt; bei Verwundungen, die dauernde Erwerbsunfähigkeit oder Erwerbsstörung herbeiführen, werden jährliche Renten dem Versicherten bewilligt, und endlich wird für die Zeit, in welcher der durch ein Unglück Verletzte krank ist, diesem eine bestimmte Summe zur Verfügung gestellt, die in der Versicherung vorher verabredet wurde. Diese Unfallversicherung ist bekanntlich für alle Arbeiter durch Reichsgesetz zwangsweise eingeführt worden, und man erwartet segensreiche Folgen davon, die sich natürlich erst nach Ablauf einer gewissen Frist zeigen können.

Von außerordentlicher Bedeutung für die Landwirthschaft ist die Hagelversicherung, welche Schadenersatz leistet, wenn einem versicherten Landwirthe Getreide, Wein, Hopfen, Tabak, Obst- und Baumschulen, Gärtnereien, Dächer und Fensterscheiben durch Hagelschlag beschädigt werden. Man findet schon im 16. und 17. Jahrhundert in England Versuche zur Einführung einer Hagelversicherung, dieselbe gewann aber nur sehr schwer Boden,

da man es damals für gottlos hielt, sich gegen Naturereignisse, welche stets als eine Strafe des Himmels betrachtet wurden, aufzulehnen, und weil man endlich nicht genügend statistisches Material über die Häufigkeit der Hagelschläge in den verschiedenen Gegenden besaß. Heute weiß man, daß es Gegenden gibt, die sehr häufig von Hagelschlägen heimgesucht werden, während in anderen Gegenden ganze Menschenalter hindurch kein Hagel fällt, und erst nachdem man genügend Material in dieser Beziehung zusammengebracht hatte, konnte man die Prämien richtig festsetzen und Hagelversicherungen auf Gegenseitigkeit und auf Aktien gründen. Die erste auf Gegenseitigkeit begründete Anstalt wurde im Jahre 1797 in Neubrandenburg begründet, in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren entstanden in ganz Deutschland zahlreiche Hagelversicherungsanstalten, die durch das hagelreiche Jahr 1853 meist schwer geschädigt wurden; auch das Jahr 1857 brachte so bedeutende Hagelschläge, daß ein Theil der Versicherungsgesellschaften daran zu Grunde ging. Heute verfügt Deutschland über 5 Aktien- und 12 Gegenseitigkeitsgesellschaften für Hagelversicherung, welche jährlich 15 bis 20 Millionen Mark Schadenersatz zahlen. Auch die Hagelversicherung wird nicht soviel von unseren Landwirthen benutzt, wie dies bei ihrer Bedeutung eigentlich nothwendig wäre, und alljährlich hört man immer wieder von Unglück, das durch Hagelschlag besonders über kleine Bauerngutsbesitzer kam, die nicht versichert hatten.

Aehnlichen Nutzen wie die Hagelversicherung bringt für unsere Landwirthschaft die Viehversicherung, welche Pferde, Esel, Maulthiere, Rindvieh, Schafe, Ziegen und Schweine insofern versichert, als sie dem Besitzer des Viehes allen Schaden vergütet, der durch Verunglücken des Viehes, also durch Sturz, Beinbruch, Biß toller Hunde oder durch Seuchen und Krankheiten entsteht. Die Viehversicherungs-

gesellschaften auf Aktien und auf Gegenseitigkeit gingen aus örtlichen Vereinen hervor, die man schon seit Jahrhunderten in denjenigen Gegenden errichtete, die besonders stark Viehzucht treiben. Man hatte „Kuhladen" oder Kuhgilden in Süd-, Mittel- und Norddeutschland, um Schaden zu ersetzen, der den an den Kassen theilnehmenden Viehbesitzern durch Seuchen oder Unglück an ihrem Vieh entstand. Diese örtlichen Viehversicherungsgesellschaften kommen aber bei großen Seuchen, wie z. B. Rinderpest, Milzbrand, Lungenseuche, Rotzkrankheit, gewöhnlich in Verlegenheit, weil dann alle Theilhaber schwere Verluste erleiden, und die vorhandenen Gelder nicht auslangen, um den entstandenen Schaden zu ersetzen. Seit Anfang der fünfziger Jahre erst sah man ein, daß diejenigen Gesellschaften am sichersten seien, die nicht in einer einzigen Gegend Deutschlands die Versicherungen annehmen, sondern die ihr Versicherungsgebiet möglichst über das ganze Reich erstrecken und so geringere Gefahr laufen und infolge dessen geringere Versicherungsprämien nehmen können. Heute bestehen lediglich auf Gegenseitigkeit 12 Versicherungsgesellschaften in Deutschland, bei denen Vieh im Werthe von ungefähr 50 Millionen versichert ist, und die jährlich gegen 1½ Millionen Mark Schadenersatz leisten. Wie in Deutschland, gibt es in allen Kulturstaaten solche Viehversicherungen, welche meist jetzt noch als Nebenbeschäftigung die Trichinenversicherung betreiben und den Besitzern von solchen Schweinen, welche nach dem Schlachten als trichinös befunden werden, den Werth dieser Thiere, die vernichtet werden müssen, ersetzen.

Ein Produkt der Neuzeit ist die Glasversicherung, welche Glas gegen Hagelschlag und sonstige Zertrümmerung versichert, und meist große Schaufensterscheiben, von denen jede einzelne mehrere hundert Mark kostet, zur Versicherung annimmt, bei der man aber auch Spiegel-, Tafel- und

Fensterglas versichern kann, um, wenn es nicht durch eigenes Verschulden zerschlagen wird, vollen Ersatz zu erhalten. Diese Glasversicherung ging von England aus, fand schon in den fünfziger Jahren Aufnahme in Frankreich, in den sechziger Jahren in Oesterreich-Ungarn und in den siebziger Jahren in Deutschland. Wir besitzen im Deutschen Reiche jetzt 7 Glasversicherungsgesellschaften, welche ungefähr ein Gesammtrisiko von 20 Millionen Mark haben.

Die Hypotheken- und Kautionsversicherung und die sogenannte Kreditversicherung ist ebenfalls eine englische Erfindung, die Nachahmung in Deutschland gefunden hat, und die sich über alle Kulturländer verbreitete. Man leistet den bei ihr Versicherten Schadenersatz, wenn Hypotheken durch Subhastation ausfallen, wenn Hypothekenzinsen nicht rechtzeitig eingehen, oder wenn Leute in Vertrauensstellungen, Kassirer, Buchhalter u. s. w., Unterschlagungen begehen und den Versicherten dadurch schädigen. Auch diese Art der Versicherung ist noch des Ausbaues und der Vergrößerung fähig. Man scheint für die Festsetzung der Prämien und die ganze Technik des Geschäfts noch nicht die richtige Grundlage gefunden zu haben. Eine große Anzahl von Gesellschaften, die sich mit dieser Art der Kreditversicherung befaßten, ist wieder eingegangen; das beste Geschäft machen bis jetzt die englischen Gesellschaften und eine einzige deutsche Hypothekenversicherungsgesellschaft.

Das große Risiko, das die Gesellschaften, insbesondere die Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften, beständig haben, veranlaßte die Begründung von Rückversicherungsgesellschaften, bei denen sich wiederum die Gesellschaften gegen Schäden versichern können, die ihnen durch größere Feuersbrünste oder andere Unfälle insofern entstehen, als sie eine kolossale Schadenersatzsumme auf ein-

mal auszuzahlen hätten. Bald genügten diese Rückversicherungsgesellschaften nicht mehr, und man unternahm es zuerst in Deutschland, Rückversicherungen der Gesellschaften untereinander herzustellen. Heute bilden z. B. sämmtliche Feuerversicherungsgesellschaften Deutschlands einen Verband. Jede Gesellschaft legt für die Rückversicherung eine bestimmte Summe bei Seite, die durch jährlichen Zuschuß vermehrt wird, und aus diesem Fonds muß, wenn eine Gesellschaft ganz besonders und über ein bestimmtes Maß hinaus zur Zahlung von Schadenersatz verpflichtet ist, ihr von den anderen Gesellschaften Beihilfe geleistet werden.

Die neueste Art der Versicherung ist wohl die gegen Wasserleitungsschäden, welche dem Wirth und dem Miether für allen Schaden aufkommt, der durch unvorhergesehenes Ausströmen von Wasser aus den Wasserleitungsröhren entsteht.

Kuriose Versicherungen hat es zu allen Zeiten gegeben. Man hatte ehemals Versicherungen gegen Gefangennahme, sogenannte Lösegeldsversicherungen, die vielleicht jetzt wieder bei Leuten, die den Orient bereisen wollen, angebracht sein würden. Man hatte Versicherungen gegen Lotterieverluste, gegen Sturmschaden, in Amerika gab es Gesellschaften, bei denen man vor Aufhebung der Sklaverei die Neger versichern konnte, wie man heute bei den Viehversicherungsgesellschaften die Hausthiere versichert.

Denkt man daran, wie viel Tausende von Millionen an Werthen allein in Deutschland versichert sind, denkt man an die vielen Millionen, die in den Reservefonds der Gesellschaften liegen, so kann man einen Schluß daraus ziehen, wie viele Tausende von Milliarden wohl in den Versicherungsbranchen aller Art in allen Kulturländern Europa's, Asiens, Amerika's und Australiens angelegt sein mögen, und sieht dann ein, welche praktische Bedeutung

das Versicherungswesen für die Volkswirthschaft schon jetzt hat, obschon es noch einer weit höheren Entwickelung fähig ist und in den nächsten Jahrzehnten auch noch einen bedeutenden Aufschwung nehmen dürfte.

Das Gesetz des Rückschlags in der Thier- und Pflanzenwelt.

Naturwissenschaftliche Skizze

von

L. Haschert.

(Nachdruck verboten.)

Das große Gesetz der Vererbung, das von allen denen die höchste Beachtung verdient, die als Erzieher, Aerzte oder Juristen mit dem Menschen in nähere Beziehung treten, oder die als Gärtner und Landwirthe ihre Aufmerksamkeit auf Thier- und Pflanzenzucht zu richten haben, findet heute bei allen Nationen Anerkennung, die mit den Fortschritten der Wissenschaften nicht unbekannt geblieben sind. Daß aber ursprüngliche Eigenthümlichkeiten sich noch nach tausendjährigem Leben unter ganz anderen Lebensbedingungen erhalten und erblich fortpflanzen können, sehen wir bei manchen unserer Hausthiere. In dem großen Widerwillen des Esels, selbst die kleinsten Bäche zu durchschreiten und in seiner Vorliebe, sich im Staube zu wälzen, erblicken wir Zeichen seines ursprünglichen Wüstenlebens. Auch das Kameel hat seine Abneigung, einen Fluß zu durchschreiten, bis heute nicht aufgegeben, obgleich es doch schon seit sehr früher Zeit gezähmt worden ist. Junge Schweine, die doch in der Regel sehr zahm sind, werfen sich zuweilen,

wenn sie erschreckt werden, platt auf die Erde, um sich auf diese Weise selbst an offenen, kahlen Stellen zu verbergen. „Junge Truthühner," sagt Darwin, „und gelegentlich selbst junge Hühner laufen, wenn ihre Mutter den Warnungsruf ausstößt, zuweilen fort und suchen sich zu verbergen, wie es junge Rebhühner und Fasanen thun, damit die Mutter wegfliegen kann, was diese aber verlernt hat." Selbst in der Belustigung, mit welcher Ziegen und Lämmer auf den kleinsten Erhöhungen sich sammeln und ihre Sprünge ausführen, sehen wir noch Ueberbleibsel des ehemaligen Gebirgslebens, dessen sie sich vor ihrer Zähmung erfreuten.

So befremdend uns auch die Beobachtung dieser Erscheinungen auf den ersten Augenblick sein mag, so ist uns doch die Erklärung derselben nach dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft nicht schwer, indem wir in ihnen Gewohnheiten erblicken, welche jene Thiere einst in ihrem wilden Naturzustande besaßen und in ihrem späteren gezähmten Zustande von Geschlecht zu Geschlecht bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt haben. Hören wir aber, daß viele unserer Hausthiere in verschiedenen Theilen der Erde, wohin sie versetzt wurden, völlig verwildert sind, daß unser Haushuhn in Südamerika und auf verschiedenen Inseln, das Perlhuhn auf Jamaika, der Truthahn an den Ufern des Parana, oder auch das Pferd, sowie das Rind in den Pampas und in Texas in den ehemaligen wilden Zustand zurückgefallen sind, so reicht zur Erklärung dieser auffallenden Thatsachen das Gesetz der Vererbung nicht mehr aus und wir sehen uns deshalb genöthigt, anderen Ursachen nachzuspüren.

Wenn wir ein Kind einem seiner Großeltern ähnlicher finden, als den Eltern, so fällt uns dies schon auf, obgleich diese Thatsache nicht selten vorkommt; wenn aber ein Kind mit irgend einem weit früheren Verwandten

eine größere Aehnlichkeit besitzt, so kann uns das gewiß in Erstaunen versetzen. Es kommen aber Fälle vor, wo ein Mensch Merkmale an sich trägt, die einem früheren Entwickelungszustande angehören, und nicht von den Eltern ererbt worden sind. Diese eigenthümliche Erscheinung wird mit dem besonderen Namen „Rückschlag" oder „Atavismus" bezeichnet.

Und diesen Rückschlag nehmen wir in der ganzen belebten Natur, in der Pflanzenwelt, wie in dem großen Reich der Thiere wahr. So werden aus Samen, den man von den schönsten kultivirten Stiefmütterchen gesammelt, bisweilen Pflanzen gezogen, die sowohl in ihren Blättern, als in ihren Blüthen vollkommen wild sind. Ebenso zeigen die meisten unserer kultivirten Gemüsearten eine Neigung zum Rückschlag auf ihren ursprünglichen wilden Zustand, und dies würde noch weit mehr auffallen, wenn die Gärtner bei aufmerksamer Betrachtung ihrer Samenbeete diese „Wildlinge" nicht so viel als möglich daraus entfernten. Säen wir Samen unserer besten wohlschmeckenden Aepfel- oder Birnensorten aus, so darf man sich bei Weitem nicht der Hoffnung hingeben, nur Bäumchen zu erhalten, die wieder edle Früchte tragen; im Gegentheil werden wir darunter manches Stämmchen emporschießen sehen, das hinsichtlich seiner dornigen Zweige und seiner späteren herben Früchte mit seinen wilden Vettern in unseren Laubwäldern, von denen es ja abstammt, die größte Aehnlichkeit zeigt.

Gewiß ist die Beobachtung dieser Rückschritte, die sich ohne Mühe vervielfältigen ließen, höchst interessant, da sie uns erkennen lassen, daß die ursprünglichen Anlagen ungeachtet aller Kultur, die der Pflanze zu Theil wird, und trotz des Gesetzes der Vererbung, dem sie unterworfen ist, ruhig im Keime fortschlummern, bis sie schließlich oft nach einer langen Reihe von Generationen plötzlich

erwachen und uns die Pflanze in ihrem ursprünglichen Gewande zeigen.

Mehr in die Augen fallend und weit unterhaltender jedoch sind die bisweilen ganz überraschenden Fälle von Atavismus, die wir in der Thierwelt beobachten. Die ursprünglichen Stammarten, von denen unser gezähmtes Rind und Schaf abstammen, besaßen ohne Zweifel Hörner. Obgleich man nun im Laufe der Zeit verschiedene hornlose Rassen gezüchtet hat, so ist es dennoch bei diesen gar nicht ungewöhnlich, unter den männlichen Lämmern bisweilen einige mit kleinen Hörnern zu finden, die merkwürdiger Weise fast immer nur der Haut angeheftet sind, und lose herabhängen. Ebenso kennt man das „Suffolk-Rind" seit den letzten 150 Jahren als eine hornlose Rasse, und doch kommt dann und wann unter ihnen ein gehörntes Kalb zur Welt, dessen Hörner meist nur lose anhängen. Was unseren Meister Langohr anlangt, so können wir ganz sicher sein, daß das gelegentliche Auftreten von Streifen an den Beinen als ein Fall einfachen Rückschlags auf die gestreiften, wilden Urahnen anzusehen ist.

Das Schaf war in seinem früheften Zustande als Hausthier jedenfalls „braun oder schmutzig schwarz" von Farbe. Trotzdem nun heutigen Tages die größte Sorgfalt angewendet wird, die Geburt farbiger Lämmer möglichst zu verhüten, treten doch gefärbte, ja sogar vollständig schwarz gefärbte Lämmer gelegentlich bei unseren am höchsten veredelten und geschätzten Rassen auf. Verwilderte Katzen sind, mögen sie in ihrem gezähmten Zustande eine Färbung gehabt haben, welche sie wollen, regelmäßig gestreift und erreichen bisweilen eine ungewöhnliche Größe. Auch verschieden gefärbte zahme Kaninchen erhalten, wenn sie frei gelassen werden, meist die graue Färbung des wilden Thieres wieder, woraus hervorzugehen scheint, daß

die Natur demselben durch die Beseitigung der mehr in die Augen fallenden Färbung vor den Nachstellungen der Feinde einen größeren Schutz gewähren wolle. Lassen wir unsere Haustauben allmälig in den wilden Zustand zurückkehren, so werden wir auch wahrnehmen, daß sie nach und nach die schieferblaue Färbung der wilden Felsentaube, von der sie abstammen, annehmen und wie diese Flügel mit doppelten schwarzen Binden sowie einen schwarz gebänderten und weiß geränderten Schwanz erhalten.

Von allen unseren Hausthieren bietet uns das Schwein den bestbekannten Fall von Rückschlag dar. Dieses Thier kommt in Süd- und Mittelamerika völlig verwildert vor und hat dort überall die dunkle Färbung, die dicken Borsten und die gewaltigen Fangzähne des wilden Ebers wieder bekommen; selbst die jungen Frischlinge (Ferkel) zeigen die nämlichen schwärzlichen Längsstreifen, durch welche sich unsere jungen Wildschweinchen von ihren gezähmten Verwandten unterscheiden.

Alle bisher angeführten Fälle von Rückschlag beziehen sich auf Merkmale, die ursprünglich beiden Eltern gemeinsam waren, so lange sie sich noch im wilden Urzustande befanden; bei Individuen dagegen, die durch Kreuzung zweier Rassen hervorgegangen sind, zeigt sich die Neigung zum Rückschlag noch weit stärker, so daß wir denselben bisweilen schon nach wenigen Generationen sich einstellen sehen.

So auffallend sich auch bei gekreuzten Thieren die Anlage zum Wiedererlangen verloren gegangener äußerer Merkmale zeigt, so ist doch die Neigung derselben zur Erweckung von Instinkten, die man längst für erstorben hält, weit merkwürdiger. Es gibt einige Hühnerrassen, die den Namen „ewige Leger" führen, weil in ihnen der Instinkt des Brütens fast erloschen scheint, und es eine

große, geradezu Aufsehen erregende Seltenheit ist, wenn in einem Individuum solcher Rassen dieser Instinkt einmal wieder erwacht. Und doch war die ursprüngliche Art jedenfalls eine gut brütende, da bei Vögeln im Naturzustande kaum irgend ein Instinkt so stark wie dieser ausgeprägt sein dürfte. Daher sind auch eine große Zahl von Fällen bestätigt worden, wo die gekreuzten Nachkommen von zwei Rassen, von denen keine zu dem Geschäfte des Brütens sich herbeiläßt, ganz vortreffliche Brüter werden, so daß das Wiederauftreten dieses Instinktes einem infolge der Kreuzung herbeigeführten Rückschlage zugeschrieben werden muß. F. Darwin kreuzte eine zahme chinesische Sau mit einem Eber von den Alpen, der ungemein zahm geworden war; allein die Jungen waren trotzdem äußerst wild und wollten den Spühlicht (Schlempe) nicht fressen, wie die gewöhnlichen englischen Schweine. Bei anderen Hausthieren sind ähnliche interessante Beobachtungen aufgezeichnet worden, da uns jedoch die Aufführung derselben nicht weiter nöthig scheint, um den großen Einfluß der Kreuzung auf den Rückschlag noch mehr hervorzuheben, so will ich hier nur noch an die von Reisenden in allen Theilen der Welt gemachten Angaben erinnern, die sie über den gesunkenen Zustand und das wilde Temperament gekreuzter Menschenrassen gesammelt haben.

Der berühmte Reisende Livingstone macht auf eine Mischlingsrasse von Menschen aufmerksam, die am Zambesifluſſe in Afrika leben und als wahre Ungeheuer an Unmenschlichkeit geschildert werden, und fügt hinzu: „Es ist mir unerklärlich, warum Halbrassen, so wie diese, um so viel grausamer sind, als die Portugiesen (von denen sie einerseits abstammen), und doch ist dies unzweifelhaft der Fall.“ Und als der Reisende gegen einen der Eingeborenen über diese auffallende Erscheinung sein Be-

fremden aussprach, wurde ihm die seltsame Antwort: „Gott schuf die weißen Menschen und Gott schuf schwarze Menschen, die Halbrassen aber machte der Teufel.“ Selbst Alexander v. Humbold, der sich gewiß frei von jedem Vorurtheile gegen die niedrigeren Rassen fühlte, schildert in starken Ausdrücken die schlechte und wilde Anlage der Mischlingsrassen von Indianern und Negern, und zu demselben Schlusse sind noch verschiedene andere Beobachter gelangt. Wenn daher zwei Rassen sich miteinander verschmelzen, die beide auf der Stufenleiter der Bildung eine gleich niedrige Stellung einnehmen, so scheinen deren Nachkommen ganz außerordentlich schlecht zu sein.

Diese Thatsachen scheinen zu beweisen, daß der herabgekommene Zustand so vieler Mischlingsrassen zum Theil die Folge eines Rückschlags auf den ursprünglichen wilden Zustand, der durch den Akt der Kreuzung herbeigeführt wurde, ist.

Wie aber ist diese Thatsache des Rückschlages eigentlich zu erklären? Nach Ansicht der Wissenschaft muß angenommen werden, daß gewisse äußere Eigenthümlichkeiten, sowie gewisse Fähigkeiten und Instinkte in einem Individuum und selbst in einer ganzen Reihe von Individuen im schlummernden Zustande verborgen liegen und weiter vererbt werden können, ohne daß wir im Stande wären, auch nur die geringsten Zeichen ihres Vorhandenseins nachzuweisen. Demnach wäre der Rückschlag so zu erklären, daß die Urerzeuger der meisten Lebewesen im Keime ihrer Nachkommen einen Eindruck zurückgelassen haben, der die Fähigkeiten besitzt, sich unter eintretenden günstigen Umständen wieder zu entwickeln und auf einmal vor unsern Augen ein Individuum entstehen zu lassen, das mit seinen direkten Erzeugern wenig Aehnlichkeit besitzt, dagegen aber auf eine frühere Kultur- oder Daseinsstufe zurückweist.

Von diesem Standpunkte aus wird uns dann auch die merkwürdige, oft beobachtete Erscheinung begreiflich, daß männliche Thiere zuweilen weibliche, und umgekehrt weibliche zuweilen männliche Neigungen annehmen. So befand sich auf dem stark bevölkerten Geflügelhof eines meiner Verwandten einst ein Huhn, das auf einmal Eigenthümlichkeiten annahm, durch welche es einem Hahne ähnlicher wurde, als einer Henne. Es legte keine Eier mehr, der Kamm zeigte sich größer, den Schwanz versuchte es nach Hahnenart zu tragen, ja es krähte bisweilen mit heiser Stimme wie ein junger Hahn, und in seiner Brust entwickelte sich ein Kampfesmuth, womit es jeden Hahn überfiel, der sich ihr näherte.

Auch Darwin gedenkt eines ähnlichen Falles von einer Henne, die aufgehört hatte, Eier zu legen, und das Gefieder, die Stimme, Sporen und das kriegerische Temperament des Hahnes angenommen hatte. Stellte man sie einem Feinde gegenüber, so richtete sie ihre Schuppenfedern empor und zeigte die größte Kampfbegier. Es muß demnach in beiden Fällen der Charakter des Hahnes in diesen Hennen in einem schlummernden Zustande gelegen haben, so lange ihre Eierstöcke thätig waren.

Ist es aber nicht merkwürdig, wenn weibliche Vögel plötzlich männliche Eigenthümlichkeiten annehmen? Allein auch hier ist die Erklärung nicht mehr schwierig, seitdem wir wissen, daß bei jedem Weibchen die untergeordneten männlichen Eigenheiten und ebenso bei jedem Männchen alle untergeordneten weiblichen Merkmale im schlafenden Zustande vorkommen, die nur darauf zu warten scheinen, sich unter günstigen Bedingungen zu entwickeln.

Jeder Hühnerzüchter weiß, daß Kapaunen bisweilen ganz eigenthümliche weibliche Merkmale zeigen, und wie das größte Vergnügen derselben darin besteht, die Hennen beim Verlassen der Nester zu belauschen, um die Pflichten

des Ausbrütens zu übernehmen. Schon Réaumur war diese Thatsache bekannt, und Willoughby erzählt, daß er mehr als einmal Zeuge war, wie ein Kapaun eine Brut Hühnchen aufzog, sie gleich einer Henne lockte, sie fütterte und mit einer so großen Sorgfalt und Zärtlichkeit unter seine Flügel nahm, wie die beste Henne.

Auch auf manchen großen Rittergütern Deutschlands kennt man seit langer Zeit das Verfahren, den Truthahn künstlich zum Brüten abzurichten, indem man ihn mit Brod füttert, das man in Branntwein eingetaucht hat.

Wir erklären uns dergleichen Vorgänge dadurch, daß wir annehmen, die Eigenschaften der entferntesten Vorfahren seien noch im Keime, auch in dem gegenwärtigen Wesen vorhanden.

„Diese Charaktere," sagt Darwin, „liegen alle wie mit unsichtbarer Tinte auf Papier geschriebene Buchstaben da, bereit, sich unter gewissen bekannten oder unbekannten Bedingungen zu entwickeln."

Das Gesetz des Rückschlags ist also für Jeden von außerordentlicher Wichtigkeit, da es uns eine große Anzahl von Thatsachen erklärt, die uns seither unlösbare Räthsel schienen.

Mannweiber.

Eine Plauderei.

Von

Hugo Sternberg.

(Nachdruck verboten.)

Es hat zu allen Zeiten Frauen gegeben, welche die ihnen von der Natur, von Sitte und Anstand gezogenen Grenzen überschritten und sich nicht nur durch männliches Auftreten und Gebahren bemerkbar gemacht, sondern auch Männerkleider angelegt und ihr Geschlecht überhaupt zu verleugnen gesucht haben.

Da wir gewöhnt sind, mit dem Begriffe Weib die Vorstellung des Schamhaften, Sittsamen und Anmuthigen zu verbinden, hat es immer peinliches Aufsehen erregt, wenn eine „Emanzipirte" in obiger Weise auftrat, und man hat für solche weibliche Personen im Mittelalter die Bezeichnung „Mannsmensch" gebraucht, dieselbe aber später in „Mannweib" abgeändert. Wann, weiß Niemand genau zu sagen, doch scheint dieser Ausdruck der neueren Zeit anzugehören, nicht früher als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts aufgekommen und zu allererst einer hochgeborenen Dame verliehen worden zu sein.

Es war dies die Prinzessin Elisabeth Charlotte, eine Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, ein Wesen, das seinem eigenen Geständnisse zufolge sein Lebtag lieber in Manns- als in Weiberkleidern umhergezogen wäre und mit Degen und Flinte besser umzugehen verstand,

gar mit der Anrede „meine liebenswerthe", oder „köstliche", oder „vortreffliche Mutter" beehrt.

Junge Frauen waren gar nicht böse, wenn man sie „mein Herr" oder „Meister" titulirte, und die Komtessen fanden Ansprachen, auf welche nur ihre Brüder ein Anrecht hatten, ganz in der Ordnung — mit einem Worte, die Dinge wurden derart auf den Kopf gestellt, daß man wohl von einer verkehrten Welt sprechen durfte.

Elisabeth Charlotte kann nun keine Schuld an diesen Thorheiten beigemessen werden. Auch hat sie keineswegs „Schule machen" wollen und mit ähnlichen Erscheinungen des 18. Jahrhunderts überhaupt nichts gemein. Denn während sie erwiesenermaßen ein gutes Gemüth besaß, streng moralisch und von vortrefflichem, gesundem Verstande und aller Aefferei abhold war, außerdem gewisse Grenzen niemals überschritt, setzten die übrigen Mannweiber jener Zeit darüber sich kühn hinweg.

Die Polin Russinowska z. B. ging immer in Männerkleidern, gestiefelt und gespornt umher, prahlte, bramarbasirte, forderte die Herren zum Duelle heraus und streckte mehrere von ihnen mit Degen und Pistole nieder. Schließlich warf sie sich auch auf das politische Gebiet, zettelte Verschwörungen an, erregte Aufstände und trieb es überhaupt so arg, daß sie auf Befehl des Reichtages ergriffen und zu Warschau in Männerkleidern aufgeknüpft wurde. Auch Katharina Marschall, ein um's Jahr 1720 nahe bei Königgrätz geborenes Bauernmädchen, hatte solch' ein männliches Aussehen und war im Ganzen ihrem Bruder so ähnlich, daß sie, als derselbe Dragoner werden sollte, mit ihm die Kleider tauschen und als Johann Marschall jahrelang Kriegsdienste thun konnte. Kaiserin Maria Theresia ließ sich später, als der Betrug herauskam, dieses Mannweib vorstellen und beschenkte es in Ansehung seiner militärischen Tüchtigkeit reich. Neben Katharina

standen noch andere Weiber im Heeresdienst, beschränkten sich aber nicht darauf, ihre Pflicht zu erfüllen, sondern stellten sogar Mädchen nach und schlugen sich mit Nebenbuhlern tüchtig herum.

Ja, eines dieser Mannweiber, welches den Rang eines Fähnrichs bekleidete und eine Tochter des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern gewesen sein soll, trieb die Kühnheit so weit, sich in Wien mit einem Mädchen aus guter Familie zu verloben. Verheirathet hat sie sich indessen nicht, denn es brach 1739 der türkische Krieg aus, und sie mußte in's Feld.

Zweiundzwanzig Jahre später wurde jedoch in Augsburg eine Ehe zwischen dem Mannweibe, das sich Charles August Graf v. Tanis nannte, und Anna, einer Tochter des Geheimraths Joseph Anton v. Rehm, wirklich geschlossen. Die Theilnahme war groß; der Bräutigam gehörte nämlich, trotzdem Niemand wußte, woher er gekommen sei, zu den beliebtesten Persönlichkeiten der alten Reichsstadt und hätte zahlreiche bessere Parthien machen können, wenn er nur gewollt hätte. Die Ehe des Grafen v. Tanis mit Anna v. Rehm wurde indessen bald gelöst. Die junge Frau starb nämlich, wie es hieß infolge der ihr von ihrem Gatten allzu freigebig verabreichten Prügel, schon nach einigen Monaten. Nun bewarb sich der Wittwer, dessen Aeußeres übrigens ziemlich weibisch gewesen sein soll, um andere Mädchen, und hätte wohl neuerdings geheirathet, wenn er nicht in Händel verwickelt worden wäre, welche so böse waren, daß sie zu einem Prozesse führten, in dessen Verlaufe es sich herausstellte, daß Graf Tanis in Mainz ein sehr ausschweifendes Leben geführt habe und sogar gebrandmarkt worden sei. Trotzdem aber gelang es der Schwindlerin, eine Gefängnißwärterin in sich so verliebt zu machen, daß sie „ihm" ihre Kleider lieh, in welchen „er" denn auch glücklich entkam, um auf immer spurlos zu verschwinden.

Eine ähnliche Erscheinung hat auch unsere Zeit aufzuweisen, und zwar ist es die ungarische Gräfin Sarolta Vay, eine derzeit im 37. Lebensjahre stehende Dame, welche seit langer Zeit Männerkleider trug, überall als Graf Sandor Vay auftrat und im Jahre 1889 sogar ein junges Mädchen ehelichte.

Als die Geschichte herauskam, wurde der angebliche Graf Vay gefänglich eingezogen und, wie nicht anders möglich, des Betruges angeklagt. Und dies mit Recht, denn es wurde erwiesen, daß der Ehebund in einem Privathause, vor einem als Priester verkleideten Unbekannten nur deshalb geschlossen wurde, weil die Braut vermögend, „Graf Sandor" aber arm war. Eine Strafe hat dieses Mannweib indessen nicht ereilt. Ihr Geisteszustand wurde von Irrenärzten als getrübt erachtet, und es konnte sonach nur ihre Ueberführung in eine Heilanstalt erfolgen.

Ganz Mannweib war auch jenes serbische Mädchen, das sich im Jahre 1877 während des russisch-türkischen Krieges dem General Prinzen Emil von Sayn-Wittgenstein-Berleburg mit der Bitte vorstellte, trotz seines Geschlechtes in die russische Armee aufgenommen zu werden. Ihrem Ansuchen wurde nicht stattgegeben. Man bemühte sich vielmehr, sie für ihr Geschlecht wieder zu gewinnen, allein vergebens. Das Mannweib wollte die Kleidung des starken Geschlechts nicht wieder ablegen und schloß sich, um dieselbe ungestört tragen zu können, einer im Gebirge hausenden Räuberbande an. Vor etwa sechs Jahren wurde diese Person im Kampfe mit Gendarmen erschossen.

Andere Mannweiber, welche ebenfalls dem Räuberhandwerke oblagen, trieben in Chicago, Los Angelos (Kalifornien) und in Adrianopel ihr Unwesen, bis sie von der strafenden Gerechtigkeit ereilt wurden.

Dasselbe widerfuhr vor etwa siebzig Jahren der Tochter eines hochangesehenen Mitgliedes der englischen

Aristokratie, einem Mädchen, das heimlich in Männerkleider zu schlüpfen und in den verrufensten Schänken mit allerlei Gesindel zu zechen pflegte, schließlich sogar Anführer einer Schmugglerbande wurde. Ein wahres Wunder, daß man von Keiner weiß, die es ihr nachgemacht, und daß die Engländerinnen trotz ihrer bekannten Extravaganz im Grunde genommen zu der Gilde der Mannweiber die geringste Anzahl stellen. Als solche sind in der letzten Zeit blos die Damen Alice Hurtlee und Myrkus genannt, die selbst von den Herzegowinern, wo sie während des Aufstandes von 1876 weilten, als Männer behandelt wurden.

Die Mitglieder der freiwilligen weiblichen Feuerwehr von Liverpool, deren ganz männlich gekleideter Hauptmann übrigens ein Dresdener Mädchen ist, will indeß Niemand als Mannweiber gelten lassen, weil das Motiv ihrer zeitweisen Verwandlung ein ebenso gemeinnütziges und lobenswerthes ist, wie jenes, welches Frau Dieulafoy bestimmte, Männerkleider anzulegen und ihr Geschlecht zu verleugnen. Die Genannte ist nämlich die Gattin des berühmten Orientforschers Marcel Dieulafoy und war seine Begleiterin auf all' den ausgedehnten Reisen, die derselbe in Kleinasien unternommen hat. Um nun die Gefahren, die dem Forscher in jenen Gegenden besonders dann drohen, wenn er weibliches Gefolge hat, zu verringern, schlüpfte Frau Dieulafoy in Männerkleider und bewegte sich stets leicht und sicher in denselben. Auch sie ist also kein Mannweib im landläufigen Sinne des Wortes, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß ihre Züge männliches Gepräge tragen und daß ihr Auftreten energisch, kurz mannhaft ist.

Unter Anderen durfte sich auch die englische Schauspielerin Harriet Muir rühmen, als Mann gekleidet, von einem solchen nicht unterschieden werden zu können. Und darauf pochend, wagte sie es kürzlich sogar, bei dem Werbe-

sergeanten der St. Georgskaserne zu erscheinen und um Aufnahme in die indische Armee zu bitten. Dem rauhen Krieger gefiel der schlanke Bursche sehr gut, allein als der Arzt nahte, bekannte sich Miß Muir lachend zu ihrem tollen Streiche. Natürlich ließ man sie ungestraft von dannen ziehen.

Olga P., ein Mädchen aus Saratow in Rußland, aber, das für das Wirthshaus- und Kaffeehausleben schwärmte und dessen Freuden in Männerkleidern genoß, wurde von der Obrigkeit strenge bestraft. Auch die Wiener Polizeidirektion verstand mit jenem Stubenmädchen, das aus Lust nach Abenteuern in die Uniform eines Einjährig-Freiwilligen — des Sohnes ihrer Herrschaft — schlüpfte und in derselben einen Theil der Süßigkeiten des Praterlebens durchkostete, keinen Spaß, sondern verurtheilte es, nicht so sehr wegen des Tragens von Männerkleidern, als vielmehr wegen Mißbrauches der Uniform, zu einer mehrtägigen Haft.

Dagegen hat das Danziger Schöffengericht in der Verkleidung als Mann überhaupt einen groben Unfug erblickt, und Frau Martha P., welche wiederholt auf der Straße und auch bei öffentlichen Verhandlungen in den Gerichtssälen in Männerkleidern erschienen war, zu einer Geldstrafe von 30 Mark verurtheilt. Gegen dieses Erkenntniß wurde Berufung eingelegt, und siehe da, der Gerichtshof konnte in dem Gebahren der Frau, die sich im Männeranzug vor Gericht einfand, behauptend, daß sie schon im Elternhause solche Kleidung oft getragen habe, daß dieselbe ihr bequemer sei und ihr den Erwerb im Handelsgeschäfte erleichtere, nichts Anstößiges erblicken und sprach die Angeklagte frei.

Demnach haben also in Danzig Damen das Recht, in der ortsüblichen Männertracht aufzutreten. Anderwärts dürfte man vorläufig allerdings noch anderer Ansicht sein, und Frau Martha P.'s etwaige Nachahmerinnen ebenso energisch zur Ordnung rufen, wie dies z. B. der Scheich-

ül-Islam, der höchste Beamte des türkischen Reiches, gethan, als er erfuhr, daß eine gewisse Fatime in Männerkleidern zu erscheinen pflege. „Wenn Du dieses liesest, hast Du sofort Jaschmak und Feredsche (Schleier und Ueberwurf) anzulegen, widrigenfalls Du von Gendarmen dazu gezwungen werden würdest," schrieb er ihr, und Fatime leistete diesem geharnischten Befehle ungesäumt Folge. Ueberhaupt wird im Oriente sehr strenge darauf gesehen, daß die Weiblichkeit nicht verleugnet werde, und die Wiener Volkssängerin Josephine Schmer, welche sich selbst als weiblichen Komiker bezeichnet und seit 20 Jahren allabendlich in Männerkleidern auftritt, wäre in der Türkei einfach unmöglich.

Und wie seltsam findet der Orientale das abendländische Gesetz, wonach Frauen in besonders berücksichtigenswerthen Fällen, zumal dann, wenn sie die Letzten eines berühmten Geschlechtes sind, „infiliirt", d. h. mit den Rechten des Mannes ausgestattet werden können. In der Neuzeit ist dies zweimal geschehen, und zwar wurde 1826 der letzte weibliche Sproß der ungarischen Familie Kohary, Fürstin Antonia, infiliirt, und deren Gemahl, Herzog Ferdinand von Koburg, war daher genöthigt, seinem Namen das Wort „Kohary" anzuhängen. Auch der zweite Fall betraf eine ungarische Dame, Gräfin Helene Hadik, geborene Barkoczy v. Szala. Durch die Infiliirung von rechtswegen ein Mann, hatte sie die Befugniß, sich Hadik-Barkoczy zu nennen und war Majoratsherr des Barkoczy'schen Vermögens. Die vor etwa drei Jahren verstorbene Gräfin war eine sehr imposante Erscheinung, ihr Herz jedoch war reich an echt weiblichen Gefühlen, und als Ehefrau hatte sie keineswegs „die Hosen an".

Von einer Unzahl nicht infiliirter Frauen wird jedoch behauptet, daß eigentlich sie die Hosen tragen, indeß ihre Männer nicht anders als im Unterrocke gedacht werden

können. Besonders zahlreich müssen die Mannweiber einst in Wien gewesen sein, denn unter dem Rothenthurmthore war ein Pachen (Speckseite) mit der Inschrift:

„Welche Frau ihren Mann oft rauft und schlagt,
Und ihn mit solcher alten Laugen zwagt,
Der soll den Pachen lassen henken,
Ihr ist ein anderer Kirchtag zu schenken,"

aufgehangen, und es stand jedem Ehemanne frei, diese Speckseite herabzuholen, wenn er auf Ehre und Gewissen geschworen hatte, der Herr in seinem Hause zu sein. Und siehe da, es fand sich jahrhundertelang Niemand, der den Schwur gethan hätte. Die Speckseite ist mit dem Rothenthurmthore verschwunden, aber die Weiber, welche in der Ehe wenigstens „Männer" sind, vermehrten sich, und jener Würzburger Metzgermeister, der in allerjüngster Zeit die Annahme der ihm angebotenen Kandidatur für den Reichstag von der Erlaubniß seiner Frau abhängig machte, hat ohne Frage zahllose Schicksalsgenossen, die bekanntlich unter dem Sammelnamen „Pantoffelhelden" begriffen werden.

Allein wie uns bedünken will, ist für einen Ehemann dieser Sorte der bezeichnendste Name jener, welcher in Wien schon seit Jahrhunderten tarfrei verliehen wird. Und dieser Name lautet: „Siemandl" und kommt einfach daher, weil „sie" das Mandl, er das Weiberl ist. Deshalb ruft denn auch der Wiener, wenn er überrascht oder betroffen wird, oder in Verwirrung geräth, gewöhnlich aus: „Jetzt weiß ich aber wirklich nicht, ob ich ein Man`l oder ein Weiberl bin!"

Die Frauen wissen jedoch nicht nur in Wien, sondern aller Orten immer und jederzeit, wer sie sind, und dürften es in ihrem zielbewußten Streben, den Mann auf allen Gebieten entbehrlich zu machen, noch so weit bringen, daß sie alle wirklich die Hosen anhaben, und daß daher Mann-

weiber nicht mehr zu den Ausnahmen, sondern zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehören.

Welche Rolle dann den Männern zu spielen übrig bleibt, darüber wollen wir uns vorläufig keine Gedanken machen. Wenn jedoch die Männer dermaleinst wirklich das schwache oder schönere Geschlecht werden sollten, dann wird die verkehrte Welt, von der so Viele träumten, fix und fertig sein.

Wir schwärmen natürlich nicht für dieses Zukunftsbild und sprechen Millionen aus der Seele, wenn wir dem Wunsche Ausdruck geben, daß Alles beim Alten bleiben und daß das „Ewig-Weibliche" den Mann nach wie vor hinanziehen, aber nimmermehr unterkriegen möge.

Mannigfaltiges.

Ein Gerichtstag in Maulmain. — Die Herbstsessionen des Schwurgerichts hatten begonnen — so erzählt ein in Maulmain (Britisch-Birma) ansässiger deutscher Kaufmann — und ich befand mich wieder einmal unter den Geschworenen. Es war am Tage der ersten Sitzung, einem sengend heißen Oktobertage; die Uhr wies auf die zehnte Vormittagsstunde. Der Gerichtssaal und die denselben umgebenden Veranden wimmelten von Menschen aller Nationen, Männern und Frauen, theils von Neugierde, theils von der Nothwendigkeit hergeführt. Auch ein Dutzend der ortsansässigen Europäer befand sich darunter, die als Geschworene fungiren sollten, an der ihrer harrenden Aufgabe jedoch wenig Gefallen fanden. Es war nämlich zugleich „Posttag", und die Herren hatten ihre Comptoire im Stich lassen müssen, wo der allwöchentliche Haufen von Postsachen zu erledigen war.

Der Richter hatte eben seinen Sitz eingenommen; der Gerichtsschreiber brachte einen Hut zum Vorschein, aus welchem er abgewandten Auges fünf Namenszettel herauszog. Der meinige war der letzte; ich verfügte mich mit meinen Genossen in den für die Geschworenen bestimmten Verschlag, geleitet von dem halb bedauernden, halb schadenfrohen Lächeln der Nichtgezogenen, die, für heute entlassen, sich vergnügt nach Hause begaben.

„Ich bitte die Herren Geschworenen, sich ihren Obmann zu wählen," sagte der Gerichtsschreiber, nachdem wir vereidigt waren. Aus Achtung vor meiner Herkunft — ich war der einzige Europäer unter meinen Kollegen, die aus drei Parsen und einem betagten Birmanen bestanden — fiel die Wahl einstimmig auf mich. Der Richter, ein liebenswürdiger englischer Gentleman, nickte uns wohlwollend zu, dann aber nahm er die gewohnte ernste

Amtsmiene an und befahl dem Gerichtsschreiber, die erste Sache aufzurufen.

Dieselbe war nicht sonderlich interessant. Punosami Mudliar, gebürtig aus Madras, fünunddreißig Jahre alt, Hausdiener bei dem Handelsmann Septimus Balthasar in Maulmain, sollte sich wegen eines Diebstahls verantworten. Am 19. September hatte er einen baumwollenen Regenschirm, Eigenthum eines gewissen Mung Pho Lu, gestohlen und bei Seite gebracht. Der Gerichtsschreiber verlas die Anklage gleichsam in gestrecktem Galop, ohne die mindeste Rücksicht auf Sinn und Interpunktion, und ich ersah an dem Gesichtsausdruck meines Mitgeschworenen, des betagten Birmanen, daß derselbe nicht ein Wort davon verstand.

Der Angeklagte, der sich selbst vertheidigte, bekannte sich als nichtschuldig. Auf die gewöhnlichen Fragen antwortete er, daß er gegen keinen der Geschworenen etwas einzuwenden habe und der englischen Sprache mächtig sei. Diese letztere Thatsache ist für alle Betheiligten sehr wichtig, denn wenn eine Verhandlung Wort für Wort verdolmetscht werden muß, dann nimmt sie die doppelte und dreifache Zeit in Anspruch. Der Tamil (Dolmetscher) setzte sich wieder auf seinen Platz, und die Sache nahm ihren Verlauf. Der erste Zeuge war Mung Pho Lu, ein Chinese; derselbe identifizirte den Schirm, ein mächtiges Regendach aus hellrother Baumwolle, als sein Eigenthum und sagte aus, daß er denselben am Morgen des 19. September auf einen Verkaufstisch im Burrabazar niedergelegt, dann aber erst eine Woche später, und zwar in den Händen des Angeklagten, wiedergesehen habe.

„Nein, Sir!" brach Punosami los.

„Halt' den Mund!" rief ihm ein halbes Dutzend Polizisten entgegen.

Mung Pho Lu mußte abtreten und ein Coringa (Polizist) erschien im Zeugenstand. Derselbe war zwar sehr schwerfällig von Begriffen, seine Aussage aber entschied die Sache. Er hatte am Morgen des Diebstahls im Burrabazar Dienst gehabt und gesehen, wie der Angeklagte den Schirm vom Tische eines Fruchthändlers nahm und damit abging. Er hielt ihn nicht an, da er nicht wissen konnte, daß ein Diebstahl vorlag. Er erkannte den Schirm mit Bestimmtheit wieder.

Das genügte. Punosami sah sich überführt und brach reuevoll in Thränen aus; seine einzige Bitte an den „Lord Sahib" war, ihm doch zu vergeben. Er wäre ein armer, armer Mann und hätte den Schirm für den seinigen gehalten.

„Hast Du denn Zeugen dafür, daß Du einen gleichen Schirm besitzest?" fragte der Richter.

„Nein, Herr, ich bin ein armer, armer Mann!"

„Hast Du sonst noch etwas zu Deiner Vertheidigung anzuführen?"

„Ja, Herr, ich bin ein armer, armer Mann!"

Wäre Punosami des Mordes, des Hochverraths oder der Brandstiftung angeklagt und überwiesen worden, so würde er gleichfalls seine Armuth als mildernden Umstand in's Feld geführt haben. Das ist bei den Eingeborenen so gebräuchlich, bleibt vor einem englischen Gerichtshofe jedoch wirkungslos. Der Spruch der Geschworenen lautete nach kurzer Berathung und einstimmig: „Schuldig!" Punosami Mudliar wurde zu sechs Monaten Gefängniß verurtheilt und verließ laut weinend den Saal.

Charakteristisch für Birma war die nächste Sache.

Nga Schway-U und Nga Lat-Gyi, Eingeborene von Donabyu im Irawadi-Distrikt, sind angeklagt des einfachen Todtschlags, verübt an Mung Bah, aus dem Dorfe Panlang, im Hanthawaddi-Distrikt. Sie bestreiten ihre Schuld und fühlen sich auch unschuldig, ihrer zuversichtlichen Ruhe nach zu urtheilen.

Aus der Rede des Regierungsadvokaten erfahren wir Folgendes:

Im vergangenen Juli kamen die Angeklagten in ihrem Kahne von Donabyu nach Panlang; sie waren auf der Reise nach Maulmain, da es aber bereits spät geworden war, übernachteten sie im Hause ihres Freundes Mung Bah. Im Laufe des Abends erzählte Nga Schway-U der Gesellschaft, wie er kürzlich zu Mandaley einem Buddhapriester einen Dienst geleistet, wofür der Priester ihm als Belohnung einen Zauber gegen den Tod des Ertrinkens anvertraut habe. Mung Bah, der ein Fischer war, interessirte sich lebhaft für diese Mittheilung, und nachdem Nga Schway-U zum Beweise der Unfehlbarkeit des Zaubers noch eine Reihe wunderbarer Geschichten erzählt hatte, beschwor er denselben,

auch ihn gegen den Wassertod gefeit zu machen. Der Angeklagte willigte ein, ließ sich zuvor aber fünf Rupien auszahlen. Dann zog er Nadeln und Tusche hervor und tättowirte dem Fischer das Bild eines Wasserhuhns auf die Brust, wobei er seine unverständlichen Sprüche murmelte.

Nach beendeter Operation bestand Mung Bah darauf, die Wirksamkeit des Zaubers zu erproben; der Mond schien hell, man begab sich in das Boot der Angeklagten und ruderte in Begleitung noch zweier Freunde auf den Strom hinaus, an dessen Ufer sich die halbe Einwohnerschaft des Dorfes versammelte. Jeder Birmane schwimmt von Kindsbeinen an wie eine Ente, und wenngleich der Fluß bei Panlang eine starke Strömung hat, so wäre jede gewöhnliche Probe ganz gefahrlos gewesen. Mung Bah aber wollte den vollen Werth für sein Geld haben und ließ sich daher von den Angeklagten an Händen und Füßen binden, ehe man ihn über Bord warf. Sein Wunsch wurde buchstäblich erfüllt und dann trieben die Leute im Boote, in Erwartung des Weiteren, gemächlich mit dem Strom flußabwärts. Ob dieselben geglaubt hatten, daß ihr Freund durch eine geheimnißvolle Macht von den Banden befreit, wieder auftauchen oder aber in seinen Fesseln durch des Zaubers Kraft wie ein Korkstopfen schwimmen würde, darüber wußte der Regierungsadvokat nichts zu berichten. Selbstverständlich war der bedauernswerthe Mung Bah sogleich versunken und Aller Augen entschwunden, bis seine Leiche nach einigen Tagen viele Meilen unterhalb Panlang an's Ufer trieb.

Die Angeklagten sind dem Anschein nach nur von Liebe und Freundschaft gegen den Verewigten beseelt gewesen, sonst hätte man auch die Anklage auf böswilligen Todtschlag formulirt.

Den Zeugenstand betritt zuerst Mah Lay, die Wittwe des seligen Fischers. Sie war zugegen, als ihr Mann bezaubert wurde. Man hatte vorher gemeinschaftlich Reis gegessen und sich in schönster Eintracht befunden. Schway-U hatte einige wunderbare Geschichten erzählt.

„Hast Du denn diese Geschichten geglaubt?"

„O ja, Herr; ich glaube sie auch heute noch."

Es ist ihr unerklärlich, wie Mung Bah ertrinken konnte; ihrer Meinung nach muß Schway-U ein Wort in der Zauber-

formel verwechselt haben, während er den Vogel tättowirte; vielleicht stand auch der Mond nicht günstig. Jedenfalls trifft Schway-U keine Schuld. Konnte Mung Bah nicht auch ein unvorhergesehenes Unglück zugestoßen sein?

Mung San Way und Mung Hpay, Ackersleute zu Panlang, sagen in demselben Sinne aus. Dem Verstorbenen war sehr viel an dem Zauber gelegen; auf seine Bitte wurde er von dem ersten Angeklagten tättowirt. Sie waren mit ihm auf seiner letzten Fahrt, sie hörten auch, wie er darum bat, gebunden zu werden. Die Angeklagten thaten dies bereitwillig und warteten dann, gleichmüthig Betel kauend, auf sein Emportauchen. Es war sehr merkwürdig, daß er untersank und nicht, wie allgemein erwartet wurde, auf dem Wasser trieb. Dabei überraschte es allgemein, wie schnell er auf den Grund sank. Wahrscheinlich war bei der Bezauberung ein kleiner Irrthum mit untergelaufen. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß Mung Bah irgendwie das Mißfallen der „Nats" (Wassergeister) erregt hat und von ihnen aus Rache hinabgezogen wurde. Keiner dieser beiden Zeugen hält die Angeklagten für schuldig; wenn Jemand belastet erscheint, so ist dies der Ertrunkene selber, nicht aber Schway-U, der ein höchst achtbarer Mann ist.

Der englische Vertheidiger der Angeklagten fördert alles dieses durch sein Kreuzverhör zu Tage, dann äußert er sich kurz über die Beweggründe, von denen die beiden Angeklagten geleitet waren, und stellt das Uebrige dem Gerichtshofe anheim.

Wir Geschworene zweifeln keinen Augenblick daran, daß hier ein Todtschlag vorliegt. Die Herren Pereira, Da Silva und Aratun, die drei Parsen, sprechen dies auch ohne Zögern aus. Unser birmanischer Kollege, Mung Htso, ist jedoch keineswegs derselben Ansicht. Er ist ein Mann von guter Erziehung, spricht englisch ziemlich geläufig und ich kenne ihn persönlich als einen ganz verständigen und intelligenten Menschen; allein er ist eben Birmane.

„Hören Sie, Mung Htso," suche ich ihn zu überreden, „in solch' einer Sache müssen wir einstimmig sein. Ich kann mir nicht denken, daß Sie die Leute wirklich für unschuldig halten."

„Ich halte Schway-U und Lat-Gyi für gute Leute, Sir.

wandeln. Vor drei Monaten machte er die Bekanntschaft einer alten Dame in Maulmain, Namens Mah Tu, die einen kleinen, lebhaften Handel mit gedörrten Fischen betrieb. Wie andere alte Damen war auch Mah Tu ein wenig knauserig und geldgierig, und so darf man sich nicht wundern, daß sie aufmerksam wurde, als Nga Lugalay's alchemistische Kunstfertigkeit ihr zu Ohren kam. Man wurde bekannt, und schon wenige Tage nach der ersten Begegnung vertraute sie ihm die Summe von dreißig Rupien an, die er bereitwillig in Gold zu verwandeln versprach. Es wurde ausbedungen, daß Nga Lugalay keine Kosten berechnen dürfe, wenn die Transmutation nicht gelänge; hatten seine Bemühungen jedoch Erfolg, dann sollte er einen hübschen Antheil am Gewinn erhalten. Eine Quittung hat Mah Tu nicht in Händen, bei dem hoch wissenschaftlichen Charakter der ganzen Affaire war der Gedanke an eine solche ganz ausgeschlossen gewesen. Eine Reihe von Zeugen aber wird die Anklage unterstützen; Nga Lugalay versichert natürlich, unschuldig zu sein.

Die Mannigfaltigkeit der Indizien muß selbst unseren Freund Mung Htso zu der Anschauung bringen, daß der Angeklagte vom ersten Augenblick seiner Geschäftsverbindung mit Mah Tu an von merkwürdigem Mißgeschick verfolgt worden ist. Kaum hatte er die dreißig Rupien erhalten, da begann der Preis des Quecksilbers und anderer nothwendiger Requisiten zu steigen, bis er eine vorher unerhört gewesene Höhe erreichte. Nga Lugalay sah sich infolge dessen gezwungen, allwöchentlich kleine Summen von Mah Tu zu entleihen, um die Kosten zur Durchführung der Operation bestreiten zu können; dieselben sollten später von seinem Gewinnantheil in Abzug gebracht werden. Mah Tu gestand, daß des Mannes Ehrlichkeit, die ihn verhinderte, die dreißig Rupien anzugreifen, sie mit besonderer Hochachtung erfüllt habe.

Nga Lugalay muß ein wissenschaftlicher Enthusiast sein, nach den Angaben der Klägerin zu urtheilen. Sechs Wochen lang durchwachte er jede Nacht bei seinen Schmelztigeln, dabei unablässig Zaubersprüche und Beschwörungen murmelnd; aber das Gold kam nicht. Während dieser Zeit besuchte er die alte Dame täglich und erstattete derselben so günstige Berichte über den Fort-

gang der Arbeiten, daß sie bereitwillig noch ferner die Unkosten bestritt, bis die Gesammtauslagen sich auf fünfundfünzig Rupien bezifferten. Wohl sechsmal schon stand er unmittelbar vor dem glänzendsten Erfolge, dann aber wurde entweder der Mond von einer Wolke verdunkelt, oder der Wind legte sich urplötzlich, oder es geschah sonst etwas, wodurch die ganze Geschichte wieder verdorben wurde.

Mah Tu war auch verständig genug, um einzusehen, daß die Operation eine höchst komplizirte und schwierige war, und so lange sie den Angeklagten regelmäßig sah, fiel ihr auch nicht ein, mit Gewalt auf ein endliches Resultat zu drängen. Eines Tages jedoch — sie hatte vierzehn Tage lang von ihm kein Lebenszeichen vernommen — ging ihr die Sache doch ernstlich durch den Kopf, und sie begab sich nach seinem in der Vorstadt belegenen Hause, um zu hören, wie die Dinge eigentlich standen. Sie traf hier nur Mah Hlah, seine Frau, die ihr mittheilte, daß Nga Lugalay in dringenden Geschäften nach Mandaley gewandert sei. In jener Stadt wohnten berühmte „Savahs" (Weise), mit denen er wegen der Transmutation Rücksprache nehmen müsse, denn es sei nicht zu leugnen, daß Nga Lugalay bis jetzt noch nicht den Erfolg damit gehabt habe, den ein so großer Alchemist, wie er, zu erwarten berechtigt gewesen war.

Das klang sehr schön, und wenn Mah Tu vertrauensvoller gewesen wäre, so hätte sie sich damit wohl zufrieden geben können. Allein unglücklicherweise genügte ihr diese Auskunft nicht, sie deutete vielmehr an, daß sie die Rupien in ihrer natürlichen Gestalt zurücknehmen möchte.

Mah Hlah scheint dies als ein verstecktes Mißtrauensvotum aufgefaßt zu haben; als loyale Gattin wies sie dasselbe energisch zurück und erklärte schließlich rund heraus, daß kein Geld im Hause sei. Die Damen geriethen heftig aneinander und das Ende vom Liede war, daß Mah Tu zur Polizei lief und hier von dem gegen sie verübten Schwindel Anzeige erstattete.

Man machte sich auf die Suche nach dem Alchemisten und verhaftete denselben, aber nicht in Mandale, sondern in einer chinesischen Spielhölle in einem Vororte Maulmains. Von den fünfundfünfzig Rupien der alten Mah Tu war keine Spur mehr vorhanden.

Die Jury konnte nicht umhin, das „Schuldig" über den Angeklagten auszusprechen, trotz des Widerspruches, an dem es Mung Hso auch diesmal wieder nicht fehlen ließ. —

Diese Fälle sind typisch für die birmanische Bevölkerung, aber auch für die englische Gerichtsbarkeit. Unzweifelhaft ist, daß der Goldmacher für seine Schwindeleien Strafe verdiente. Viel zu hart bestraft aber wurde sicherlich der arme Schirmdieb, und die beiden Leute von Donabyu, denen außer ihrem Aberglauben nichts vorzuwerfen ist, sind offenbar ungerechterweise verurtheilt worden. Es stellt sich bei solchen Vorkommnissen heraus, daß das positive Recht ein historisch gewordenes, aus bestimmten Verhältnissen und Anschauungen herausgewachsenes ist und häufig sofort zum Unrecht wird, sobald man es ohne Weiteres auf ein anderes Volk und ein anderes Land anwendet. Daß die Birmanen daher so wenig wie die Inder in absehbarer Zeit geneigt sein dürften, europäische Gerechtigkeit und europäische Richterweisheit zu preisen, scheint nur zu natürlich. F. M.

Hungerkünstler unter den Thieren. — In den letzten Jahren sind die sogenannten Hungerkünstler aufgetreten und haben allgemeines Aufsehen erregt, indem sie 30 bis 40 Tage hindurch sich jeglicher Nahrung enthielten. Wenn dies auch für Menschen außergewöhnliche Leistungen sind, so gibt es unter den Thieren doch Hungerkünstler, welche sie weit übertreffen.

Schon der Wassertümpel zu unseren Füßen birgt derartige Thiere. Zahlreiche Infusorien der verschiedensten Formen tummeln sich in demselben herum. Eine unendlich feine Haut umgibt den weichen, gallertartigen Körper. Der geringste Druck genügt, die zarten Thierchen zu vernichten und doch sind sie im Stande, ohne Nahrung ihr Leben lange Zeit zu erhalten. Die glühenden Strahlen der Sonne trocknen allmälig den Tümpel aus; fest und hart ist der Boden geworden, und damit sind, so sollte man glauben, auch die zahlreichen Infusorien ertödtet. Doch das ist nicht der Fall. Sobald die Thierchen die Abnahme des Wassers merken, ziehen sie sich zu einer Kugel zusammen und umgeben sich mit einer festen Kapsel, welche ihr Körper absondert, ähnlich wie die Raupe sich mit einer festen Haut umkleidet und zur Puppe wird. Wie diese gibt auch das eingekapselte Infusionsthierchen

äußerlich kein Lebenszeichen von sich. So liegen sie an der Stelle wo früher der Tümpel sich befand. Aber der leiseste Windhauch führt die außerordentlich leichten Thiere in die Luft. Wohin? Monate-, ja jahrelang werden sie umhergetrieben, ohne daß Hitze und Kälte ihnen schaden, bis sie endlich wieder in's Wasser gelangen. Dann fängt das eingeschlossene Thierchen an, sich zu bewegen, und dehnt und streckt sich, bis endlich die Kapsel platzt, das Thier herauskriecht und munter umherschwimmt. Daraus erklärt sich das plötzliche Auftreten zahlloser Infusorien in Aufgüssen, welche freien Luftzutritt haben.

In feuchtem Moose, Sand, namentlich in den Dachrinnen finden wir andere Hungerkünstler. Es sind die Bärenthierchen, ebenfalls mikroskopische Wesen, deren wurmförmiger Körper vier stummelförmige Beine trägt. Diese Thierchen sind bedeutend höher organisirt als die Infusorien, denn sie besitzen nicht nur eine Saugröhre, welche in einen vollkommenen Verdauungskanal führt, sondern auch ein Nervensystem. Wenn die Feuchtigkeit ihres Aufenthaltsortes eintrocknet, so hüllen die Bärenthierchen sich zwar nicht wie die Infusorien in Kapseln ein, aber ihr Körper schrumpft zusammen und wird unbeweglich. Wochen-, ja monatelang bleibt das Thier, ohne Nahrung aufzunehmen, in diesem Zustande lebensfähig. Sobald wieder Feuchtigkeit hinzutritt, schwillt es auf, und das scheinbar erstorbene Leben kehrt zurück. Aber auch hochorganisirte Thiere haben die Fähigkeit, lange zu fasten. So erhielt im Frühjahr 1889 eine Fabrik in Moskau eine Parthie Blauholz aus Brasilien. Als einer der Blöcke, welcher für die Maschine zu umfangreich war, zerspalten werden sollte, kamen aus einem Astloche nach und nach hervor: eine mittelgroße Schlange, etwa acht Skorpione und große Tausendfüße und fünf große Vogelspinnen. Da die Reise über sechs Monate gedauert hatte, so konnten die Thiere also in dieser langen Zeit keine Nahrung zu sich genommen haben. Daß ihnen das Hungern nicht geschadet hatte, geht daraus hervor, daß C. Grevé später eine der Vogelspinnen erhielt, die vollkommen munter war, obwohl ihr beim Fangen von einem Fabrikarbeiter ein Bein ausgerissen war und sie alsdann vier Monate lang in einem engen Glasbehälter gehalten wurde.

Die Erzählungen, daß Kröten im Innern von Bäumen vollständig eingewachsen oder in rings geschlossenen Steinzellen gefunden seien, so daß sie Hunderte, ja, Tausende von Jahren in ihrem engen Gefängniß ohne Nahrung hätten ausdauern müssen, beruhen wohl auf ungenauer Beobachtung, indem die Oeffnung, welche zu diesen geschlossenen Räumen führte, nicht bemerkt wurde. Daß die Lebenszähigkeit der Kröten aber groß genug ist, um unsere Bewunderung zu erregen, beweisen die Versuche von Buckland, zu Oxford. Dieser Forscher ließ im November 1825 in einen großen Block von grobem, durchlässigem Kalkstein zwölf runde Zellen bohren, und die 1 Meter tiefen Eingänge vorn mit einem kreisförmigen Falze versehen, in welchen eine Glasscheibe und eine zum Schutze für das Glas bestimmte Schieferplatte paßte; die Ränder dieses doppelten Deckels wurden mit Thon ausgestrichen und so ein luft- und wasserdichter Verschluß hergestellt. In einem anderen Block von dichtem Sandstein höhlte man ebenfalls zwölf, jedoch etwas kleinere Zellen von nur 15 Centimeter Tiefe aus und brachte an ihnen denselben Verschluß an. Am 24. November wurde in jede der vierundzwanzig Zellen eine lebende Kröte gesetzt und sodann der Verschluß befestigt; hierauf grub man beide Blöcke einen Meter tief in die Erde ein, bedeckte sie und untersuchte sie am 10. November des folgenden Jahres zum ersten Male. In den kleineren Zellen des sehr dichten Sandsteins waren alle Kröten todt, zumeist auch bereits so verwest, daß man schließen mußte, sie seien schon vor Monaten gestorben. In den Zellen des groben Kalksteins jedoch lebten die meisten Gefangenen noch. Nach dreizehn Monaten waren alle Kröten ihrer Haft erlegen. Nach der ersten Untersuchung besichtigte man sie wiederholt, ohne jedoch die Glasdeckel abzuheben. Sie schienen immer munter, hatten wenigstens die Augen offen, wurden jedoch fortwährend magerer und starben endlich an Abzehrung. Von Schildkröten ist es bekannt, daß sie sechs bis acht Monate, einige Arten sogar jahrelang fasten können.

Warmblütige Thiere können im Winterschlafe ebenfalls lange Zeit der Nahrung entbehren. Im wachen Zustande bedürfen sie jedoch häufiger Zufuhr von Nahrung. Nur ein Fall ist mir

bekannt, in welchem sogar Tauben gegen dreißig Tage gefastet haben. Ich gebe diese Erzählung, trotz der angeführten Zeugen, jedoch mit allem Vorbehalte. Ein Herr Barot verließ am 18. November 1886 seine Villa in Saint-Trist, auf deren Boden sich vier Tauben befanden, und nahm die Schlüssel mit nach Paris mit der Absicht, nach wenigen Tagen zurückzukehren und über das Schicksal dieser Vögel endgiltig zu entscheiden. Es war für dieselben zwei Liter Korn hingestreut — eine Menge, welche nur für sechs oder sieben Tage ausreicht — und drei Gefäße Wasser, welche kaum für eine halbe Woche genügten. Verschiedene Geschäfte ließen Herrn Barot seine Gefangenen völlig vergessen und erst am Vormittag des 25. Dezember erinnerte er sich ihrer und reiste rasch nach seiner Villa. Er erwartete natürlich, sie sämmtlich todt vorzufinden. Zu seinem lebhaften Erstaunen waren drei noch am Leben und völlig munter; die vierte war todt, aber erst seit kurzer Zeit. Herr Dr. Martin, der Arzt des Ortes, und zwanzig Einwohner von Saint-Trist können diese merkwürdige Thatsache bezeugen.

Wenn wir auch von diesem letzten Beispiel absehen wollen, so geht doch aus dem oben Gesagten hervor, daß Thiere aus den verschiedensten Klassen die Fähigkeit haben, lange Zeit die Aufnahme von Nahrung entbehren zu können. Dr. W. Heß.

Allerlei merkwürdige Jubiläen. — Jubiläen sind eine schöne Sache, und heutzutage feiert sie Jedermann. Auch ist es ganz in der Ordnung, wenn Krieger, Beamte oder Arbeiter ihre vierzig- oder mehrjährige Berufsthätigkeit durch ein Jubiläum feiern, oder wenn eine Familie, wie die des Oberpostschaffners Suter in Cleve, den seltenen Gedenktag ihres zweihundertjährigen Verbleibens im Postdienste festlich begeht; wenn Seeleute, dem Beispiele des Herrn Jüngst, Kapitäns des Schnelldampfers „Havel" des Norddeutschen Lloyd folgend, nach glücklich vollendeter hundertster Oceanreise jubiliren. Allein ein fünfundzwanzigjähriges Festausschuß- oder Ballkomité-Mitglieds-Jubiläum, oder das Jubiläum der vor Kurzem in Jena gefeierten, von ein und demselben Gesellen bei ein und demselben Meister verfertigten 5000. Hose gehört unter die Lächerlichkeiten, die überhaupt auf diesem Gebiete so reichlich blühen. Daher wird es

nicht Wunder nehmen, daß sich unter den Jubilaren auch ein Ratten- und Mäusevertilger befindet. Der gute Mann hatte nun allerdings die Zahl seiner Opfer nicht gezählt, dafür aber berief er sich auf den fünfundzwanzigjährigen Bestand seines Unternehmens und das Jubiläum war fertig. Es finden sich ja immer genug Leute, die einer solchen „erhebenden" Feier durch ihre Theilnahme den nöthigen Glanz verleihen, vorausgesetzt natürlich, daß es dabei ordentlich zu essen und zu trinken gibt. Originell und wohl bisher noch einzig in seiner Art ist das Jubiläum jenes Advokaten, der den Umstand, 2000 Verbrechern vor Gericht als Vertheidiger zur Seite gestanden zu haben, durch eine Festlichkeit beging. Dieser reiht sich würdig an das Jubiläum jenes Edeln in Wien, der die Stirne hatte, das Jubiläum seiner fünfundzwanzigsten Bestrafung im Kreise von guten Freunden in einem Gasthause unter Umständen zu feiern, welche ihn zum sechsundzwanzigsten Male in's Gefängniß brachten; und ein Anderer, der mit dem Gesetze bereits vierundzwanzig Male in Konflikt gerathen war, that dies geflissentlich noch einmal, nur um „Jubilar" zu werden.

Unter die merkwürdigen Jubiläen gehört auch dasjenige, welches der bekannte (kürzlich übrigens in Irrsinn verfallene) Hungerkünstler Succi 1889 zu Mailand beging, nachdem er zum 25. Male dreißig Tage lang gefastet hatte; und dann das Jubiläum der Gattin eines Berliner Restaurateurs. Die Dame trug nämlich seit fünfundzwanzig Jahren ununterbrochen und ohne den jeweiligen, auf die Haartracht bezüglichen Moden irgend welche Konzession gemacht zu haben, dieselbe Frisur, wie sie vor einem Vierteljahrhundert Mode gewesen war, und feierte dieses seltene Ereigniß bei einem Mahle, wobei sie in einem Trinkspruche das Gelöbniß erneuerte, der gewählten Frisur treu bleiben zu wollen bis an's Ende aller Tage.

Die Treue führt natürlich sehr häufig, vielleicht am häufigsten, zu Jubiläen. So wurde in Wien ein Herr an dem Tage, an welchem ein halbes Jahrhundert verflossen war, seitdem er ein und dasselbe Gasthaus besuchte, daselbst mit Musik und Gesang begrüßt, und der bayrische Finanzminister Dr. v. Riedel feierte vor Kurzem im Franziskanerkeller zu München gar sein vierzigjähriges Jubiläum als Stammgast. Seit vierzig Jahren ist Herr v. Riedel durch alle Rangstufen des Beamtenlebens dem Lokale, wo er jeden

Mittwoch seinen Abendtrunk zu sich zu nehmen pflegte, treu geblieben. Als Lohn für diese Treue wurde ihm vom Besitzer des Etablissements ein schöner Maßkrug als Ehrengabe überreicht.

Die Geschenke spielen bei Jubiläen überhaupt eine große Rolle und es dürfte interessant sein, den bisher meist beschenkten Jubilar kennen zu lernen. Es ist dies Papst Leo XIII., denn er erhielt gelegentlich seines im Jahre 1888 begangenen fünfzigjährigen Priesterjubiläums so viele Liebesgaben, daß den Beamten des Vatikans hinsichtlich deren Unterbringung bereits bange wurde. Dies wird erklärlich, wenn man hört, daß sich unter diesen Gaben über 100,000 Rosenkränze, 40,000 Meßgewänder, eine Anzahl anderer kirchlicher Gebrauchsgegenstände, 14,000 Paar reichgestickte Pantoffeln und 50,000 Flaschen Champagner befanden. Dem heiligen Papst zunächst steht als Beschenkte die Königin Viktoria von England. Wohl waren die Gaben, die sie zu ihrem 1887 gefeierten fünfzigjährigen Regierungsjubiläum erhielt, nicht so zahlreich, wie die dem Papste geweihten, dafür aber ging deren Werth in die Millionen. Doch nicht nur hochstehende, auch gewöhnliche Sterbliche werden zum Jubiläum reich beschenkt.

So hat Frau Martha Higgs, eine der berühmtesten Köchinnen Londons, als sie das fünfundzwanzigste Festmahl zu Ehren des neuen Lordmayors hergestellt hatte und somit Jubilarin geworden war, Schmucksachen im Werthe von mehreren tausend Pfund Sterling erhalten. Der Lordmayor allein überreichte ihr ein Paar Ohrgehänge in der Form von Kochlöffeln, in deren Höhlung je ein großer Brillant angebracht war. Natürlich ist diese Frau nicht die Einzige ihres Standes, die es zur Jubilarin gebracht hat. Es wären da gar viele Frauen und selbstverständlich auch Herren zu nennen, indeß wir müssen uns weiter umsehen auf dem Gebiete des Jubiläums, und zunächst des auch unter dem Namen „Gorgonzola" bekannten Strachinokäses gedenken, der 1886 hundert Jahre alt geworden ist. Ganz Gorgonzola war an dem denkwürdigen Tage auf den Beinen, die herrlichsten Strachinokäse waren auf dem Markte aufgestapelt, und der Jubilar wurde in zahllosen Exemplaren verspeist. Im Ganzen und Großen also nicht nur ein seltenes, sondern auch ein geschmackvolles Jubiläum.

In Frankreich wieder hat's am 25. April 1892 ein tönendes Jubiläum gegeben, und die Jubilarin war die Marseillaise. In allen 36,000 Gemeinden Frankreichs sang man sie, und in Choisy-le-Roi, wo ihr Urheber, Rouget de l'Isle, begraben liegt, wurde auch Letzterer gefeiert.

Wenn wir schließlich noch erwähnen, daß kürzlich in Wien ein Straßenkehrerjubiläum stattgefunden hat, bei dem der „Besenveteran" in entsprechender Weise gefeiert, gepriesen, bekränzt und angejubelt worden ist, und daß auch ein Jubiläum der „dreihundertsten Dienstmagd" bei ein und derselben Herrschaft bereits stattgefunden hat, so wird der geneigte Leser wohl nachgerade die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es nichts zwischen Himmel und Erde mehr gibt, das nicht schon „bejubilirt" worden wäre, und Gustav Freytag beistimmen, der in dem Briefe, womit er im Jahre 1886 das ihm aus Anlaß seines 70. Geburtstages zugedachte Jubiläum ablehnte, der bangen Besorgniß Ausdruck gegeben hat, daß wir nach dieser Richtung hin seit Jahren zu viel thun, und es an der Zeit wäre, der „Jubiläumsseuche" durch entsprechende Mittel — vielleicht Koch'sche und Pasteur'sche Schutzimpfungen — Einhalt zu thun. R. M.

Das Gespenst im Kleiderschrank. — Zwei berühmte Männer des vorigen Jahrhunderts, der Pädagoge Basedow und der Dichter Gleim, konnten sich nicht leiden. Sie hatten wohl einmal ein literarisches oder anderes Zerwürfniß gehabt und waren sich seitdem spinnefeind.

Basedow hatte nach vielen unerquicklichen Streitigkeiten die Direktion des Philantropins in Dessau, einer nach seinen neuen pädagogischen Grundsätzen eingerichteten Erziehungsanstalt, niedergelegt und führte eine Art nomadisirendes Gelehrtenleben. Da kam er auf seiner Kreuz- und Querfahrt auch nach Halberstadt, wo Gleim als Sekretär des Domkapitels und Kanonikus des Stifts Walbeck seit 1747 in den behaglichsten Verhältnissen lebte.

Gleich nach der Ankunft besuchte Basedow einen guten Freund, bei dem sich ihm zu Ehren Nachmittags eine kleine Gesellschaft versammelte. Einer von der Gesellschaft schaute zufällig zum Fenster hinaus und sagte plötzlich: „Da geht Gleim!"

„Kommt er hierher?" fragte Basedow.

„Ja," versetzte der Hausherr. „Jedenfalls will er mich besuchen."

„Das kann ein schöner Spaß werden!" rief der Pädagoge entzückt. „Ich verstecke mich im Kleiderschrank. Gleim kann mich durchaus nicht leiden. Freunde, bringt das Gespräch auf mich, dann wird er seine aufrichtige Meinung über mich ganz unverhohlen äußern. Das wird für mich höchst interessant und lehrreich sein!"

„Aber der gute Gleim, wenn er in Eifer geräth, ist bekanntlich so grob wie Bohnenstroh," bemerkte Einer.

„Um so besser!" sprach Basedow. „Ja, das wird ein Hauptspaß!"

Er stieg in den in einer Ecke des Zimmers stehenden Kleiderschrank und ließ die Thüre desselben ein wenig offen.

Eine Minute später trat Gleim ein. „Haben Sie schon davon gehört, meine Herren?" sagte er sofort. „Das große pädagogische Ungeheuer soll heute angekommen sein!"

„Welches Ungeheuer?"

„Nun, der Affe Rousseau's, der pädagogische Hanswurst Basedow! Den meine ich natürlich. Er soll heute mit dem Postwagen in Halberstadt angelangt sein."

„Aber, lieber Gleim, wie können Sie so verächtlich reden von einem so ausgezeichneten Manne, dessen ‚Elementarwerk' in alle Sprachen übersetzt worden ist, dessen hoher Ruhm durch alle Länder erschallt?!"

„Ich sage," schrie Gleim, „er ist ein pädagogischer Affe! Ich vermag das wohl zu beurtheilen, denn ich war selbst einmal Hauslehrer. Hat er doch in einer seiner Schriften den Vorschlag gemacht, man solle einige ganz kleine Kinder in eine Art Schafstall sperren und sie gut füttern, im Uebrigen aber sie ganz sich selbst überlassen, um beobachten zu können, was bei solcher Methode schließlich herauskommen würde. Das ist doch offenbarer Wahnsinn! Darüber würde selbst Rousseau, der Mann der Natur, in ein Hohngelächter ausbrechen. Wie Basedow es in Dessau getrieben, das ist ja bekannt. Dort hat er die besten Menschen zur Verzweiflung gebracht. Als er endlich fortgejagt worden war, da fielen sämmtliche Lehrer des Philantropins auf

die Kniee, indem sie unter Freudenthränen Gott dafür dankten, daß sie einen solchen Kerl von Direktor endlich los geworden. Und dann — aber was — was ist das?"

Die Worte erstarben ihm auf den Lippen. Denn ihm gerade gegenüber knarrte die Thür des Kleiderschranks weit auf. Wie ein Rachegespenst kam der eben so heftig geschmähte Pädagoge zum Vorschein.

Mit größter Gemüthsruhe setzte Basedow sich an den Tisch und zwar Gleim gerade gegenüber.

„Beruhigen Sie sich, Herr Domsekretarius und Kanonikus," sagte er. „Erschrecken Sie nicht so! Ich bin kein Gespenst, sondern der leibhaftige Basedow."

„Sie haben Alles gehört?" stammelte Gleim.

„Alles! Kein Wort ist mir entgangen."

„Ich wußte ja nicht, daß Sie hier im Zimmer —"

„Ich will es wohl glauben, daß Sie mich nicht im Kleiderschrank vermutheten."

„Sonst hätte ich das doch lieber nicht gesagt."

„Herr Gleim, Sie waren früher als Sekretär bei dem alten Fürsten von Dessau angestellt — was hat der alte Haudegen einmal zu Ihnen gesagt, wie hat er Sie genannt? Es ist sehr bekannt. Man spricht noch heute in Dessau davon, wo man mir die Geschichte erzählte. Es war durchaus nichts Schmeichelhaftes, was der alte Dessauer Ihnen sagte."

„Ich weiß, worauf Sie anspielen," sagte Gleim. „Die Geschichte gereicht mir nur zur Ehre. Ich hatte den alten Dessauer in's Feldlager begleitet und legte eines Tages Fürbitte bei ihm ein für einen armen Teufel von Spion, der gehängt werden sollte. Der Fürst wollte von Begnadigung nichts hören und sagte zornig zu mir: ‚Halte Er den Mund, Gleim! Er ist ein Esel'!"

„Wenn der alte Dessauer nun doch Recht gehabt hätte?"

„Herr Basedow!"

„Herr Gleim!"

„Ich verbitte mir solche Witze!"

„Herr Gleim, ich empfehle Ihnen dringend, beherzigen Sie den schönen Vers: Was Du nicht willst, das man Dir thu', das füg' auch keinem Andern zu! Was Tausend, ich glaube als Pä-

dagoge mehr werth zu sein, wie Sie als Dichter. Sie führen, wie man sagt, einen guten Keller für Ihre Freunde, aber Sie selbst trinken lieber Wasser. Das finde ich sehr komisch! Sie haben anakreontische Lieder gedichtet von Liebe und Wein, aber als ein eingefleischter Junggeselle haben Sie niemals ein Weib geliebt, niemals ein Mädchen geküßt, und niemals haben Sie einen Rausch gehabt. Wegen Ihrer ‚Kriegslieder eines preußischen Grenadiers' hat man Sie den ‚neuen Tyrtäus' genannt, aber zwischen Ihnen und Tyrtäus ist, meine ich, der Unterschied so groß, wie zwischen neuem Leder und altem Lorbeer."

Gleim war eine Weile ganz niedergeschmettert. Dann fragte er kleinlaut: „Meinen Sie das wirklich so im Ernste?"

Basedow stellte die Gegenfrage: „Meinten Sie es ernst, als ich im Kleiderschranke sak?"

„Nein!"

„Dann will ich auch nur gescherzt haben."

Der Hausherr meinte: „Es würde doch schön sein, wenn zwei solche ausgezeichnete Männer, anstatt sich gegenseitig zu ärgern, sich die Hände zur Versöhnung reichen wollten!"

„Dazu bin ich gerne bereit," sprach Basedow.

„Ich auch," sagte Gleim.

Beide schüttelten sich die Hände.

Dann rief der poetische Sekretär des halberstädtischen Domkapitels: „Ich habe vortrefflichen Rüdesheimer in meinem Keller. Meine Herren, ich lade Sie Alle ein! Wir wollen die Versöhnung durch ein Trankopfer feiern, nach der alten Griechen Weise. Und ich selbst möchte mit meinem neugewonnenen Freunde hier auf recht dauernde Freundschaft anstoßen." F. L.

Allerhand Eisenbahnen. — Wie es scheint, hat die Dampfeisenbahn bereits die Grenze ihrer Entwickelungsfähigkeit nahezu erreicht. Wohl dehnen sich ihre Linien von Jahr zu Jahr weiter aus, wohl wächst noch immer die Masse der beförderten Personen und Güter, die Zahl der Züge und die Dichtigkeit des verwickelten Netzes; dagegen müht man sich von Tag zu Tag mit geringem Erfolg, der Geschwindigkeit unserer Eisenbahnen noch etwas hinzuzusetzen. Die Dampflokomotive besitzt in ihrem empfindlichen Mechanismus von Kolben, Kurbeln und Treibstangen

ein eigensinniges Element, welches bei allzu schneller Fahrt den Geleisebau bedenklich erschüttert, und Maschine und Wagen in gefährliche Vibrationen versetzt. Durch einen schwereren Unterbau von starken eisernen Schwellen und äußerst massiven Schienen sucht man hier Verbesserungen zu erzielen und eine erhöhte Fahrgeschwindigkeit zu erreichen, aber die Erfolge entsprechen dem Aufwand an Mühe nicht, und in kurzer Zeit wird man eine Grenze erreichen, über welche die Dampflokomotive auch Langschwellen und Goliathschiene nicht hinausbringen. Kleine Verbesserungen werden wir noch in Menge an unseren Eisenbahnen erleben: bessere Luft, bessere Heizung, bessere Beleuchtung, fundamentale Aenderungen wenig. Gerade auf diese aber weisen die Bedürfnisse der Neuzeit hin. Schon jetzt erscheint dem Kaufmann, der oft und weit zu reisen hat, die Geschwindigkeit unserer Schnellzüge zu gering, und von Jahr zu Jahr steigern sich die Ansprüche.

Da erhebt sich nun neben dem ehrwürdig rauchgeschwärzten Schlot des Lokomotivkolosses ein keckes Kind des letzten Dezenniums mit dem kühnen Versprechen, das zu leisten, was jene versagt: die elektrische Eisenbahn. Nachdem sie der Dampflokomotive die Grubenbahn im Bergwerk, die Tief- und Hochbahn in der Großstadt siegreich entrissen, bricht sie frank und frisch in die eigentliche Domäne des Dampfes ein, und verlangt auch im Fernverkehr den Platz, der ihr, wie sie behauptet, zukommt.

Zwischen Wien und Pest soll die elektrische Eisenbahn für den Fernverkehr ihre Feuerprobe bestehen; die Entfernung von 250 Kilometern soll sie in einer Stunde zurücklegen. Drei bis vier Stunden braucht heute auch der schnellste Eisenbahnzug, um diesen Weg zu machen. Gelingt es, das Ziel zu erreichen, welches sich hier die Elektrotechniker gesetzt haben, so wäre der Elektrizität eine bedeutende Rolle neben der Dampflokomotive gesichert. Neben ihr freilich nur, denn die Hauptaufgabe der Eisenbahn, den Massentransport, wird nach wie vor der Dampf bewältigen müssen. Einzelne Wagen, durch kurze Pausen getrennt, mit vierzig bis fünfzig Passagieren, wie es das Wien-Pester Projekt beabsichtigt, in Sturmeseile zwischen den Knotenpunkten des Handels und der Industrie dahinsausen zu lassen, dazu ist die

elektrische Energie befähigt; aber die endlosen Ketten unserer Personenzüge zu schleppen, oder gar die riesigen Lasten unserer Gütertransporte, dazu eignet sich vorerst besser der schwerfällige Mechanismus der Dampfmaschine.

Ist's auf diesem Felde nur erst ein Experiment, das man wagen will, so hat die Elektrizität an anderen Orten schon auf's Vielseitigste ihr Geschick für den Eisenbahndienst durch Thaten bewiesen. Hasten in London die kurzen Züge der elektrischen Untergrundbahn in eisernen Röhren vier Stockwerke tief unter dem Erdboden dahin, so sausen in Liverpool, dem Herzen der englischen Industrie, die Wagen auf eisernem Viadukt hoch über dem Straßengetümmel. Huschen bereits in einigen hundert Städten anstatt der Pferdebahnwagen die elektrischen Gefährte durch die Straßen, so hat man sich hier und da auch schon an größere Strecken gewagt. Verbindet doch in Kalifornien bereits eine elektrische Eisenbahn von 125 Kilometer Länge die Städte San Francisco und St. José.

Aber auch die Elektrizität hat Nebenbuhler erhalten. Schon vor zwei Jahren überraschte uns die Pariser Ausstellung mit der hydraulischen Bahn von Barre, der wunderbaren Eisenbahn ohne Räder, die dennoch durch eine ganz feine, zwischen Schiene und Gleitschuh des Wagens gepreßte Wasserschicht so leicht getragen wird, daß sie im Laufe nicht den dritten Theil des Widerstandes findet, den der rollende Wagen zu besiegen hat. Ist auch die merkwürdige Erfindung noch nicht in großem Maßstabe erprobt, so wird doch unablässig daran gearbeitet, sie zu verbessern und in die Zahl der großen Verkehrsmittel einzureihen, und es ist sicher zu erwarten, daß auch die Gleitbahn noch einmal eine der darauf verwandten Mühe würdige Rolle spielen wird.

Ihren eigenen Weg ist von Anfang an die Bergbahn gegangen, die Trösterin aller Bequemen, Dicken und Schwachen, welche einen Gipfel zu erklettern sich scheuen, den Genuß, ihn betreten und an seiner Aussicht sich geweidet zu haben, aber nicht entbehren möchten. Vor zwanzig Jahren erklomm zuerst die Dampfmaschine, an gezahnter Stange sich gemächlich aufwärts haspelnd, vom Vierwaldstätter See her den Rigi-Kulm; der Erfolg lockt Nach-

ahmer, fast jedes Jahr brachte neue Bergbahnen, fast jedes Jahr neue Erfindungen. War das Zahnrad nicht mehr im Stande, die steilen Bergwände hinanzuklimmen, so griff man zum Seil; machte es Schwierigkeiten, den plumpen Kessel und die todte Last der Kohlen mitzuschleppen, so trat die Dynamomaschine in ihre Rechte — schon mancher Gebirgsbach leiht heute willig seine Kraft, um dem Aussichtsdürftigen die Mühe zu ersparen, sich seine Aussichtspunkte durch eine Kletterparthie zu verdienen. Und zum Zahnrad, zum Seil, ist neuerdings ein dritter Bewerber gekommen bei den Vorarbeiten zur Jungfrau-Bahn. Hier ist's mit dem an die Bergeshänge geklebten Schienenstrang zu Ende, denn der Eisengürtel, der die Jungfrau besiegt, muß sich hinaufwinden in die Gefilde des ewig starrenden Eises. Hier gilt es den Weg unter der Erde zu nehmen, im Schutze des Tunnels die Reisenden zum Gipfel hinaufzuschaffen. Und wenn nun einmal ein Tunnel, in Gestalt einer eisernen Röhre, erbaut wird, dann liegt es nahe, dem Wagen all und jeden Mechanismus zu ersparen und zum Prinzip der Rohrpost zu greifen. Der Ingenieur Locher, dessen Name mit der Geschichte der Gebirgsbahnen eng verknüpft ist, hat das pneumatische Projekt für die Jungfrau-Bahn ausgebreitet, nach welchem die je fünfzig Personen fassenden Wagen vom Lauterbrunner Thal aus durch einen fast eine Meile langen Tunnel zum Gipfel „hinaufgeblasen" werden. Ein Uebermaß von einer Achtel-Atmosphäre über den gewöhnlichen Luftdruck genügt, um die Wagen in einer Viertelstunde auf den Gipfel zu bringen, und zur Beschaffung des erforderlichen Quantums gepreßter Luft reichen die Wasserkräfte des erwähnten Thals aus. In Amerika ist augenblicklich eine Bahn, deren höchster Punkt die Meereshöhe der Jungfrau erreicht, bereits im Bau. Hier konnte man es indessen, da die Strecke, in einem milderen Klima liegend, unterhalb der Schneegrenze bleibt, bei der Zahnstange und einer oberirdischen Linie bewenden lassen.

Das großartigste Muster einer Eisenbahn ist ohne Zweifel ein Fahrzeug, das ein ganzes Seeschiff mit Mann und Maus davonträgt. Auch vor solchen Riesenwerken schreckt das Zeitalter des Verkehrs und der Maschinen nicht mehr zurück. In Kanada, wo zwischen der Fundy-Bay und dem Lorenz-Golf die Halbinsel

Neu-Schottland in einer Breite von 500 Kilometern dem Festlande vorgelagert ist, wird den Schiffen künftig ein gefahrvoller Umweg von 800 Kilometer erspart bleiben, wenn sie die Schiffsbahn benutzen, welche jetzt über den nur 27 Kilometer breiten Streifen Landes erbaut wird. Auf vier starken Geleisen bewegt sich ein mächtiges Fahrzeug, zur Aufnahme der Schiffe geeignet; an den Enden ziehen sich die Schienen in's Wasser hinab und gestatten den Wagen, von unten her das schwimmende Fahrzeug zu fassen, um es alsdann aus der See emporzuheben und fortzutragen. Gelingt dieses Werk nach Wunsch, so wird künftighin der Bau von Kanälen bedeutend eingeschränkt werden können, ihre Arbeit verrichten die Schiffsbahnen schneller und billiger.

Noch eine, dem Binnenverkehr großer Städte gewidmete originelle Idee verdient es, hier angeführt zu werden: das Rettig'sche Projekt endloser Straßenbahnen. Die Verwendung einzelner, sich auf Schienen bewegender Beförderungsmittel wird ganz verworfen; das Warten auf die Pferdebahn, das Zuspätkommen beim elektrischen Wagen soll ein Ende nehmen. Jedermann soll die Möglichkeit haben, an jeder Stelle und in jedem Augenblick sich der Straßenbahn anvertrauen zu können. Diese Straßenbahn besteht daher aus einem im Zuge der Hauptverkehrsadern hinlaufenden, unabläßig in Bewegung befindlichen, aus breiten Platten zusammengesetzten Metallstreifen, den man nur zu betreten braucht, um sich von ihm forttragen zu lassen. Seitlich befindliche, langsamer sich bewegende Streifen oder Bahnen erleichtern das Besteigen des Beförderungsmittels. Ob jedoch diese Bahn brauchbar ist, kann natürlich auch erst die Zukunft lehren.

W. Berdrow.

Eine türkische Kriegserklärung. — Vor Eröffnung des Krieges, welchen der Sultan Mohammed IV. gegen Kaiser Leopold I. im Jahre 1682 führte, erging an diesen folgende Kriegserklärung, deren Original noch heute vorhanden ist. „Von Gnaden des im Himmel waltenden Gottes, verpfänden wir, Mola Mohammed, glorreicher und allgewaltiger Kaiser von Babylonien und Judäa, vom Orient und Occident, König aller irdischen und himmlischen Könige, Großkönig vom heiligen Arabien und Mau-

retanien, geborener, ruhmgekrönter König Jerusalems, Gebieter und Herr des Grabes des gekreuzigten Gottes der Ungläubigen, Dir Cäsar Roms und Dir König von Polen Unser heiligstes Wort, ebenso allen Deinen Anhängern, daß wir im Begriffe sind, Dein Ländchen mit Krieg zu überziehen, und führen Wir mit uns 13 Könige mit 1,300,000 Kriegern Infanterie und Kavallerie, und werden Dein Ländchen mit diesem Heere, von dem weder Du noch Deine Anhänger je eine Ahnung hatten, ohne Gnade und Barmherzigkeit mit Hufeisen zertreten und dem Feuer und Schwerte überliefern. Vor Allem befehlen Wir Dir, Uns in Deiner Residenzstadt Wien zu erwarten, damit Wir Dich köpfen können. Auch Du, kleines Königlein von Polen, thue dasselbe. Wir werden Dich, sowie alle Deine Anhänger vertilgen und das allerletzte Geschöpf Gottes, was nur ein Giaur ist, von der Erde verschwinden machen. Wir werden Groß und Klein vorerst den grausamsten Qualen aussetzen und dann dem schändlichsten Tode übergeben. Dein kleines Reich will ich Dir nehmen und die gesammte Bevölkerung von der Erde wegfegen. Dich und den König von Polen werden Wir so lange leben lassen, bis Ihr Euch überzeugt haben werdet, daß Wir alles Angesagte erfüllt. Dies zur Darnachachtung. Gegeben in Unserer Haupt- und Residenzstadt Stambul, in Unserem 40. Lebensjahre und in dem 26. Jahre Unserer allmächtigen Regierung." M. L—l.

Billiger Bauplatz. — Der kleinste Wechsel oder richtiger die kleinste Anweisung, die wohl je vom Bundesschatzamt zu Washington ausgestellt worden ist, kam im Laufe des vorigen Jahres zur Auszahlung. Es betraf die Zahlung der Riesensumme von einem ganzen Cent für Eigenthum, welches mindestens 40,000 Dollars. werth war. Die Vorgeschichte dieser Bundesschuld ist die folgende.

In der vorhergehenden Kongreßsession gelang es dem Vertreter der Stadt Lowell in Massachusetts, eine Bill zur Bewilligung von 200,000 Dollars für ein in der genannten Stadt zu errichtendes Regierungsgebäude durchzubringen. Ein halbes Dutzend Grundeigenthümer in Lowell, die schon vorher für die Bill gewirkt, wetteiferten nun an Bereitwilligkeit, der Regierung das Grundstück für das Gebäude zu verkaufen, theils des guten

Preises wegen, theils aber auch, und noch mehr, in der Aussicht, den Werth des ihnen verbleibenden, dem zu verkaufenden benachbarten Grundeigenthums durch das zu errichtende Regierungsgebäude erhöht zu sehen.

Allen Verkäufern voran war das Konsortorim der Eigenthümer der sogenannten Bundesflaggenmühle, deren Hauptaktionär ein gewisser Ben Butler ist. Das Konsortium besaß ein großes Grundstück neben seiner Mühle und bot einen Theil davon der Regierung zu einem sehr niedrigen Preise an, und in der berechtigten Erwartung, daß der Werth des Uebrigen durch den Regierungsbau vervielfacht werde.

Dieselben Gedanken hatte aber auch eine Grundeigenthümergesellschaft, deren Großgrundbesitz am anderen Ende der Stadt belegen, wovon ein gleich großer Theil zu ebenso billigem Preise offerirt ward. Nun ging zwischen den Zweien ein Konkurrenzkrieg los, der sein Ende erreicht zu haben schien, als das Butler-Konsortorium den Meisterzug that, sein Grundstück der Regierung für einen Dollar anzubieten, aber der Zug ward parirt durch einen besseren. Kaum hatte die andere Gesellschaft davon vernommen, so bot sie ihr Grundstück um einen Cent an, und zu diesem Preise hat es die Regierung nach sorgfältiger Prüfung beider Grundstücke, wie aller übrigen, die angeboten wurden, schließlich acceptirt.

Darauf stellte das Schatzamt in Washington dem Vertreter des siegreichen Syndikats die Anweisung auf die Kaufsumme von einem Cent aus, aber erst, nachdem die Besitztitel ebenso sorgfältig geprüft worden und alle legalen Formalitäten so gewissenhaft durchgegangen waren, als handle es sich bei dem anzuweisenden Betrage um eine Million. O. v. B.

Tanzordnungen und Damenspenden. — Bei großen und kleinen, vornehmen und gewöhnlichen Tanzunterhaltungen ist seit jeher eine gewisse Ordnung in der Reihenfolge der Tänze bestimmt und eingehalten worden; doch wurde dieselbe früher weder aufgeschrieben noch gedruckt. Man weiß nicht, wann die erste Tanzordnung ausgegeben wurde, und ob sie geschrieben oder gedruckt war. Indeß wird gewöhnlich angenommen, daß gedruckte Tanzordnungen nicht vor dem Jahre 1820 allgemein ge-

bräuchlich gewesen sind. In der Regel bestanden sie aus einem Blatt Papier, auf welchem die Reihenfolge der Tänze in Schwarzdruck verzeichnet war. Dann erhielten diese Tanzordnungen die Form kleiner Büchlein, in welche man, wenn man wollte, kurze Bemerkungen einschreiben konnte. Um das Jahr 1830 fügte man dem Verzeichnisse der Tänze verschiedene auf das Tanzvergnügen bezügliche Gedichte und Aussprüche hinzu. Diese poetischen Tanzordnungen hielten sich aber nicht lange, wahrscheinlich weil nicht immer neue passende Verse aufzutreiben waren. Auch heutzutage würde es damit hapern, und darum hat noch keines der zeitgenössischen, so zahlreichen Ballkomités auf jene Idee zurückgegriffen. Weil aber jedes dieser Komités schon in Sachen der Tanzordnung Originelles leisten will, ist vor einigen Jahren zu Dresden in einer vornehmen Gesellschaft eine gereimte Tanzordnung den Damen überreicht worden, welche folgenden Wortlaut hatte:

„Es wird als schöner Anfang von dem Ganzen
Herr A. mit mir Polonaise tanzen.
Sodann bekommt Herr B. auch, falls er
Mich engagirt, den allerersten Walzer.
Die Polka geb' ich, sollt' es sich so fügen
Herrn C. mit viel Vergnügen.
Herr D., in voller Eleganz,
Tritt mit mir an zum ersten Kontretanz.
Mit Herrn E. tanz ich vor der Pause
Den zweiten Walzer, eh' es geht zum Schmause.
Den Kotillon, den geb' ich gern
Herrn F., stets aller Tänzer Stern.
Rheinländertanz bleibt reservirt
Herrn G., wenn er mich engagirt.
Ich hab' mir zum Lancier den graziösen
Herrn H. freudig auserlesen.
Zur Tyrolienne, sollt' ich nicht sitzen bleiben,
Will gern ich mich Herrn J. verschreiben.
Zum nächsten Walzer wünsch' ich mir
Herrn K. als schmucken Kavalier.
Galop erbittet Herr L. von mir,

Frohlocke mein Herz und freue Dir!
Mit Herrn M. „Großvater" tanzen zum Schluß,
Scheint mir ein ganz besond'rer Genuß."

Selbstverständlich waren diese wohlgemeinten Verse in einem elegant ausgestatteten Buche enthalten. Ueberhaupt ist die Buchform die natürlichste, vornehmste und beliebteste. Die Ballgeber kommen immer wieder darauf zurück, und selbst König Humbert von Italien bestimmte, als die Aufgabe von Tanzordnungen bei Hofbällen überhaupt beschlossen worden war, daß dieselben das erste Mal, es war am 19. Februar 1889, in Buchform zu erscheinen hätten. Selbstredend waren diese Bücher auf's Eleganteste ausgestattet. Der Einband bestand aus Sammet in allen Farben und auf dem Titelblatte waren die Anfangsbuchstaben der Namen des königlichen Paares, überragt von der Krone, angebracht, je nach dem Range der Damen entweder von Gold oder oxydirtem Silber. Die Tanzordnung der Königin Margherita war von gemustertem Sammet mit Brillantsternen bedeckt. Diese Tanzordnung ist unstreitig die prächtigste und reichste ihrer Art und gehört, da sie geeignet ist, ein bleibendes Andenken an das Ballfest zu bilden, unzweifelhaft schon in die Kategorie der Damenspenden, oder Ballüberraschungen, wie man derartige Gaben nannte, als sie im Jahre 1838 Mode wurden. Naturgemäß waren diese Ballüberraschungen schon damals das, was sie heute sind, eine originelle und werthvolle Ausgabe der Tanzordnung. Die ersten Damenspenden, so genannt, weil sie nur den weiblichen Ballgästen gespendet wurden, sollen in seidenen Taschentüchern bestanden haben, in deren Ecken die Reihenfolge der Tänze gedruckt oder gestickt war. Dann kamen als Damenspenden Blumensträuße in Aufnahme, deren seidene Bindbänder in mit der Tanzordnung bedruckte Schleifen ausliefen. Als originelle Damenspende finden wir Täschchen von der Art, wie sie die deutschen Mädchen bis in's 17. Jahrhundert hinein seitwärts an ihren Kleidern zu tragen pflegten.

Der Wiener Journalisten- und Schriftstellerververein „Konkordia" spendete gelegentlich seines Balles im Jahre 1872 den Damen ein Miniaturalbum mit den Porträts berühmter österreichischer und deutscher Dichter. Ein anderes Mal wieder bestand

die Damenspende dieses Vereines, dessen Ball jedesmal der glänzendste des Wiener Karnevals ist, aus einem Opernglase, dessen blinde Objektive die Tanzordnung enthielten, während die oberen kleinen Gläser Spiegel waren. In neuester Zeit bot die „Konkordia" ihren Damen in Gestalt einer zierlichen Papyrusrolle eine wissenschaftliche, der Bürgermeister von Wien aber den weiblichen Besuchern des Balles der Stadt Wien in Gestalt einer Kassette, welche Ansichten von Wien enthielt, eine architektonische Ballüberraschung. Ueberhaupt ist zu diesem Zwecke bereits nahezu Alles benutzt worden, und wir haben in der Sammlung einer fleißigen Ballbesucherin nicht nur Gesetzestafeln, Pergamentrollen, Kodexe in Schweins- und sonstigem Leder, sondern auch eine Lokomotive, eine Eisenbahnsignal- und Drehscheibe, ferner ein Segelschiff und ein Steuerrad gesehen, bei dessen Umdrehung ein Täfelchen mit den jeweilig auszuführenden Tänzen sichtbar wurde. Endlich bemerkten wir in dieser vielleicht einzig dastehenden Sammlung auch eine zierliche, auf einer Lafette ruhende Kanone, in deren Rohre die Tanzordnung steckte, und fanden es angesichts dieser Fülle von reizenden Nippsachen begreiflich, daß die Ballgeber hinsichtlich der Damenspende zuweilen in Verlegenheit gerathen. Trotzdem ist in den letzten Jahren eine Tanzordnung aufgetaucht, deren Form zwar alt — die Buchform — deren Inhalt aber neu ist. „Deutsche Frauen und Mädchen," heißt es in solch' einem Buche, „wir wünschen euch alle erdenkliche Lust und Freude beim heutigen Feste und haben nur eine Bitte an euch, nämlich, daß ihr im deutschen Tanzsaale deutsch reden möchtet. O saget nicht: Arrangement, sondern Anordnung; nicht arrangiren, sondern anordnen, nicht Engagement, sondern Werbung zum Tanze. Statt des welschen Ausdruckes engagiren, gebraucht den deutschen: sich versprechen; statt engagirt sein, versprochen sein; statt Entrée sagt: Eintritt, beziehungsweise Vorzimmer; statt Garderobe: Kleiderraum, statt Garderobier: Kleiderhüter; statt Promenade: Rundgang, statt promeniren: sich ergehen, lustwandeln; statt Toilette: Kammer, Waschraum. Beim Walzer könnt ihr bleiben; statt Polka aber sagt: Hopser, Hüpfer; statt Polka-Mazurka einfach: Polnischer; statt Française: Welscher, statt Galop: Schnelltanz. Und merket ferner: Der Kotillon ist der Gabentanz;

die Quadrille aber der Reigen, und die dabei gebräuchlichen Befehle des Tanzmeisters lauten zu deutsch: Pantalon = Begrüßung; Eté = Gegengang; la Poule = Schwebe; Trenis = Laube; Pastourelle = Einzelgang; Saint Simonier = Damenwechsel; Chaine = Kette; Chaine de Dames = Damenkette; Chaine anglaise = englische Kette; Balance = Wiege; Colonne = Reihe; Ronde = Runde; Moulinet = Mühle; Tour de Main = Händewechsel; Chassé croisé = Empfehlung; Finale = Schluß; Tour = Tanz. Wir bitten nochmals um geneigte Berücksichtigung unserer Bitte: im deutschen Tanzsaal, deutsche Rede." —

Eine belehrende Damenspende, die, wie sogleich bemerkt sein möge, keineswegs in erhabener Einsamkeit dasteht. Im Gegentheile. Der als Sonderling bekannte Lord Hamilton pflegt die Besucherinnen seiner luxuriösen Ballfeste schon lange alljährlich mit etwas „Belehrendem" zu überraschen, und darum wunderte sich Niemand, daß der in Elfenbein gebundene Foliant, welcher im letzten Jahre die Damenspende bildete, nebst dem Tanzverzeichnisse mehrere Dutzend der vortrefflichsten Kochrezepte der beliebtesten englischen Nationalspeisen enthielt. Ein Nachwort rechtfertigte diese Ueberraschungen folgendermaßen: „Meine Verehrten! Man ist nicht immer schön, nicht immer jung, man verbringt sein Leben nicht auf dem Balle, es kommt eine Zeit, wo man andere Zerstreuungen wünscht, und so ist es von Vortheil, wenn man es versteht, leckere Gerichte herzustellen. In früheren Jahrhunderten war es nichts Ungewöhnliches, daß die vornehmen Damen sich in die Küche begaben und ihre weißen Arme in Mehl badeten; scheuen Sie daher nicht davor zurück, von meinen Anweisungen Gebrauch zu machen, denn wenn schon Ihre Männer keine Herzen besitzen sollten, so werden sie doch Mägen haben, und es ist doch eine alte Wahrheit, daß der Weg zum Herzen des Mannes durch den Magen geht!" — Ob die so sinnig beschenkten Damen diese Mahnung beherzigt haben, ist nicht bekannt geworden. Dagegen aber ist sicher, daß die belehrenden Ballüberraschungen nicht modern werden dürften. Richard March.

Der Schellack. — Von dem fast in allen Gewerben in Anwendung kommenden Schellack wissen die Wenigsten, daß er das Produkt eines Thierchens, eines Insekts, ist. Eigentlich ist der

Schellack ein vegetabilisch-animalisches Erzeugniß, weil ihn die Pflanze ohne das betreffende Thier, sowie das Thier ohne die betreffende Pflanze nicht erzeugen kann. Beide Faktoren müssen nothwendig zusammenwirken. Das Thierchen, welches den einen Faktor bildet, gehört zu den Schildläusen, jener berüchtigten Familie aus der Ordnung der Halbflügler, welche unsren Pflanzen, besonders den Pfirsichbäumen, Weinstöcken, Orangen, Citronen, Oleandern ꝛc. in so hohem Grade schädlich werden, aber auch, wie die in Rede stehende Schildlaus und besonders die Kochenille-Schildlaus, sehr nützliche Glieder zählen. Das Thierchen, das den Schellack erzeugt, führt den zoologischen Namen Coccus lacca, Lackschildlaus. Es ist ½ bis 1 Millimeter lang — die letztere Größe erlangt nur das Weibchen — oval, von rother Färbung, auf dem gewölbten Rücken mit einer Leiste versehen. Die Fühlhörner sind von halber Körperlänge, und hinten am Körperende hat das Thierchen zwei divergirende Schwanzborsten. Die Männchen haben glashelle Flügel. Das Vaterland dieses Insektes ist Ostindien, vorzüglich das Gangesgebiet, wo es von den Bewohnern gepflegt wird. Die Pflanzen, auf denen die Thierchen ihren Aufenthalt haben, sind besonders der Malabarische Lackbaum und mehrere Feigenarten. Sie suchen die jungen Triebe auf und setzen sich an ihren Spitzen, das Holz mit ihrem Rüssel anbohrend, in ungeheurer Menge an, so daß die äußersten Zweige dieser Bäume das Aussehen erhalten, als ob sie von einem rothen Ueberzug bedeckt wären. Haben sie sich einmal eingebohrt, so wechseln sie ihren Ort nicht, sondern bleiben unbeweglich an den Baumwunden haften, wie der festhafteste Schmarotzer. Infolge des Anbohrens der Rinde quillt aus dem Holze der Saft heraus, von welchem das Insekt sich nährt und der um die Thierchen einen Rand bildet, welcher nach und nach durch Anhäufung des Saftes immer höher wird und zuletzt das ganze Insekt umgibt. Wenn diese Periode eingetreten ist, d. h. wenn das Insekt von einer Zelle umschlossen ist, hört die Absorption der Säfte auf. Die äußere Hülle der Cyste oder Zelle hingegen bleibt eine zeitlang feucht, indem dieselbe mit einer schönen rothen Flüssigkeit angefüllt ist, in der sich 20 bis 30 ovale Eier dieser Schildlaus befinden, die von dem todten Leib der Mutter bedeckt sind. Letztere

stirbt nämlich alsbald nach dem Ablegen der Eier, wie das überhaupt unter den Insekten meist der Fall ist. Sobald die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, bohren sie sich durch den Körper der Mutter hindurch und gelangen so aus der Zelle. Sie begeben sich nun gemeinschaftlich auf einen saftigen Sprößling der Pflanze und treiben ihr Wesen, wie eben beschrieben. Diese das weibliche Insekt umgebenden Zellen mit ihrem rothen Inhalte, der aus dem Harze der Pflanze und den wachsartigen Absonderungen des Thierchens besteht, bilden einen wichtigen Handelsartikel: die Lackfarben und den Schellack. Durch Auskochen und Behandeln mit verschiedenen chemischen Reagentien wird den von der ersten Generation des Insektes im Februar und der zweiten Generation im August eingesammelten Harzzellen dieser Thierchen zunächst der Farbstoff entzogen und sodann das zum größten Theil entfärbte Harz, welches den Schellack bildet, in Tafeln oder Blättchen ausgegossen. Um ein halbes Kilogramm zu erhalten, sind etwa 5000 bis 6000 Thiere nöthig. Es gibt mehrere Arten von Schellack, wie extrafein, orange, Granatschellack, feiner Knopflack, weißer gebleichter Schellack ꝛc., und Kalkutta ist der Stapelplatz und Hauptausfuhrhafen, von wo in den letzten Jahren steigender Export stattgefunden hat und wo die Abladungen gegen 100,000 Zentner per Jahr betragen. Wie sich die Produktion von Jahr zu Jahr steigert, so nimmt auch der Konsum stetig zu. Dies gilt besonders von den Vereinigten Staaten Nordamerika's welche hauptsächlich die extrafeinen Orangequalitäten in Anspruch nehmen. Für Europa ist London der Haupteinfuhrhafen. Dr. A. Berghaus.

Die Franzosen und die Weißenfelser Saalbrücke. — Am 30. Oktober 1757 zogen sich die Franzosen vor der Schlacht von Roßbach über die Saale zurück und brannten die Weißenfelser Brücke hinter sich ab. Friedrich der Große ließ dann mit Hilfe der dortigen Fischer am 2. November in aller Eile unter dem Wehrdamm bei der Horren- oder Walpitzmühle eine neue bauen. — Nach der Schlacht bei Leipzig 1813 brannten die Franzosen die schöne, überdachte Saalbrücke von Weißenfels aus Furcht vor den nacheilenden Preußen und Russen ab. Auf Blücher's Befehl wurde von russischen Pontonieren und den Fischern von

Weißenfels eine Floßbrücke geschlagen. Während er den Arbeitern zusah, rief auf einmal der alte Fischer Mund: „Das ist nun schon das zweite Mal, daß ich hinter den Franzosen her eine Brücke bauen muß!"

„Na, na, Freund, das ist wohl nicht gut möglich," sagte Blücher.

„O ja," entgegnete der alte Mund, „vor 56 Jahren, wie sie bei Roßbach ‚geklatscht' wurden, da hab' ich schon eine mit bauen helfen."

„Dann, Alter, allen Respekt," meinte der Marschall Vorwärts, und als die Brücke fertig war, nahm er den Fischer am Arme und rief: „Komm, Alter, wir Beiden wollen die Ersten sein, die hinter den Franzosen herziehen," und führte ihn über die Brücke. D.

Gemüthlich. — Wie in den alten patriarchalischen Verhältnissen die Fürsten oft in fast bürgerlicher Gemüthlichkeit mit manchem ihrer Diener verkehrten, ist belegt durch eine Einladung des Zweibrückischen Rathes Johann Balthasar Hofmann an seinen Landesherrn, Herzog Johann II. von Zweibrücken, und die Antwort des Letzteren (aus dem 17. Jahrhundert). Der Rath schreibt: „Dieweil Euer Fürstl. Gnaden neulich mit einem schlechten Nacht-Imbiß vorlieb genommen, so neme Ich die Kühnheit J. F. Gnaden freizustellen, ob sie diesen Abend neben den Fräulein wieder zu mir herauß kommen und mit Haußmanns Kost sich begnügen und dabei lustig machen wollen. Wer sonsten Euer Fürstl. Gnaden angenehm, können sie mir ja sagen lassen."

Darauf antwortete der Herzog: „Ich habe vermeint, mich auf morgen zu dem Schultheißen zu begeben, weil Ihr es aber begehrt, will Ich mich einstellen. Wen Ihr weiter laden wollet, soll mir angenehm sein. Ich habe Niemands bei Hofe, wie Ihr wisset, als einen Wassertrinker; die Weintrinker könnt Ihr bestellen. — Die Kinder sind nichts nutz bey solchen Imbisen, werden hinnen bleiben." D. G. W.

Die Erfindung des Gaslichtes. — Wer das Gaslicht eigentlich erfunden hat, läßt sich nicht mit Sicherheit nachweisen. Möglicherweise ist es schon den alten Alchemisten, welche Jahrhunderte lang die Natur in ihren Retorten quälten, nicht ganz

fremd geblieben, aber als unnütz verschmäht worden, da es ihnen doch nicht den „Stein der Weisen" zeigte.

Die erste Nachricht vom Gaslicht gab im Jahre 1739 ein englischer Geistlicher, Clayton, der sich viel mit chemischen Versuchen beschäftigte und, um sich von den verschiedenen Bestandtheilen der Steinkohle zu überzeugen, einige Stücke davon in einem dichtverschlossenen, mit einem Halse versehenen Gefäß (Retorte), das er noch mit einer in einer Spitze ausgehenden Röhre verband, dem offenen Feuer aussetzte, also trocken destillirte. Bald erblickte er eine dunkle Flüssigkeit, die sich aus der Kohle entwickelte; dann sah er Dämpfe daraus hervorgehen, die sich nicht verdichteten, sondern in die Röhre emporstiegen und bei ihrem Austritt aus derselben sich an einer vorgehaltenen Flamme entzündeten. Damit war das Gaslicht erfunden, doch fiel es Niemand ein, dasselbe praktisch zu verwerthen.

Einen guten Schritt weiter vorwärts machte der französische Techniker Philipp Lebon, der im Jahre 1767 in Brachay bei Joinville geboren und bereits in frühester Jugend einen außerordentlichen Eifer für das Studium der Physik und Mechanik bekundete. Während 1791 in Paris die Schrecken der Revolution wütheten, lebte er in seinem Geburtsorte bei seinem Vater ruhig seiner Wissenschaft und kam hier bei seinen Experimenten eines Tages auf den glücklichen Gedanken, die Eigenthümlichkeiten des Rauches zu untersuchen. Zu diesem Zweck nahm er daher ein geeignetes Fläschchen, füllte es bis zur Hälfte mit Holzsägespänen und hielt es dann über glühende Kohlen. Bald entwickelte sich in dem Glase ein dicker Rauch, der einen brenzlichen Geruch verbreitete, welcher die Gegenwart einer theerigen Substanz verrieth. Darauf näherte er das Glas einer angezündeten Kerze und siehe da, der Rauch entzündete sich und zeigte eine Flamme.

So groß das freudige Staunen war, welches die so unerwartete Erscheinung dem jungen Forscher aufnöthigte, erkannte er doch sogleich die ungeheure Wichtigkeit dieser Thatsache und war sich aller Verwendungen derselben für das praktische Leben schon ziemlich klar bewußt. Und dieser prophetische Blick auf die wichtigen Folgen seiner Erfindung unterscheiden ihn von Clay-

ton, der mit seinem Experiment nicht über die Grenzen chemisch-physikalischer Spielerei hinauskam.

Um das Gas von seinen scharfen, übelriechenden Beimischungen zu befreien, leitete er den Rauch mittelst einer Glasröhre in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, worin er die erdpechartigen Stoffe zurückließ, so daß er nach seinem Austritt aus diesem Wasserbad ein Gas lieferte, das nicht nur reiner war, sondern das auch alle seine brennbaren Eigenschaften beibehalten hatte. Aus dieser Thatsache schloß der Erfinder auf die Möglichkeit, nicht nur aus Holz, sondern aus allen brennbaren Körpern ein Gas zu gewinnen, das sich zur Beleuchtung wie zur Heizung eignen, und dessen Fabrikation ganz wichtige industrielle Stoffe, wie Theer, Holzessig u. dergl. als Nebenprodukte liefern würde.

Es war demnach die gesammte Gasindustrie, welche Ph. Lebon wie mit einem Schlage erfunden hatte, und er war hinsichtlich der praktischen Durchführbarkeit so fest überzeugt, daß man noch heute in Brachay die Worte hören kann, die er voll Begeisterung seinen dortigen Jugendgenossen zurief: „Wartet nur, ich werde euch einheizen und leuchten von Paris bis Brachay!"

Die guten Leute zuckten damals kopfschüttelnd die Achseln und sagten zu einander: „Er hat sich überstudirt, der gute Lebon, und ist nun verrückt geworden." In der That gab es wohl Niemand, der daran zweifelte, und wäre dies um einige Jahrhunderte früher geschehen, so hätte der junge Ingenieur vielleicht als Hexenmeister sein Leben lassen müssen. Einmal aber im Besitz einer so viel versprechenden Industrie, ließ er sie nicht mehr aus den Händen. Er experimentirte zunächst auf dem Hofe seines Vaters im Großen mit einem vollständigen Erfolg. Dann setzte er seine Versuche in Paris selbst fort und zwar in einem Hause auf der Straße St. Louis-en-l'Isle, das ihm gehörte, und als er sich hier in den Stand gesetzt sah, seine Idee zur Ausführung zu bringen, ließ er seinen Apparat, den er „Thermolampe" nannte, weil sie ebenso zur Erwärmung wie zur Beleuchtung diente, patentiren. Endlich verwendete er seinen Apparat im Hotel Seignelay (Rue St. Dominique), das er miethete und das besonders wegen der

schönen Beleuchtung seines Gartens für die Pariser auf kurze Zeit ein Gegenstand der Neugierde wurde.

Umsonst war jedoch auch die verzweifeltste Beharrlichkeit; die Idee war eben noch zu neu und die Revolution nicht geeignet, sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen. Gezwungen, die Hauptaufgabe seines Planes auf günstigere Zeiten zu verschieben, mußte er sich vor der Hand auf die Fabrikation der Nebenprodukte beschränken, wozu ihm ein Theil des großen Waldes von Rouvray zur Verfügung gestellt wurde. Leider war es ihm auch später nicht vergönnt, seine Lieblingsidee zu verwirklichen; denn als er 1804 nach Paris kam, um den Krönungsfeierlichkeiten Napoleon's I. beizuwohnen, wurde er von unbekannt gebliebener Hand ermordet.

Auch in Deutschland beschäftigte man sich um jene Zeit mit ähnlichen Versuchen. Im Jahre 1802 zeigte Winzler aus Znaim zu Wien öffentlich die Art der Beleuchtung durch Holzgas; dasselbe fand einige Jahre später durch Werner an mehreren Orten Sachsens statt; ja, im Jahre 1808 erleuchtete derselbe bereits eine Tuchmanufaktur in Züllichau mit Holzgas. Aber alle diese Flammen gingen wieder schlafen, weil ihnen noch die wahre Lebensluft, Unternehmungsluft und öffentliche Theilnahme fehlte.

Uebrigens verschlang die Entwickelung des Gases ungeheure Holzmassen, was auf die Preise nicht ohne Einfluß hätte bleiben können. Daher griffen die praktischen Engländer bald zu ihren Steinkohlen und erreichten damit bessere Erfolge. Schon bei der Friedensfeier im Jahre 1802 zeigten sich die Eisenwerke in Soho mit Gas beleuchtet; 1803 wurde die Gasbeleuchtung im Lyceumtheater in London eingeführt und 1804 in einer der größten Spinnfabriken in Manchester. Im Jahre 1822 hatte diese Beleuchtungsart bereits so zugenommen, daß, obwohl nur erst Privatleute sich derselben bedienten, die in Gaswerken angelegten Kapitalien über 15 Millionen Mark betrugen, und die Gasleitungsröhren eine Länge von mehr als 36 deutschen Meilen hatten. Von da an kam die Gasbeleuchtung immer mehr in Aufnahme und wurde nach und nach in allen großen und mittleren Städten unseres Kontinents eingeführt. Sie hat die Kultur bis zu ihrer jetzigen Höhe begleitet, bevor sie aber ihren hundert-

jährigen Geburtstag feiert, droht sie eine mächtigere und vielleicht gefährlichere Koncurrentin zu überflügeln: die Elektricität.

L. H.

Warum Mohammed seinen Anhängern das Weintrinken verbot. — Bekanntlich trinkt der strenggläubige Mohammedaner noch heute keinen Wein und geräth höchstens in Verlegenheit, ob er Champagner und Liqueur unter die Weinsorten rechnen soll oder nicht. Mancher heimliche Anhänger des Weingottes aber mag schon im Innern mit dem Propheten gehadert haben, warum er diesen herrlichen Genuß dem Moslemin verboten habe. Darüber erzählt ein Reisender des 16. Jahrhunderts Folgendes: Mohammed kehrte eines Tages, auf einer Reise begriffen, bei einem Freunde ein, der gerade ein Hochzeitsmahl gab. Auf dessen Einladung setzte sich der Prophet zu den Uebrigen. Da beobachtete er mit Verwunderung, wie sich die Gäste heiter gegenseitig die Hände schüttelten, umarmten und küßten und sich Freundschaft zuschworen, und er erfuhr auf sein Fragen, daß der Wein diese Fröhlichkeit und diese Zärtlichkeit hervorrufe. Da segnete Mohammed den Wein, der die Menschen in Liebe zu vereinen im Stande sei; dann brach er auf und wanderte weiter. Am nächsten Tage kehrte er zurück. Doch wie erstaunt war er, als er überall in dem Hochzeitssaale Spuren eines heftigen Kampfes erblickte und als er sah, wie der Fußboden mit Blut bespritzt war; er hörte, daß die Hochzeitsgäste, nachdem sie sich mit Wein angefüllt, in Raserei verfallen und dieses Blutbad angerichtet hätten. Da änderte Mohammed seine Meinung vom Weine, verfluchte seinen Genuß und verbot ihn auf immer seinen Anhängern. D.

Kriegsfalken und Kriegsschwalben. — Vor vielen Jahren machte Louis Schneider in einem im Vereine „Cypria" zu Berlin gehaltenen Vortrage den Vorschlag, man solle, anstatt die Brieftaubenzucht im eigenen Lande zu fördern, von der im Kriege nur sehr unsicherer Vortheil zu erhoffen, dagegen durch unfreiwilligen Verrath unermeßlicher Schaden zu befürchten sei, lieber eine Abrichtung von Falken zur Befehdung feindlicher Brieftauben in's Leben rufen. Man ist in Deutschland damals dieser Anregung nicht gefolgt. Dagegen hat sich in Petersburg vor Kurzem eine Gesellschaft gebildet, welche die mittelalterliche

„Falkenbeize" zu neuem Dasein erweckt hat. Trotzdem die Kunst der Falkendressur in Europa wohl ganz verschwunden war, so konnten sich die Russen doch leicht aus dem ihnen in Asien benachbarten Perserreiche abgerichtete Falken verschaffen, da dort die Falkenjagd in voller Blüthe steht. Sehr bald traten zahlreiche Militärs dem Petersburger Falkenvereine bei, und die Versuche richteten sich ganz dahin, die Falken zum Abfangen der Brieftauben abzurichten. Da diese Versuche gelangen und die Falken es lernten, die Tauben nebst ihren Briefschaften unversehrt in die Hände der Falkoniere zu liefern, so ist man in Rußland bereits seit drei Jahren damit vorgegangen, außer den Brieftaubendepots auch Kriegsfalkenstationen einzurichten. Die Dressur der Falken ist nicht leicht und auch das Lanciren derselben erfordert besondere Geschicklichkeit. Die Abrichtung der jungen Thiere beginnt um die Futterzeit. Zwei Falkoniere stellen sich anfangs mit geringem Abstande voneinander auf und fassen mit je einer Hand das Ende einer Leine, über welche ein Ring mit dem daran gebundenen Falken läuft. Der eine Falkonier trägt außerdem den Falken auf der Faust, während der andere den Vogel mit einem Stück Fleisch anlockt. Der Abstand der Falkoniere wird von Tag zu Tag bis auf etwa 200 Meter vergrößert und mit der Zeit das Stück Fleisch durch einen lebendigen Vogel ersetzt, der aber dem Falken sofort an der Fußschnur entzogen wird, sobald er ihn erwischt hat. Dafür erhält der Falke einen besonderen Leckerbissen. Schließlich kann er frei zur Jagd verwendet werden, und er bringt, seines Leckerbissens sicher, das erhaschte Thier unversehrt seinem Herrn. Es geht aus dieser Jagdmethode hervor, daß die Falken bei ihrem Gebrauche in einer Weise der Beaufsichtigung bedürfen, wie sie im Kriege selten durchzuführen sein dürfte. Auch der Unterhalt der Kriegsfalken ist nicht ohne Schwierigkeiten. Die Vögel sind schwer zu warten und verlangen große Sorgfalt in der Ernährung. Außerdem müssen sie häufig an die Luft gebracht und im Nothfall auf der Faust spazieren getragen werden. Der Hauptgrund, der die Russen zur Bevorzugung des Kriegsfalkenwesens bestimmt hat, ist wohl der, daß sie in ihrem rauhen Klima mit den Brieftauben nur geringe Erfolge erzielt haben. Es liegt auf der

Hand, daß die Verwendung eigener Kriegsfalken und eigener Kriegstauben auf demselben Kriegstheater ausgeschlossen ist, denn schwerlich werden diese Raubvögel lernen, die freundlichen Brieftauben von den feindlichen zu unterscheiden. Dagegen sind die Falken den Schwalben wenig gefährlich, und sollte demnächst der Ersatz der Brieftauben durch die Briefschwalben gelingen, so möchte die ganze Mühe der Russen mit dem Kriegsfalken vergebens gewesen sein. Und diesen Ersatz hat man neuerdings ernstlich in's Auge gefaßt. An Klugheit, d. h. im zweckbewußten Handeln, sind die Schwalben den Tauben sicher überlegen, und auch der Heimathssinn, sowie das Orientierungsvermögen erscheinen bei den ersteren Vögeln fast noch erstaunlicher, als bei den letzteren. Von der Klugheit der Schwalben kann man sich leicht überzeugen, wenn man sich störend einem ihrer Nester nähert; mit scharfem Schrei alarmiren die bedrohten Vögel ihre Genossen und zornig umschwirren die Schwalben der Nachbarschaft den Eindringling. Schießt man gar eine der Schwalben, so steigert sich sichtbar die zornige Erregung der übrigen. Vielfach ist beobachtet worden, daß die Schwalben gefangene Gefährten mit dem Schnabel aus den Schlingen befreit haben. In Japan sind die Schwalben gern gesehene Hausbewohner, weil sie sich durch Vertilgung der vorhandenen Insekten höchst nützlich machen. Die Grundbedingung für die zu genießende Gastfreundschaft ist aber peinliche Reinlichkeit, und sie lernen dort den Unrath mit dem Schnabel in das Freie zu tragen. In Bezug auf den Orientirungssinn der Schwalben fehlt es gleichfalls nicht an glaubwürdigen Belegen. Aus dem Alterthum wird von einem Ritter Caecinna Volaterranus berichtet, er habe auf einer Reise von seinem Landsitz in Griechenland nach Rom, wo sein Viergespann auftreten sollte, unterwegs von dem Hause eines jeden seiner Gastfreunde eine Schwalbe mitgenommen. Nach gewonnenem Sieg habe er von der Arena aus zum unermeßlichen Jubel der Zuschauer jene Thierchen, mit einem Bändchen um den Hals versehen, als Siegesboten in ihre entsprechenden Heimathsorte flattern lassen. In neuester Zeit hat ein Herr, der von Rheydt nach Berlin fuhr, von ersterem Orte drei Schwalben mitgenommen, von denen er die erste in Gütersloh, die zweite in Minden, die dritte in Hannover hat fliegen

lassen; alle drei sind richtig in ihr Nest zurückgekehrt. Allerdings dürfte die Eigenthümlichkeit der Schwalben, als Zugvögel im Winter nach dem fernen Süden zu wandern, ihre Verwendbarkeit sehr beschränken, falls es nicht gelingen sollte, diese Thiere auch in der kalten Jahreszeit an ein nordisches Heim zu fesseln. Sehr zu Gunsten der Schwalbe spricht, daß sie von großer Wetterfestigkeit ist, selten den Fängen der Raubvögel zum Opfer fällt und sich durch ihren hohen Flug fast ganz den Schüssen der Jäger entzieht. Alles in Allem läßt sich von ihr erwarten, daß sie sich mit Vortheil wird zum Briefbotendienst heranziehen lassen und die Brieftauben ersetzen, so daß die Absicht der Russen, in einem Kriege die Brieftauben des Feindes durch ihre Falken zu bekämpfen und den Depeschendienst desselben so zu unterbinden, eine vergebliche sein würde. Dr. A. B.

Das Blockhaus Lincoln's. — Einige Chicagoer Bürger haben die Hütte angekauft, in welcher der Bundespräsident Abraham Lincoln (1865 von dem Schauspieler Booth im Theater zu Washington erschossen) einen Theil seiner Jugendzeit verbrachte und die er seinem Vater bauen half. Das Blockhaus soll in einer Halle untergebracht und permanent aufgestellt werden.

Dasselbe stand in Macon County (Illinois) und wurde im Jahre 1831 errichtet. Es bestand zuerst aus einem Zimmer und einem Speicher. Die Höhe beträgt 19, die Länge 16 und die Breite 18 Fuß. Im Jahre 1835 wurde eine zweite Hütte von gleicher Größe angebaut. Kurze Zeit nachdem der Anbau vollendet war, verließ der junge Lincoln seine Heimath, aber er stattete seinen Eltern zweimal im Jahre einen Besuch ab. Die Reise, welche allerdings nur 10 englische Meilen betrug, legte er regelmäßig zu Fuß zurück.

Zum letzten Male besuchte er die alte Heimstätte im Jahre 1861, nachdem er zum Präsidenten erwählt worden war. Damals spaltete er einen Baumstumpen und schnitt den Namen seines Vaters in zwei Bretter und steckte dieselben in Thomas Lincoln's Grab auf dem Gorton-Friedhofe. Die bescheidenen Monumente sind heute verschwunden, und an ihrer Stelle erhebt sich ein Denkmal aus Granit. Es war auch damals, als ihm seine Stiefmutter, welcher Abraham sehr zugethan war, beim Abschiede

sagte: „Sie werden Dich noch tödten, mein Junge, und ich werde Dich nie wiedersehen.“

Der Grund, auf welchem die Blockhütte stand, soll durch ein schönes Denkmal geschmückt werden. O. v. B.

Unverbesserlich. — Kardinal Fleury gab sich alle Mühe, den trägen jungen König Ludwig XV. von Frankreich, dessen Erziehung ihm übertragen worden war, zu größerer Thätigkeit aufzurütteln. Einmal ging er sogar so weit, ihm zu sagen, es seien früher in Frankreich Könige wegen ihrer Faulheit abgesetzt worden.

Dies schien den König stutzig zu machen. Er erwiederte nichts; aber einige Tage später erklärte er: „Ich habe über das nachgedacht, was Sie mir von der Entthronung einiger meiner Vorfahren erzählt haben. Bitte, sagen Sie mir doch, erhielten sie große Jahresgehalte, als sie das Volk absetzte?“

Von diesem Augenblicke an erkannte Fleury, daß es eine vergebliche Bemühung sei, aus seinem Zögling einen großen Herrscher machen zu wollen. C. L.

Auch ein Trost. — Der Komödiendichter Labiche führte eines Abends einen Gast aus der Provinz in seine Loge in's Variété-Theater, wo gerade die Première eines Vaudeville's von ihm stattfand. Das Stückchen, welches später einen großen Lacherfolg errang, wurde an jenem Abend von dem unberechenbaren Publikum energisch abgelehnt. Im Verlaufe des Abends wendete sich Labiche zu seinem Gast und sagte: „Ich bin trostlos, mein Freund, daß Sie es so schlecht getroffen haben.“

„O, im Gegentheil,“ erwiederte der biedere Provinziale lachenden Gesichtes, „Sie sehen mich entzückt. Es war schon von jeher mein Lieblingswunsch, einmal ein Stück gründlich durchfallen zu sehen!“ M. L—l.

UNIV. C[illegible]
JUL [illegible] 1917

Verlag von W. Spemann in Stuttgart und Berlin.

Ein außerordentlich praktisch angelegtes und nützliches Werk ist:

Stickmuster

für

Schule und Haus.

Entworfen und mit einer Anleitung zum Entwerfen versehen

von

Dr. A. Stuhlmann,

Direktor der Allgemeinen Gewerbeschule zu Hamburg.

Mit 74 Tafeln und 260 Mustern für Leinenstickerei in Kreuzstich und Halbstich.

In eleganter Mappe Preis 6 Mark.

„Stickmuster für Schule und Haus" ist ein Werk, das bestens empfohlen zu werden verdient. Der Autor, eine mit den Erfordernissen auf dem Handarbeitsgebiete wohlvertraute Persönlichkeit, bürgt für die Brauchbarkeit und Gediegenheit dieser Sammlung. Die Muster können ebensogut als Vorlage für unmittelbare Nachbildung, wie als Motive für freie, weitere Komposition benützt werden.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Ein gediegenes Haus- und Familienbuch ist:

Illustrierte Musikgeschichte.

Die Entwicklung der Tonkunst
aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart

von

Emil Naumann,

weil. Königl. Professor und Hofkirchenmusikdirektor.

Zwei Bände in Groß-Oktav. Preis broschiert 15 Mark, elegant in Ganzleinwand gebunden 20 Mark.

Eine Geschichte der Musik von ihren frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart, von den ersten unvollkommenen, unharmonischen Tönen bis hin zu den vollendeten, wunderbaren Schöpfungen der großen Meister — wirklich ein weitumfassendes Gebiet. Es war eine berufene Kraft, die diesen ungeheuren Stoff klar und übersichtlich geordnet und ihn zu einem harmonischen Ganzen vereinigt hat. Die Liebe und Begeisterung für die edle Kunst der Musik bringt der Verfasser in jeder Zeile zum Ausdruck, so daß es auch dem der Musik weniger Nahestehenden hohe Befriedigung gewähren muß, sich mit dem Inhalte des Buches bekannt zu machen und den Gang der Entwicklung in dem Reiche der Töne im Zusammenhange kennen zu lernen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9865

Im Verlag
in Stuttgart
Auflage von

...ellschaft
...ie dritte

Beckers Weltgeschichte.

Neu bearbeitet und
bis auf die Gegenwart fortgeführt
von

Prof. Wilhelm Müller.

Das Werk gelangt zur Ausgabe in 66 Lieferungen à 40 Pf., in 12 broschierten Bänden à M. 2.20, und in 6 gebundenen Bänden à M. 6.— und enthält zahlreiche Illustrationen und Karten.

Eine Reihe von Lieferungen und Bänden sind bereits erschienen.

Beckers Weltgeschichte ist eines der ältesten Geschichtswerke. Ein Jahrhundert hindurch ist das Werk bekannt und hat sich stets einen guten Ruf zu bewahren gewußt. Denn so viele neue und zum Teil wertvolle Bearbeitungen der Weltgeschichte auch im Laufe der letzten Jahrzehnte erschienen, in einer Hinsicht steht das ursprüngliche Beckersche Werk heute noch unübertroffen, ja unerreicht da: in der außerordentlich faßlichen, ansprechenden und fesselnden Darstellung, welche die gesamte Weltgeschichte mit der Anschaulichkeit von Wandgemälden vor dem Leser aufrollt und dasselbe zu einem Lieblingsbuche des deutschen Volkes, zu einem Bildungsmittel ersten Ranges für alt und jung gemacht hat. Diesen Vorzug des berühmten Beckerschen Original-Werkes zu erhalten und unter Berücksichtigung der neueren Forschungen auf die Höhe der heutigen Geschichtswissenschaft zu bringen, war die Aufgabe, welche der Bearbeiter der vorstehenden Ausgabe, Prof. Wilhelm Müller, sich gestellt und welche er

Subskription... n Buchhandlungen entgegen.

...ervation 1992